Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Nr. 36

Sonntag, 6. September 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Im Spätsommerwind

Von Ernst Fröhlich

Weiße Wolke flieget
Noch im Sommerwind –
Junge Mutter wieget
In dem Arm ihr Kind.

Schaut die Föhrenwälder
Weithin über'm See,
Grüßt die Ährenfelder
Über Kraut und Klee.

Und das Korn rauscht leise,
Und ein Sichlein klingt,
Daß so liebe Weise
In das Herz ihr dringt:

Wiege, Mutter, wiege,
Sing der Menschheit Lied –
Fliege, Vogel, fliege,
Wie die Wolke zieht!

Bald gleich Opferfeuern
Flammt der Wald so rot,
Und das Gold der Scheuern
Wandelt sich in Brot!

Zeichen des Übergangs

Nun ist auch schon der Monat August, der Reise- und Ferienmond, zu Ende; hier und da fällt schon als erster Tropfen des nun bald anhebenden herbstlichen Sterbens leise raschelnd ein Blatt. Die ersten Südlandswanderer unter den Tieren haben sich schon auf die Reise gemacht. Anfang September hören wir schon die Schneegänse über uns in der Luft, wenn sie, schnarrend und zum Keil gestaffelt, auf dem Durchflug vom hohen Norden her unsere Heimat kreuzen, und unsere Mauersegler, unsere flinksten Sommergäste, ziehen auch schon nicht mehr schrillend ihre Kreise um die Firste der Türme und Hochhäuser; nach uraltem Gesetz haben sie sich schon Anfang August auf die Reise zum Süden gemacht. Und wer es nicht an den wandernden Vögeln und dem vergilbenden Laub merkt, dem sagen es schon die merklich kürzer werdenden Tage und die kühlen Nebelschleier, die sich jetzt gerne morgens und abends über Wiesen und Felder breiten, daß wir uns, trotz der tagsüber oft noch recht warm scheinenden Sonne, mit raschen Schritten der Herbst-Tagundnachtgleiche nähern. „Scheiding" nannten unsere Vorfahren den Monat September, weil wir in seiner dritten Woche vom Sommer Abschied nehmen, Scheiding auch, weil am 21. September der längere Tag in uns geht, um der längeren Nacht die Vorherrschaft zu überlassen.

Wenn auch im Herbstmond, wie er später von unsereren Vorfahren auch genannt wurde, die Sonne noch während der zwei ersten Drittel des Monats im Zeichen der Jungfrau steht und erst in den Tagen den Paß in das Zeichen der Waage tritt, also während der ersten Zweidrittel kalendermäßig noch Sommer ist, so tragen die Tage doch schon alle Zeichen eines Uebergangs in eine andere Jahreszeit an sich: Zeichen der Vollendung, der Fülle und der Reife. Der das ganze Jahr umspannende Prozeß des Wachsens, Blühens und Fruchtens neigt mit der ersterbenden Kraft des Sonnengestirns seinem Ende zu, was im Sommer noch unscheinbar und gleichfarbig im grünen Laub verborgen lag, das leuchtet jetzt selbstbewußt und verheißungsvoll rot und gelb und blau aus dem bunten Farbenspiel des herbstlichen Laubes. Und nun, nachdem uns mit ihren Gaben überreich beschenkt, lichten sich Baum und Strauch, Blatt um Blatt sinkt zu Boden, bis schließlich ein letzter Herbststurm die kahlen Aeste fegt. Das ist dann die Zeit, wo es in Feld und Wald stiller wird, alles, was das kreucht und fleucht, beginnt, Vorsorge zu treffen für den Winter, die letzten Zugvögel rüsten endgültig zur Abreise, die Vorratssammler unter den Tieren aber hamstern mit verstärktem Eifer Reserven für die Entbehrungsarme Winters- und Schneezeit. Die Winterschläfer aber machen sich dann sachte auf die Socken und halten Ausschau nach einem wohlgeschützten Unterschlupf für die Zeit, da ein scharfer West und Nord über die leeren Felder fegen wird.

Gewiß: Sommer ade, Scheiden tut weh! — Und doch macht der nun anhebende Herbst uns den Abschied nicht allzuschwer; denn er hat auch seine Freuden und Schönheiten, und besonders seine zwei ersten Monate können, trotz des oft überschwänglich gelobten Frühlings, mit zu den schönsten des Jahres gerechnet werden. Bringt uns der Lenz immer wieder neues Licht,

Klischee: Eig. Anfertigung

Herrlicher deutscher Wald!

Wer hätte je dein Lob zu Ende gesungen, wer deinen tausendfältigen Zauber je ganz ausgekostet. Voll erhabener Pracht ist dein Reich, und auch das kleine Wunder fehlt dir nicht, das uns Menschen, die wir uns so groß dünken, demütig und andächtig macht. Friede wohnt in deinen Hallen, der tief beseelt und das Herz erhebt. Hohe Tore baust du über stillen, verschwiegenen Wegen. Wir glauben uns im Märchen, und doch ist da eine überwältigende Wirklichkeit: Wir finden uns selbst in dir: in deinem feierlichen Ragen, das wie unsere Sehnsucht ist, in deinem Rauschen, das wie die Sprache unserer Seelen klingt, wenn du über wilden Gipfeln mit einsamen Sternen Zwiesprache hältst.

Leben, Hoffen und Blühen, so schenkt uns der Herbst dafür die Schönheit der Reife und Vollendung und die Milde und Abgeklärtheit des Abends und des Alters. Golden das Leuchten reifer, fruchtschwangerer Felder, golden die Pracht der ersterbenden Blätter, leuchtend und lockend die Früchte der Bäume und Sträucher, und überall in Feld und Garten Segen als Preis der Arbeit des Schweißes. Gewiß liegt über allem eine leise Wehmut, der Hauch des Sterbens und Vergehens, aber wir wissen auch, daß überall, wenn auch jetzt noch verborgen, schon eine neue Knospe einem neuen Frühling entgegenschlummert. Darum sage ich: schön ist der Herbst, schön sein Garten, sein Feld, sein ersterbender Wald; in den köstlichsten Farben, vom zarten Pastell leichtgetönter Farben bis zum sattesten Rot und dem golddunklen Braun edelster Bronze leuchtet es uns entgegen, von dem ganzen Chor und Flor der buntfarbigen Herbstblumen gar nicht zu sprechen. Und um dazu noch seiner wunderlichsten Kinder zu gedenken: all der Pilze in den seltsamsten Farben und Formen. Nein, den Herbst dürfen wir nicht schelten, und wenn dann über all dieser Fülle eines vergehenden Sommers noch die Pracht eines milden, wohligwärmenden Septembersonntages liegt, so ist es auch zu dieser Jahreszeit noch ein hoher Genuß, in Freuden frisch und froh zu wandern; nicht zu Unrecht galt früher der September als die beste Reisezeit.

Der deutsche Bauer hat natürlich für den September seine Sonderwünsche, die allerdings nicht immer mit unsern schönheitshungrigen Wünschen nach Glanz und warmer Sonne und wolkenlosem Reisewetter übereinstimmen. So steht alte Bauernweisheit es als ein günstiges Vorzeichen an, wenn im September recht viele — Mücken tanzen!

„Tanzen im September viel Mücken,
wird uns der Winter nicht drücken!"

Alt ist auch die Festfeststellung zu Mariä Geburt (den 8. September):

„An Mariä Geburt ziehen die Schwalben furt!"

Der Bauersmann aber freut sich auch, wenn denn gutes Wetter ist; denn „Ist der Kleine Frauentag hell und klar, gute Zeiten bringts fürwahr!" — Kleinen Frauentag nannte man früher Mariä Geburt im Gegensatz zum Großen Frauentag, Mariä Himmelfahrt, am 15. August. St. Matthäus bestimmt das Wetter für längere Zeit: „Wie es St. Matthäus treibt (21. September), viel Wochen lang das Wetter bleibt!" — Auch auf den in früheren Zeiten sehr wichtigen St.-Michaels-Tag (29. September) muß man gut achten: „Regnets am Michaelistag, so folgt ein milder Winter nach!" — Doch: „Michael mit Nord und Ost, verkündet einen scharfen Frost!" Die beiden nachfolgenden Regeln werden auch die Schneekäufer interessieren: „Viele Eicheln im September, viel Schnee im Dezember!" — „Wenn die Buchekern gerafen wohl und Nuß- und Eichbaum hangen voll, so folgt ein harter Winter drauf und fällt der Schnee in großem Hauf!" — Bemerkenswert ist noch der Spruch: „September regen ist Bauern und Winzern gelegen!" — Man soll aber nie vom September verlangen, daß er das gutmacht, was der August verdorben: „Nie hat ein September zu bessern vermocht, was ein nasser August nicht ausgekocht!" — Wenn die beiden Monatsschlußheiligen endlich heranrücken, St. Matthäus und St. Michael, ist es gewöhnlich mit dem Sommer „Matthäi am letzten!"

Strichpunkt – Fragezeichen – Apostroph

Eine sprachliche Plauderei von A. Zeltner

Der Strichpunkt ist mehr als ein Beistrich und weniger als ein Punkt.

Statt Strichpunkt hieß es früher: Semikolon. Statt Beistrich sagt man auch Komma. Das Wort „Punkt", ebenfalls fremdländischen Ursprungs und auf deutsch soviel wie „das Gestochene", ist in „Interpunktion" enthalten, und das Tätigkeitswort dazu heißt: interpungieren. Der Strichpunkt bedeutet einen Einschnitt, aber kein Ende; er dient der Unterteilung kurzer oder längerer Satzgebilde und soll dem Leser die Angst verscheuchen.

Nehmen wir an, das Auge entspreche einem beschleunigten Personenzug und das aneinandergereihte Wortgefüge sei die Eisenbahnstrecke, so ist bei jedem Punkt ein Halt; über den Strichpunkt fahren wir jedoch mit verminderter Geschwindigkeit hinweg, ohne zu stoppen.

Einen Strichpunkt soll man setzen vor „denn". Einen Strichpunkt darf man setzen vor: aber, indessen, dennoch, trotzdem, hingegen. Falls der Nebensatz mit dem Hauptsatz nicht allzu eng verschmolzen ist und eine kleine Luftpause gebraucht kann. Oftmals ersetzt der Strichpunkt ein „aber" oder „hingegen".

Auch bei Aufzählungen und Gliederungen (erstens, zweitens, drittens) empfiehlt sich der Strichpunkt.

Klassische Beispiele: der Sonntagmorgen war kein und kalt; aber ein Nebelmeer schwamm in der Ferne. — Die Flüche, die das Weib murmelt sind grauenvoll; sie sind nicht Flüche nur, sie sind Zauberformeln. — Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. — Die jüngere Schwester schien sich an mich anzuschließen; die zweite war aufmerksam und still. — Ich ergriff jede Gelegenheit, die sich anbot oder nicht anbot, meiner unüberwindlichen Begierde, die Welt zu sehen, Befriedigung zu erbetteln oder zu erttogen; alles vergebens.

Schlechte Stilisten und rücksichtslose Schreiber halten den Strichpunkt für überflüssig oder kennen ihn nicht.

Er ist aber eine Höflichkeit als eine Notwendigkeit.

Das Fragezeichen wird wo und wann angewendet?

Wie sein Name sagt: bei Fragen.

Ausnahmslos bei allen Fragen?

Jawohl, bei allen Fragen, die tatsächlich gestellt werden. Beispiele: „Hast du Lust?" — „Hast du Lust, nächsten Sonntag mit uns nach Stettin zu fahren?" — „Warum weinst du, Pauline?"

Dagegen ist es falsch, ein Fragezeichen zu setzen, wenn nicht gefragt, sondern bloß vom Fragen geredet wird. Beispiele: Herbert fragte sie, ob sie Lust habe. — Keiner weiß, warum.

Außerdem gibt es ein spaßhaftes Fragezeichen, das eingeklammert aufzutreten pflegt. Beispiel: „Professor Niemeichneider behauptet allen Ernstes Wahrheit bezeichnet im Persischen nicht die Nachtigall, sondern die Bergeister (?)."

Hier hat das Fragezeichen eine rein private Bedeutung; es zwinkert dem Leser zu: „. . . das ich mir zu bezweifeln gestatte."

Unter uns gesagt: eine Ungehörigkeit.

Und nun der Apostroph.

Es ist erstaunlich, welcher Unfug mit diesem kleinen Ding getrieben wird. In den Köpfen vollständiger und sehr gebildeter Menschen herrscht oft völlige Unklarheit über seinen Zweck und Sinn. Unlängst habe ich ein Buch gelesen, das auf Schritt und Tritt einen gepfiffen Dr. Pietsch behandelte. Dieser Pietsch erschien dutzende von Malen im zweiten Fall, und jedesmal war der Verfasser des Buches von Angst und Schrecken gepackt worden und hatte „Pietsch's" geschrieben. Nein nein — der zweite Fall von „Pietsch" heißt „Pietsche". Man muß die beiden Konsonanten hinnehmen, ohne sie zu scheuen, und wer es fertig bringt, denke an slawische Sprachen, in denen ein Konsonantenbündel wie tsch ein einziger Laut ist, einem Vokal nicht unähnlich.

Um es rund heraus zu sagen: der Apostroph steht erstens dort, wo ein Buchstabe ausgefallen ist; und zweitens: wenn ein obnehin auf s endendes Wort im Zweiten Fall erscheint (was sich, streng genommen, mit dem Ausfallen eines Buchstabens deckt). Es heißt also: Dodsseus' Irrfahrten, Atreus' Sohn. Wer Geschmack besitzt, umschreibt es und sagt: die Irrfahrten des Dodsseus, des Sohn des Atreus.

Wohl am häufigsten wird wohl das Wörtchen „es" apostrophiert und obendrein verhext. Ich bin in der Lage, eine Broschüre herauszugeben mit einer Sammlung dieses töricht apostrophierten „es". Immer wieder muß man lesen: s' ist ein hartes Los. In Wahrheit ist 's ein hartes Los; denn der Buchstabe e ist nicht nach, sondern vor dem s ausgefallen, und es heißt richtig: 's Ahnerl, 's Nullerl, 's Vogerl.

Mit der Gedankenlosigkeit, das „es" falsch zu apostrophieren, müßte endlich Schluß gemacht werden; 's wäre die höchste Zeit.

Martin Luther hegte einen Widerwillen gegen den Apostroph und schrieb: „Wenns war" oder „Ich will dirs geben" oder „Wir verbotens ihm". Denn er empfand den ausgefallenen Buchstaben nicht als ausgefallenes Schriftzeichen; nein: er wußte, daß er überhaupt nicht mitgesprochen worden war und infolgedessen gar keine Gelegenheit gehabt hatte, auszufallen.

Unsere Klassiker waren peinlicher als Luther. Bei Goethe steht: „Ich hab' es vorausgesehen" und „. . . sagt' ich." Bei Jean Paul: „. . . hab' ich", „. . . erlebt' ich", „. . . antwort' ich". Bei Matthias Claudius heißt es: „Die gold'nen Sternlein prangen — in der Dämm'rung Hülle — auf nichts Vergängliches trauen — woll'st endlich sonder Grämen — verschon' uns, Gott!, mit Strafen."

Aber das ist wohl — wenigstens für unseren Geschmack — übers Ziel hinausgeschossen.

Der Apostroph, sagte ich, steht anstelle eines ausgefallenen Buchstabens. Ich füge hinzu: namentlich dann, wenn Zeitformen vorgedeutet werden soll. Also bei Vergangenheitsformen, die sich in verkürztem, abgedachtem Zustand mit der Gegenwartsform decken. Beispiel: „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr, weit gläntz' es über die Lande . . ." Dasselbe gilt für Mundartliches . . . damit das Verständnis erleichtert werde.

Gut interpungieren setzt eine gewisse Nächstenliebe voraus.

Mudder, help!

Von Heinz Wienecke

„Holl fast, Jung! Holl dat Ruder fest!" Der Alte brüllte gegen den Sturm, während er das letzte Segel festmachte, brüllte gegen das Toben des Meeres dem Jungen zu, als wüßte der nicht von selbst . .

„Wi sünd de Letzten, Jung! Wi möt doch, heurst du wi möt doch!"

Wie zum Hohn bricht neben ihm der letzte Mast, faust handbreit an ihm vorbei über Bord. Der Alte vermeint ein trotziges Lachen zu hören, als speite der Manke Hans über sein sinnloses Aufsäumen: „Hö, Schipper, ick kreeg di jo doch! Gib dat doch op!"

Trotzig leuchten die Augen des Schiffers auf und suchend, fragend treffen sie den Jungen am Ruder.

„Wi möt doch, Jung, heurst du! Wi könt Mudder nich alleen loten" — der Sturm trägt die Worte dem Jungen zu, doch der rührt sich nicht. Steht aufrecht am Steuer, die Hände krampfen sich um das Ruder.

Schritt für Schritt sich vorwärtskämpfend, tastet sich der Alte jetzt zum Vorschiff. Beugt sich über den Matrosen, den der erste Mastbaum beim Niederbrechen erwischt hat:

„Ich bring dis in de Kajüt dol, Sven. Kanns di hier jo nich fastholln."

„Lot mi, Schipper," wehrt der Matrose ab. „Mich no ünnen. Ick will an Deck blieben. Ick holl mi all. Goh man an din Platz, Schipper."

„An min Platz — jo, is goot, Sven" — aber der Schiffer hat keinen Platz mehr der Schiffer kann in diesem Augenblick nichts weiter tun als zusehen und abwarten, ob der Manke Hans ihn noch aus seiner trotzigen Gewalt freigibt oder ob er sie holen wird. Wie lange noch wird das Ruder halten, wann werden sie völlig wehrlos der See ausgeliefert sein —.

„Mi möt dorch!" brüllt der Alte wieder auf. Jorrig ballt er die Fäuste, in ohnmächtiger Wut schüttelt er sie gegen das Meer hin. Ist dann mit wenigen Sätzen bei dem Jungen am Ruder, kann ihn gerade noch auffangen, als eine überkommende Bürgsee ihn mit sich reißen will — und hält auf gellt der Schrei des Jungen über das tobende Meer:

„Help Mudder!! Mudder, help!!"

*

Drinnen in der kleinen Stube brennt noch immer die kleine Lampe. Wirft ihren spärlichen Schein über das harte runzlige Gesicht des Großvaters, der unbeweglich am Fenster sitzt, den Blick in die Nacht hinein gerichtet, im Ohr das ferne, unheilvolle Brausen der See.

Erschreckt wendet er den Kopf, als aus der Ecke ein wildes Stöhnen hörbar wird, die Frau hochaufgerichtet im Bett sitzt:

„Vadder! Heurst du, Vadder? Vadder, se sünd noch buten!"

„Dumm Tüg, Deern, red di nichs in. Möt all lang den Hoben fot hebben!"

„Ne, Vadder, se sünd noch bute — de Jung, heurst du denn nich, de Jung röpt doch, Vadder, he röppt no lin Mudder he röpt mi . . ."

Der Alte sitzt unbeweglich, den Blick wieder in die Nacht hinein gerichtet. Hört nur aus der Ecke das verhaltene Schluchzen der Frau. Hört, wie es plötzlich verstummt, wie die Frau zu ihrem Gott gefunden hat. Langsam bewegen sich seine Lippen, als sprechen sie das Flüstern aus der Ecke mit, das nichts ist als ein Ringen mit Gott um die Seele des Jungen und des Mannes draußen auf See.

*

Später, als Sven mit dem Großalten einmal allein ist, erzählt der Matrose ihm von der Nacht.

Wie der Schiffer nicht mehr herein hätte können in den rettenden Hafen, so wie die anderen Fischerboote alle.

Dann sei auch der letzte Mast über Bord gegangen.

Der Junge am Ruder hätte gestanden wie ein Mann, wie ein Baum hätte er gestanden.

Und da sei die Sturzsee gekommen und der furchtbare Schrei des Jungen. Wie sein Vater ihn schon in den Armen hatte, schrie der Junge: „Help, Mudder!"

Als ob die Mutter helfen könnte, als ob sie das überhaupt hören könnte hunderte von Meilen weg, hätte er, Sven, gedacht.

Das sei ja wohl alles. Denn gleich nach dem Schrei hätte die See nachgelassen. Es sei jedenfalls lange nicht mehr so schlimm gewesen mit einem mal. Das Ruder hätte ausgehalten, und er, Sven hätte sich dann auch wieder aufgerappelt. Sei ja wohl nur eine Quetschung gewesen. So seien sie dann alle drei am Ruder gestanden und hätten sich abgewechselt. Der Schiffer, sein Jung und er, Sven.

Und am anderen Morgen hätten die anderen sie dann eingeholt in den Hafen.

„Sett sin Mudder doch recht heurt," sinniert der Großalte. Und als Sven fragt, wie er das gemeint hätte:

„Ne, lot man, Sven. Nichs für Mannslüd. So'n lütt Mudder is woll mannich Mol bi uns Herrgott beter anschrieben, as wi Mannsvolk. Det heit de Jung ok woll wußt, as he no sin Mudder rep."

Dies nebenbei

Ein amerikanischer Historiker hat eine interessante Statistik aufgestellt. Er hat die Kriege der letzten tausend Jahre gezählt und sie auf die einzelnen Völker verteilt. Danach ist Frankreich das Land, das die meisten Kriege hinter sich hat, nämlich 185. England wartet mit einer nicht viel kleineren Zahl auf, nämlich 176, während Rußland 151 Kriege mitgemacht hat. Auf das Konto des alten Oesterreich entfallen 131 Kriege. In der Mitte der Länder mit den meisten und den wenigsten Kriegen steht Spanien mit der Zahl 75. Auf Italien kommen nur 33, auf Deutschland nur 24 Kriege. Damit hat Deutschland nur einen einzigen Krieg mehr geführt als Holland, das an der letzten Stelle der Statistik steht.

Welches Land am meisten unter den Kriegen gelitten hat, sagt die Statistik nicht. Man kann annehmen, daß es Deutschland gewesen ist, das durch den Dreißigjährigen Krieg nahezu völlig vernichtet wurde. Die letzten tausend Jahre sind von dem Statistiker absichtlich gewählt worden, weil sich erst um 1000 herum allmählich das heutige Europa bildete. Außerdem dürfte die Zahl der Kriege, die vor tausend und mehr Jahren geführt worden sind, kaum mit absoluter Sicherheit festzustellen sein.

*

Die japanische Armee erhält demnächst eine neue Flagge, die die offizielle Kriegsflagge werden soll. Bemerkenswert an dieser Flagge ist das Material, aus dem sie hergestellt worden ist. Achthundert japanische Frauen und Mädchen haben nämlich ihr Haar geopfert und aus dem gebleichten und neu gefärbten Haar die Fahne hergestellt. Sie zeigt die alten japanischen Farben — weiß und rot — und das Symbol der aufgehenden Sonne. Die Fahne ist zurzeit in Tokio ausgestellt.

*

Der Nizam von Haiderabad feiert im September sein Regierungsjubiläum. Mehr als hundert indische Fürsten werden daran teilnehmen, gekleidet in die prachtvollsten Gewänder, die es heute auf der Erde gibt, und auf Elefanten reitend, die über und über mit Edelsteinen belegt sind. Das Fest wird das glänzendste sein, das Indien seit 25 Jahren gesehen hat, und wird sich durchaus mit der Prunkfeier messen können, die 1911 zu Ehren des Königs Georg V. stattfand.

Das Fest wird die Kleinigkeit von rund 30 Millionen RM kosten. Der Nizam kann sich das allerdings leisten, ohne ruiniert zu werden, denn er ist bei weitem der reichste Mensch der Welt.

Gelegentlich der Jubiläumsfeiern wird das Volk den beliebten Herrscher zu sehen bekommen, dessen Wert in zahllosen juwelenbesteht und der sicher das kostbarste Möbelstück ist, das die Erde je gekannt hat. Während des Festes wird jede Nacht durch ein gewaltiges Feuerwerk erhellt werden, für das bereits eine Summe von einer Million Mark bereitgestellt worden ist. Ueberall werden Gold- und Silbermünzen unter das Volk verteilt werden. Außerdem hat der Nizam noch eine Ueberraschung für seine Untertanen, von der er selbst auf dem Höhepunkt der Feier durch den Rundfunk berichten wird.

*

Man hat bisher nicht daran gezweifelt, daß die berühmten ägyptischen Tempel von Philä zum Untergang verurteilt sind. Diese Tempel werden von den Wassern des Nils umspült — eine Folge des Assuandammes von Assuan. Es war nur eine Frage der Zeit, daß die Tempel zusammenstürzen mußten. Jetzt hat man sich aber entschlossen, die Tempel zu retten. Da man auf den Damm von Assuan aus wirtschaftlichen Gründen unter keinen Umständen verzichten kann, sollen die Tempel versetzt werden, und zwar auf die gleiche Weise, wie man Häuser versetzt. Allerdings ist die Arbeit erheblich schwieriger, da die Tempel ja im Wasser stehen. Die Kosten werden auch nicht unerträchtlich sein, sie sind aber geringer im Vergleich zu den ungeheuren Kulturwerten, die auf diese Weise gerettet werden können.

*

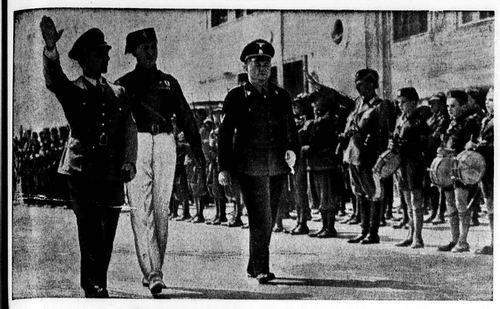
Obwohl die Newyorker Steuerbehörden seit einigen Jahren behaupten, daß die Zahl der Millionäre stark zurückgegangen sei, hat jetzt eine Recherche, die von erwerbslosen Schriftstellern veranstaltet wurde, ergeben, daß zurzeit noch immer 13 907 Menschen in Newyork leben, die „1 Million Dollar wert sind". Darunter sollen 703 Multimillionäre sein, die also den Begriff des einfachen Millionärs um ein Erhebliches überschreiten. Die Steuerbehörden werden sich für diese überraschenden Feststellungen stark interessieren. Die wirklichen oder angeblichen Millionäre von Newyork werden entsetzt sein.

*

Der Handel mit Antiquitäten hat in London ein gutes Geschäft hinter sich, der eben beendeten „Season" wurden nicht weniger als drei Millionen Pfund eingenommen, angesichts der stark gesunkenen Preise eine bemerkenswert hohe Summe. Als Käufer traten in der Hauptsache Amerikaner auf, wie auch schon in den früheren Jahren. Sie interessierten sich insbesondere für Bilder und alte Waffen. Der höchste für eine Panzerrüstung bezahlte Preis war 4000 Pfund und für einen Helm 1070 Pfund. Der größte Teil des Antiquitätenhandels geht über das weltbekannte Auktionshaus Christie, das in diesem Sommer die große Privatsammlung Oppenheimer für 142 000 Pfund verkaufte.

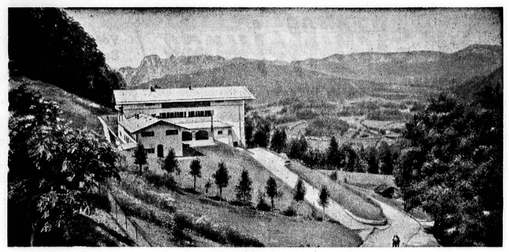
Das rote Einfallstor nach Mitteleuropa

Zwischen Mohilew auf sowjetrussischer und Szeged auf tschechoslowakischer Seite soll demnächst eine viergleisige Eisenbahn gebaut werden, die unter Umgehung polnischen Gebietes eine Vereinigung der Roten und tschechoslowakischen Armee gestatten würde. Unser Bild zeigt die geplante Bahnlinie, durch die die Tschechoslowakei ebenso wie durch die neuen Flugplätze mehr und mehr zum Brückenkopf Sowjetrußlands in Mitteleuropa wird. (Graphische Werkstätten, K.)



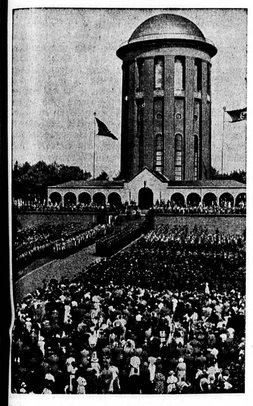
Dr. Goebbels in Venedig begeistert empfangen

Reichsminister Dr. Goebbels ist zum Besuch der Biennale-Kunstausstellung auf dem Flughafen von Venedig eingetroffen, wo ihm ein begeisterter Empfang bereitet wurde. Reichsminister Dr. Goebbels beim Abschreiten der Front der Ehrenformationen der faschistischen Verbände und der Ehrenkompanie. Neben Dr. Goebbels der italienische Propagandaminister Alieri. (Presse-Bild-Zentrale, K.)



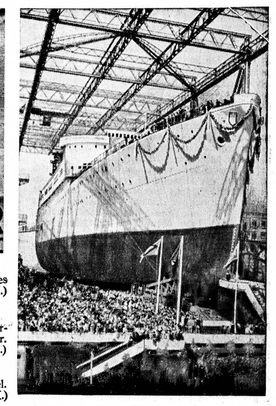
Der „Berghof"

das Haus des Führers am Obersalzberg, ist jetzt vollendet. Inmitten der majestätischen Alpenwelt gelegen, ist das einstige „Haus Wachenfeld" in vorbildlicher Weise dem Charakter der Landschaft angepaßt. Der „Berghof" soll dem Führer eigentlich als Erholungsstätte dienen, aber auch hier kommen die Staatsgeschäfte nicht zur Ruhe. Ständig werden wichtige Persönlichkeiten der Regierung, der Diplomatie und der Politik zu Besprechungen gemeldet, oder es sind prominente Gäste, denen sich der Führer zu zwangloser Aussprache widmet. Da „Haus Wachenfeld" für diese Besucher keine Unterbringungsmöglichkeiten hatte, mußte in aller Stille ein Umbau vorgenommen werden, und so entstand der „Berghof". Kein prunkvolles Schloß, sondern ein stolzer oberbayerischer Hof, nach des Führers eigenen Angaben geschaffen. (Heinr. Hoffmann, K.)



Eine Neuheit auf der Leipziger Messe

Besonderes Interesse erregte auf der am Sonntag in Leipzig eröffneten Herbstmesse dieses bombensichere Luftschutzrohr. (Weltbild, K.)



Wasserturm als Ehrenmal

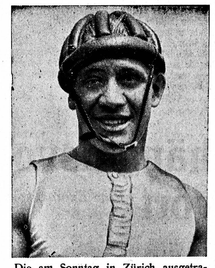
In Berlin-Steglitz wurde der umgebaute Wasserturm zum Ehrenmal geweiht. Eine Uebersicht von der Feier während der Ansprache des stellvertretenden Gauleiters Staatsrat Görlitzer. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Stapellauf der „Windhuk"

Auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg lief das Passagierschiff „Windhuk" vom Stapel. General Ritter von Epp vollzog den Taufakt. (Atlantic, K.)

Ein Festtag für den Adolf-Hitler-Koog

In Anwesenheit von Reichsbankpräsident Dr. Schacht und Gauleiter Lohse wurde die Neulandhalle im Adolf-Hitler-Koog feierlich ihrer Bestimmung übergeben. (Scherl Bilderdienst, K.)



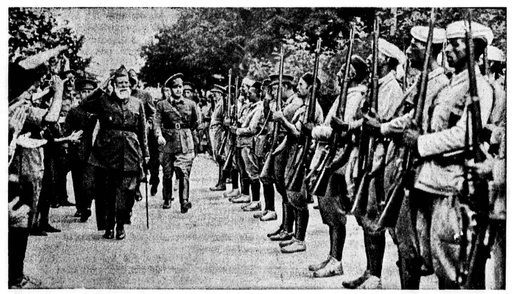
Die am Sonntag in Zürich ausgetragene Weltmeisterschaft der Berufsflieger gewann der Belgier Josef Scheerns zum fünften Male hintereinander. (Schirner, K.)

Das Ehrenmal der Feldartillerie

In Köln fand die Weihe des Ehrenmals der Feldartillerie statt. Hier wird ein vierbeiniger „Kriegskamerad" am Denkmal vorbeigeführt. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Die Unterzeichnung des englisch-ägyptischen Bündnisses

Im Locarno-Saal des Auswärtigen Amtes in London fand die feierliche Unterzeichnung des neuen englisch-ägyptischen Vertrages statt. Der englische Außenminister Eden bei der Unterzeichnung. An der oberen linken Ecke des Tisches sitzt der ägyptische Ministerpräsident Nahas Pascha. (Weltbild, K.)



General Cabanellas besichtigt maurische Truppen

In Burgos, dem Hauptquartier der nationalen spanischen Nordarmee, trafen, von der Bevölkerung jubelnd begrüßt, mehrere Kompanien maurischer Truppen ein. Bevor sie zum Einsatz an die Front bei San Sebastian ausrückten, wurden sie vom Chef der vorläufigen nationalen Regierung, dem 62 Jahre alten General Cabanellas, besichtigt. (Weltbild, K.)

Der Schiffsjunge / Von Barthold Blunck

Auf der Brücke, umhüllt von den sprühenden Gischt unaufhörlich anbrausender Wellen, standen der Kapitän und der Erste Offizier in wasserrieselnden Oelzeug. Der Rudergast hatte das Steuer verlassen und war nach unten gegangen. Das Rad drehte sich haltlos hin und her. Wozu hätte er es auch halten sollen: das Schiff lag in fürchterlichem Sturm auf einem Felsen als Beute der Brecher, die ohne Unterlaß gegen die Eisenwände anrannten und Deck und Brücke mit riesigen Wassermassen überschwemmten. Im Raum versuchten Maschinisten die zerstörte Funkanlage in Ordnung zu bringen, obgleich es zwecklos war, denn vom Lande aus hatte man schon am Nachmittag den Dampfer in Seenot gesehen. Zahllose Leuchtraketen waren abgeschossen worden; von der englischen Küste kamen Signale, aber auf dem Schiffe wußte man, daß bei dem Wetter kein Rettungsboot herankommen konnte. Die Heizer hatten mit der Kraft der Verzweiflung gearbeitet, um die Feuer unter den Kesseln herauszuretten. So war es möglich, eine Explosion vermieden worden, als das Wasser in den Raum drang.

„Der Junge kommt!" rief Bergmann, der Offizier. Kapitän Claussen schüttelte unwillig den Kopf. Obwohl er hatte Hunger bekommen. Seit acht Stunden stand er ununterbrochen auf der Brücke und hatte noch nichts gegessen. Aber wie wollte bloß der tapfere kleine Kerl von der Kombüse durch die über das Deck fegenden Wellen kommen? Da kroch Jan Sewers schon die Treppe herauf, in der linken Hand den Essentopf haltend. Er duckte sich und umklammerte mit dem rechten Arm das Geländer, weil in diesem Augenblick ein ungeheurer Wasserberg das Schiff überflutete, das unter der Wucht des Anpralles bebte. Ehe die nächste Woge heran war, stand er bei dem Kapitän und riß die Verschnürung los, die er über den Deckel gebunden hatte. Bergmann hielt den Jungen fest, der vom Druck des Windes beinahe weggeweht wurde, reichte dem Kapitän das Brot und nahm sich selber.

Jan Sewers hatte vor einem halben Jahr, gleich als er mit der Lotsenschule fertig war, in Hamburg als Schiffsjunge angeheuert. Dies war seine zweite Reise auf der „Amalie". In Nikitskow war Getreide für Spanien eingenommen worden. Vorm Kanal hatte der Sturm die Ladung verschoben so daß das Schiff schwere Schlagseite bekam. Zudem geriet die Rudermaschine in Unordnung. Funkrufe waren sofort ausgesandt worden, aber es hatte noch niemand zur Rettung herbeikommen können. Alle Versuche, das Schiff von der gefährlichen Küste freizubekommen, waren vergeblich gewesen. Jetzt saß es auf dem Riff, und jeden Augenblick war bei der verhängnisvollen Lage zu befürchten, daß es zerbrechen würde. Die Leute standen mit umgebundenen Korkwesten im Raum vor dem Luk. Boote konnten bei der groben See nicht ausgeschwungen werden. Immer noch hoffte die Besatzung auf Hilfe vom Lande. Die Nacht brach herein, aber der Wind flaute nicht ab, ja, die Gewalt des Sturmes schien sich eher zu verstärken.

In dem Brüllen und Donnern der Wogen hatten die Männer auf der Brücke ihr kärgliches Mahl, das mit salzigen Spritzern gewürzt wurde, beendet. Der Junge solle dableiben, befahl der Kapitän. Gehorsam blieb der sich an der zerrissenen Verkleidung der Brücke fest. Ihn fror jämmerlich. Er hatte unten zuerst die Seestiefel des Kochs angezogen, war aber damit ausgeglitten, es lief sich besser barfuß.

Kapitän Claussen war ein echter Seemann, er kannte das Meer. Daher wußte er auch, daß dieses seine letzte Reise sein werde. Das Schiff war verloren. Seine Gedanken beschäftigten sich jetzt nur mit der Rettung seiner Mannschaft.

Durch den weißen Wassernebel der Gischt mußte der Junge immer wieder den Kapitän ansehen. Wie ein Halbgott erschien er ihm, ruhig und fest stand er da. Sein schmaler brauner Kopf sah den anstürmenden Wellen entgegen, ab und zu wandte er den Blick dem nahen Ufer zu. — Schon einmal, bei rauhem Wetter in der Biskaja, hatte Jan ihn mit so stolzem Gesicht auf der Brücke gesehen, als er dem Bootsmann und dem Rudergast seine kurzen Befehle gab. Und jetzt lag das Schiff auf dem Felsen, war ein geschlagener Spielball der Elemente.

Merkwürdig. Jan Sewers hatte keine Angst. Er glaubte fest, das Schlimmste werde vorübergehen, solange der Mann dort, der ihrer aller Schicksale in der Hand hatte, auf der Brücke stand. Und da war ja auch die Küste! Man konnte die Lichter am Ufer deutlich sehen. Es wurden immer noch Signale gegeben. Halte aus! wollten sie sagen, wir kommen zu euch, sobald der Sturm etwas schwächer wird!

Auf einen warnenden Ruf des Ersten Offiziers blickte der Junge sich um. Eine furchtbare Welle kam heran. Wenn wir die überstehen, dachte Jan . . . Bergmann hatte den Jungen an sich gerissen, als das Wasser herabrach. Atemlos erhoben sich beide. Das Schiff saß noch fest. Kapitän Claussen rief dem Offizier durch den heulenden Sturm zu: „Geben Sie mit dem Jungen in den Mast! Wir liegen vorn fest auf!" Als der andere sprechen wollte, fügte er schroff hinzu: „Ich bleibe hier." Er drückte dem Offizier die Hand, sah den Jungen mit warmem Blick an und wandte sich nach der Steuerbordseite der Brücke.

Es war wie ein Weg durch die Hölle, aber die beiden kamen doch glücklich über das Deck nach vorn zum Mast. Als sie den Korb erklommen hatten — hier erreichten die Wellen sie nicht — sicherte Bergmann den Ausguck mit Tauen. So waren sie, jedenfalls solange das Wrack festlag, außer Gefahr, über Bord gespült zu werden, und konnten das Abflauen des Sturmes abwarten, bis Rettung kommen würde. Der Korb war eng, aber sie konnten sich dicht aneinander gedrängt, wärmen.

Am Himmel jagten Wolkenfetzen vorüber. Ein scharfer Regen hatte eingesetzt; der schlug gegen die Gesichter der Männer, als wollte er sie zerfetzen. Plötzlich hörten sie durch das Brüllen des Sturmes hindurch eine helle, scharfe Stimme. Sie blickten sich um und erkannten den einsamen Mann auf der Brücke, der zum Deck hinunterwinkte. Bergmann schüttelte den Kopf. „Die Leute wollen ein Boot ausschwingen," sagte er, es wird nicht gehen, sie kommen nicht klar vom Schiff. Sie haben ja keinen Schutz in See. Wenn sie nicht auf den Käppen hören, sind sie verloren."

Bald darauf sahen sie doch das Boot voller Menschen auf den Wellen. Es war wie ein Wunder, daß es zu Wasser gebracht und bemannt werden konnte. In der Dunkelheit verloren sie es aber schnell aus den Augen. Niemand hat je wieder etwas von der Bemannung des Bootes gehört. Keine Leiche, kein Wrackstück ist gefunden worden. —

Da war es, als wenn sich der Sturm zu einem letzten Angriff sammeln wollte. Bergmann sah aus Nordost eine ungeheure Welle daherkommen. Er warf noch einen Blick auf die Brücke: der Kapitän stand unbeweglich und aufrecht da.

Noch einmal hielt das Schiff stand! — Als das Wassergebirge sich darüber hingewälzt hatte, sah der Offizier, daß die Brücke leer war. Da neigte er den Kopf und faltete die Hände. — Gut, daß der Junge es nicht gesehen hatte.

Es schien, als ob die Gewalt des Sturmes jetzt gebrochen war, nachdem er in letztem, schrecklichem Ansturm sein Opfer geholt hatte.

Bergmann hatte dem Jungen, der vor Kälte zitterte, seinen Oelrock und Südwester gegeben. Jan Sewers sah den alten Mann an. Der brodelnde Schaum unter ihnen warf ein fahles Licht auf das dunkle Gesicht mit den Wirren, grauen Haaren. Und mit einem mal begann Bergmann von seinen früheren Fahrten zu erzählen. Seltsam, daß er hier im Toben des Sturmes, gewärtig jeden Augenblick mit dem Mast zu versinken, sprechen mußte. Vielleicht beruhigte es ihn, oder er hoffte die Aufmerksamkeit des Jungen von der Brücke abzulenken. Unzählige Sturmesnächte hatte der Alte mitgemacht und manchen Schiffbruch, aber immer war er heil davon gekommen. Es war, als ob die See ihn nicht mochte.

Im Osten begann es zu dämmern. Endlich sahen sie, schon in der Nähe, ein größeres Rettungsboot auf den Wellenkämmen. Die heldenmütigen Männer hatten sich durch die Brandung gewagt, jedoch der Sturm etwas schwächer geworden war. Es dauerte aber noch eine Stunde, bis sie die Leine abschießen konnten. Zuerst wurde der Junge übergenommen, dann folgte der Offizier.

Der Kleine hockte am Boden des Bootes, er war völlig erschöpft. Als Bergmann kam, stützte sich Jan Sewers auf und fragte: „Wo ist der Kapitän?" Der Alte schüttelte den Kopf, seine Lippen bebten, und leise sagte er: „Mein Junge, der Beste vom Schiff lebt nicht mehr. Die See hat ihn geholt." Da brach Jan Sewers zusammen. Er war noch bewußtlos, als das Boot an Land kam.

Die einzigen Lebewesen beim Untergang des Dampfers „Amalie" waren der Erste Offizier und der Schiffsjunge.

„. . . Es herrschte Windstärke 10 . . . Das Unglück wurde hervorgerufen durch Bruch des Ruders. . . . Die Schiffsleitung trifft kein Verschulden . . .", lautete der Spruch des Seeamtes.

Schwierige Kletterei in Tirol
Eine Aufnahme aus dem neuen Ufa-Tonfilm „Standschütze Bruggler". (Pressephoto, K)

Ein Kunstwerk der Natur

Ueber Kunstwerke und Kunstformen in der Natur kann man viele dickbändige Bücher schreiben. Viele dieser Kunstwerke können nicht sogleich sichtbar, man muß nach ihnen Ausschau halten. So ist es auch mit der Blüte des roten Fingerhutes, die wir zur Hälfte aufgeschnitten auf dem obigen Bilde zeigen. Die Blumenkrone steckt noch im Kelch, und wie eine Lyra angeordnet, sieht man Staubblätter und Stempel. Insekten, die in das Innere der Blumenkrone gelangen wollen, müssen ganz hineinkriechen und vollziehen so die Befruchtung.
(Brandt, K.)

Von der Sonnenblume

Jetzt beginnen wieder die Sonnenblumen zu blühen. Auf sehr hohen Stielen wiegen sie sich dann im Winde. Die bis tellergroßen symmetrisch runden Blüten mit den vielen Samenkernen sind sehr nützlich. Man gewinnt daraus nicht nur das feine Sonnenblumenöl, sondern aus den Ueberresten wird noch ein nahrhaftes Vieh-futter hergestellt, abgesehen davon, daß die Kerne auch als Vogelfutter verwendet werden. Die Sonnenblume ist nicht bei uns von jeher heimisch, ihre Heimat ist Südrußland, wo die Kerne auch als Volksnahrungsmittel dienen.
(Brandt, K.)

Das verhängnisvolle Goethewort

Eine Examensgeschichte von Hans Holand

In einer Gesellschaft bei dem bekannten Psychologen und Arzt Dr. G. unterhielt man sich über Schulerlebnisse. Fast jeder der Anwesenden trug mit einer kleinen, meist heiteren Pennalgeschichte zur Unterhaltung bei. „Damals," so bemerkte einer von ihnen, „hätten wir uns größere, drückendere Sorgen kaum vorstellen können, als die Prüfungsängste, und was ist heute davon geblieben? Es sind Erinnerungen, die uns nicht mehr belchweren, so, die uns im Gegenteil Maße ergötzlich und gänzlich unproblematisch erscheinen."

„Unproblematisch?" unterbrach in diesem Augenblick Dr. G. „Dann will ich Ihnen eine kleine Schulgeschichte erzählen, die mir heute noch als ein gültiges Beispiel für die Rätsel der Seele erscheint und die mich, das wird Sie überraschen, zu hören, zu meiner Berufswahl geführt hat.

Die Reifeprüfung stand vor der Tür. Mit meinen mathematischen Kenntnissen hoperte es damals beträchtlich, aber da ich in den Sprachen durchaus genügte, konnte ich mit einem erfolgreichen Abschneiden rechnen, zumal ich die beste Aussicht hatte, den deutschen Aufsatz „sehr gut" zu schreiben. Es hatte mir nie Schwierigkeiten bereitet, mich zu den gestellten Themen in einer Weise zu äußern, die nach der stilistischen und inhaltlichen Seite die Lehrer stets so befriedigt hatte, daß sie mit öffentlichen Belobigungen vor der Klasse nicht zurückhaltend gewesen waren.

Am Morgen des ersten Prüfungstages war ich sehr früh aufgestanden und las noch in den verschiedensten Handbüchern. Sie kennen ja aus eigener Erfahrung diesen Zustand. Im letzten Augenblick will man förichterweise noch alles in sich hineinstopfen. Bei dieser unruhevollen Tätigkeit stieß ich auf ein rot unterstrichenes Goethewort: „Erst die gesamte Menschheit ist der wahre Mensch."

Dieses Wort packte mich. Es senkte sich auf den Grund meiner Seele. Es füllte mich so aus, daß ich verzückt war, es immerzu zu deklamieren. Noch am Frühstückstisch sprach ich es laut dahin. Mein Vater lächelte nachsichtig und verstehend: „In 48 Stunden ist alles vorbei!"

Auf dem Schulweg beschäftigte mich nur dieses Wort. Ich gab mir alle Mühe, an andere Dinge zu denken, um mich abzulenken, ich sah immer Büchertasche, um mich abzulenken, ich sah immer wieder auf die Uhr, machte mich mit der Kowatte zu schaffen, es half nichts. Dabei war ich mir darüber gänzlich klar: Wird dieses Zitat dem Aufsatzthema, dann kannst du keine sechs normalen Sätze darüber aussagen. Dann es war mir nicht möglich, den zweifellos tiefen und schönen Gedanken zu erfassen, geschweige denn auszudeuten. Bei einem Versuch verwirrte sich alles in mir, und es war mir, als sei in meinem Kinn eine Schallplatte aufgegangen, die nur den Text aufsagte: „Erst die gesamte Menschheit . . ."

Ueber meinen seelischen und körperlichen Zustand beim Beginn des Examens brauche ich kein Wort zu verlieren. Aber ein Blitzschlag hätte mich denn doch nicht restloser niederschmettern können, als es das Aufsatzthema tat, das uns der Oberlehrer nach der Oeffnung des berühmten Briefes vorlas: „Erst die gesamte Menschheit ist der wahre Mensch!"

Die weißen Aktenbogen drehten sich vor meinen Augen. Ich saß lange Minuten völlig ausgelöscht. Dann schrieb ich, gänzlich mechanisch, ohne logische Teilnahme. Es waren vielleicht zehn Sätze, die ich zu Papier brachte, es waren keine Redensarten, die zu dem Thema in keinem erkennbaren Zusammenhang standen. Dann sah ich das Sinnlose meines Tuns ein und legte die Feder hin.

Der wohlwollende Klang in der Stimme des die Aufsicht führenden Deutschlehrers: „Na, werden Sie das Konzept schon fertig?", reizte mich so, daß ich eine grobe Antwort geben wollte, aber im gleichen Augenblick überfiel mich ein Zittern, und ein hilfloses Stammeln war die ganze Antwort.

Im nächsten Augenblick puffte mich der Hintermann, ich nahm einen Papierfetzen entgegen, darauf stand: „Schreib mir die Gliederung auf!" Ich lachte ohnmächtig in mich hinein und schrieb zurück: „Wie heißt Thema wörtlich?" Auf diesem, durchaus nicht ungewöhnlichen Wege, kam die Nachricht. „Das ist mein letzter Zettel. Er wird ja schon aufmerksam. Gliederung habe ich von Karl bekommen, mach Du mir Einleitung und Schluß. Thema heißt: „Kunst genießen, eine Kunst!"

Es war mir unfaßbar. Hatte ich nicht mit eigenen Ohren gehört: „Die gesamte Menschheit . . ." In Wirklichkeit war es nie gesagt worden, aber meine Sinnes- und Geistestätigkeit war durch das verhängnisvolle Zitat so beeinflußt, daß ich einfach nicht mehr aufnahmefähig war, als das Thema verlesen wurde.

Der Schluß ist schnell erzählt. Ich schrieb zwei gute Aufsätze. Mein Retter in der Not, der brave Hintermann, brauchte sich auch nicht zu bekagen. Ich war mit einem Schlage wieder Herr der Lage und der bösen Gewalt des Wortes entronnen.

Und jetzt, in meinem Beruf, habe ich oft Gelegenheit, mich dieses Vorfalles zu erinnern. Es gibt da Fälle, aber damit will ich Sie heute nicht unterhalten denn wir kämen ja auch von unserem Thema ab . . ."

Und wieder blüht die Hei[illegible] (Presse-Bild-Zentrale, K)

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

3

„Om!" machte der andere. Der Chinese und er wechselten einen Blick. Es war eine seltsame Geschichte. Weder nach Zeugnissen noch nach Beweisen für die erforderlichen Fähigkeiten wurde mit einer Silbe gefragt. Als sei nicht dies, sondern ganz etwas anderes die Hauptsache.

Dann hingen die Augen des Tätowierten wieder forschend auf Walter Steinhoffs Gesicht.

„Papiere?" knurrte er fragend.

„Alle in Ordnung!" beeilte sich Walter zu versichern. Aber als er eifrig in die Tasche greifen wollte, diese vorzulegen, winkte der andere schon wieder ab. „Laß das! Ich frag' nicht darnach!" Er lächelte dabei. Und Walter hatte das dunkle Gefühl, als sei es dem seltsamen Burschen lieber, wenn er etwas recht Volkes ausgefressen hätte und um die Polizei einen weiten Bogen machen müßte.

Tjeng Ki und sein Gewährsmann sahen sich wieder an.

Und jetzt sprach der Chinese.

„Ob Sie die nötige Eignung für den Posten haben, den Mister Willard Ihnen geben könnte, wird sich noch erweisen. Es ist aber nötig, Ihnen im Voraus schon zu sagen, daß der Dienst kein leichter ist. Er ist auch ein sehr unregelmäßiger. Es kann sein, daß Sie drei Tage nichts zu tun haben, um dann deren vier nicht aus den Kleidern zu kommen. Scheuen Sie das nicht?"

„Ich scheue gar nichts!" erwiderte Walter mit schmalen Lippen.

Tjeng Ki wiegte den gelben Kopf. „Es muß dann noch weiter bemerkt werden," — und der Asiate sprach jetzt abermals so langsam und vorsichtig, als wäge er jede Silbe ab, ehe er sie aus den Zähnen entließ, — „daß uns bemerkt werden, daß wir . . . eigentlich an den Bewerbern um diesen Posten für gewöhnlich eine Kaution in Geld verlangen, um uns gegen . . . Verstöße gegen die von uns gestellten Bedingungen zu sichern . . ."

„Geld hab' ich keines!" stieß Walter Steinhoff da sogleich hervor.

Tjeng Ki lächelte. „Das zu bemerken ist überflüssig, nachdem Sie mir gestern Ihre Uhr zum Kauf anboten! Wir haben Sie trotzdem in die engere Wahl gezogen, weil wir Sie für zuverlässig halten und Ihre Landsleute hier im allgemeinen als tüchtige Arbeiter gelten. Aber ich möchte es Ihnen dennoch gleich in dieser ersten Stunde schon einschärfen: Unsere Bedingungen sind als solche: unbedingte Hingabe an die Erfordernisse eines nicht immer leichten Dienstes, weiterhin: absolute Verschwiegenheit über alles, was Sie in Ihrem Dienst hören und sehen! Absolute Verschwiegenheit!"

„Ich bin bereit, Ihnen das mit meinem Wort zu bekräftigen!" sagte Walter Steinhoff beinahe feierlich.

Da aber lachte der Mister Willard hinter seinen Rauchwolken ein häßliches Lachen.

„Mit seinem Wort!" höhnte er. „Wir sind hier unter Kavalieren, Tjeng Ki!" Und als Walter zuwendend, schrie er brutal zu dem jungen Deutschen herüber: „Kerls, die das Maul nicht halten können, fressen bei uns die Fische, verstehst du das?"

„Die Fische werden mich nicht fressen!" gab er trotzig zur Antwort und hielt die Blicke des Tätowierten fest aus.

Darauf wurde dieser in der Tat etwas versöhnlicher. „Na, ja!" sagte er und erhob sich, wobei Walter beinahe erschreckend bemerkte, daß Mister Willard mindestens einen Meter und neunzig Zentimeter groß war. „Lassen wir das Reden. Wir probieren es mit ihm, Tjeng Ki! Er soll morgen abend um neun am Pier sein!"

„Abgemacht!" sagte der Chinese. „Zu besprechen wäre jetzt nur noch die Frage des Gehalts. Wir regeln das so, daß wir Sie zunächst zur Probe beschäftigen, die Woche für dreißig Dollars. Sobald Sie sich bewähren, erhalten Sie Anteile an den Erträgnissen und werden sich nicht schlecht dabei stehen. Sind wir einig, Mister Steinhoff?"

„Ich bin einverstanden," nickte Walter.

Er wäre mit wesentlich schlechteren Bedingungen auch einverstanden gewesen.

Aber als er ging und die dunklen Schlitzaugen des Gelben in seinem Nacken fühlte, — als die junge Chinesin lautlos neben ihm herhuschend, ihn durch den Tröslerladen zur Tür geleitete, war es ihm, als spüre er ein leises Frösteln auf der Haut, und in tiefen Gedanken schritt er seinem Hotel zu, die letzte Nacht, die ihn als Arbeitslosen sah, zu verbringen und für die kommenden Dinge auszuschlafen.

— — — — — — — —

Die Nacht war stockfinster, und das Wasser war schwarz wie Tinte.

Der Wind stand von der See her und trieb eine ziemlich heftige Dünung durch das Golden Gate nach der Bai hinein.

Der Lichterglanz der Städte, die den Strand umsäumten, versank mählich im Hintergrund, auch die erleuchteten Hochbauten Friscos waren nur als undeutliche Streifen noch zu sehen.

Auf Mister Willards kleiner Barkasse stampfte der Motor mit voller Kraft voran. Es war ein kleines Fahrzeug, kaum fünf Meter lang und ziemlich schmal, und es schaukelte waghalsig im Spiel der Wellen des Pazifik, oft von Spritzern und Brechern beinahe zugedeckt.

Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen hatte Walter Steinhoff seinen Posten angetreten. Wer er sein den Zähnen entlieh, — als er bemerkt werden, daß wir . . . eigentlich sei, als er aus den Zähnen entlieh, — als er sich es den Augen sowohl des Mister Willard als des Steuermannes an, daß man mit ihm aufreizen war und ihm rasch vertraute.

Man fuhr und fuhr.

Es ward Mitternacht und es ward 1 Uhr. Der Wind wurde immer steifer und die See größer.

Walter war es nicht zum besten. Er spürte etwas wie nahende Seekrankheit. Aber er verbiß es und stand breitbeinig vor seinem Motor, verzweifelt an einem Stück Gummi kauend.

Mit einem Mal, — es war gerade halb zwei in der Nacht, — klingelte der Maschinentelegraph, und die Stimme des Steuermanns rief herab:

„Stoppen!"

Walter drosselte die Maschine.

Nach einer Weile hieß es wieder „Halbe Kraft!" Und wieder „Stop!"

Dann kam es Walter vor, als ließe ein leichter Stoß zitternd durch den Leib der Barkasse. Und zugleich betrat der lange Willard den Maschinenraum.

„Du bleibst jetzt hier und schaust dich nicht um, verstanden?" zischte er, den Mund nahe an Walters Ohr.

Walter Steinhoff gab ihm gar keine Antwort, und der Lange ging wieder.

Von oben herab drangen jetzt seltsame Geräusche zu dem Maschinistenstand herab.

Im Schaukeln des Schiffes knirschte es wie von Seilen und Trossen, — als sei die Barkasse irgendwo festgemacht. Und Stimmen waren da oben in der Nacht; ein heiseres Heriiber und Hiniiber.

„Was? besser auf, zum Teufel! Das letztemal habt ihr mir erst ein Stück von der Reeling herausgerissen!"

Jemand lachte. „Wird einen Wert haben bei eurer Jammerkiste!"

Und dann war da des langen Willard große Stimme:

„Wieviele sind es?"

„Elf Mann!"

„Elf? Geh zur Hölle mit deinen elf! Für neun ist bezahlt! Ich übernehme keine elf, wenn nur neun bezahlt sind!"

„Es wird geregelt werden, Willard!" schrie es von irgendwo zurück. „Tjeng Ki bekommt sein Geld!" Schweigen. Die Barkasse schaukelte. In den Lüften sang der Nachtsturm.

Plötzlich aber kam es Walter vor, als sei das Getrappel vieler Füße über seinem Kopf, — als liefe und renne und tappe und schleiche etwas über das Verdeck, — und bald darauf vernahm er das Kommandieren einer rauhen Stimme:

„Dort hinten die Treppe hinab! Und stillgesessen!"

Eine Minute noch glaubte Walter das Schnattern einer Anzahl unterdrückter Stimmen zu hören.

Dann war es still.

Auch das Knirschen der Drahtseile hatte aufgehört.

„Volle Kraft voraus!" kam gleich darauf der Befehl des Steuermanns. Der Motor lief wieder an.

Die Barkasse fuhr.

Der Küste zu, wie Walter wußte. Der Küste zu mit der eben übernommenen geheimnisvollen Fracht.

3.

In den Straßen Chikagos brodelte und kochte der mittägliche Verkehr. Fluten, Sturzbäche gleichsam von Menschen und Wagen ergossen sich, endlos — beängstigend beinahe.

„Ihr werdet euch noch gegenseitig die Aermel von den Ellbogen reiben!" lachte Lytton Ward, der an der Seite eines jungen Mannes, eben vom Bahnhof kommend, zu einem Auto schritt.

„Manchmal könnte man in der Tat glauben, die Menschen müßten einander auffressen!" gab der andere lächelnd zur Antwort.

„Nun sie es etwa nicht?" spottete Lytton, und ein Blick aus den tiefliegenden Augen traf seinen Begleiter.

Man stand vor dem Auto. Der junge Mann öffnete die Tür und setzte sich ans Steuer. Lytton Ward nahm neben ihm Platz. Bald rollte man in einer der vielen Wagen breiten Kolonne eine lange Avenue hinab.

„Wohin eigentlich?" fragte Lytton nach einer kurzen Pause. „Ich dachte, wir fahren nach deiner Wohnung, Bob?"

Der Mann am Steuer lächelte bedeutungsvoll. „Tun wir auch! Nur — wohne ich jetzt wo anders. Ein kleiner Szenenwechsel ist nötig gewesen, verstehst du?"

„Eh!" Lytton Ward stieß einen Laut der Ueberraschung aus. „Dicke Luft, Bobby?"

„Verdammt dick sogar!" Der Fahrende bog um eine Ecke. „Neue Methoden in Illionis, Lytton! Ein neuer Gouverneur. Neue Köpfe bei der Polizei! Markieren die starken Männer. Wollen andere Saiten aufziehen! Habe!"

Im Wagen entstand ein Schweigen. Das Auto hatte freiere Straßen erreicht und fuhr schneller.

Jan Schaukeln des Schiffes knirschte es wie von Seilen und Trossen, — als sei die Barkasse irgendwo festgemacht. Und Stimmen waren da oben in der Nacht; ein heiseres Heriiber und Hiniiber.

„Was? besser auf, zum Teufel! Das letztemal habt ihr mir erst ein Stück von der Reeling herausgerissen!"

Jemand lachte. „Wird einen Wert haben bei eurer Jammerkiste!"

„Abgemacht!" sagte der Chinese. „Zu besprechen wäre jetzt nur noch die Frage des Gehalts. Wir regeln das so, daß wir Sie zunächst zur Probe beschäftigen, die Woche für dreißig Dollars. Sobald Sie sich bewähren, erhalten Sie Anteile an den Erträgnissen und werden sich nicht schlecht dabei stehen. Sind wir einig, Mister Steinhoff?"

„Ich bin einverstanden," nickte Walter.

Er wäre mit wesentlich schlechteren Bedingungen auch einverstanden gewesen.

Aber als er ging und die dunklen Schlitzaugen des Gelben in seinem Nacken fühlte, — als die junge Chinesin lautlos neben ihm herhuschend, ihn durch den Tröslerladen zur Tür geleitete, war es ihm, als spüre er ein leises Frösteln auf der Haut, und in tiefen Gedanken schritt er seinem Hotel zu, die letzte Nacht, die ihn als Arbeitslosen sah, zu verbringen und für die kommenden Dinge auszuschlafen.

— — — — — — — —

Die Nacht war stockfinster, und das Wasser war schwarz wie Tinte.

Der Wind stand von der See her und trieb eine ziemlich heftige Dünung durch das Golden Gate nach der Bai hinein.

Der Lichterglanz der Städte, die den Strand umsäumten, versank mählich im Hintergrund, auch die erleuchteten Hochbauten Friscos waren nur als undeutliche Streifen noch zu sehen.

Auf Mister Willards kleiner Barkasse stampfte der Motor mit voller Kraft voran. Es war ein kleines Fahrzeug, kaum fünf Meter lang und ziemlich schmal, und es schaukelte waghalsig im Spiel der Wellen des Pazifik, oft von Spritzern und Brechern beinahe zugedeckt.

Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen hatte Walter Steinhoff seinen Posten angetreten. Wer er sein den Zähnen entlieh, — als er bemerkt werden, daß wir . . . eigentlich sei, als er aus den Zähnen entlieh, — als er sich es den Augen sowohl des Mister Willard als des Steuermannes an, daß man mit ihm aufreizen war und ihm rasch vertraute.

Man fuhr und fuhr.

Es ward Mitternacht und es ward 1 Uhr. Der Wind wurde immer steifer und die See größer.

Walter war es nicht zum besten. Er spürte etwas wie nahende Seekrankheit. Aber er verbiß es und stand breitbeinig vor seinem Motor, verzweifelt an einem Stück Gummi kauend.

Mit einem Mal, — es war gerade halb zwei in der Nacht, — klingelte der Maschinentelegraph, und die Stimme des Steuermanns rief herab:

„Stoppen!"

Walter drosselte die Maschine.

Nach einer Weile hieß es wieder „Halbe Kraft!" Und wieder „Stop!"

Dann kam es Walter vor, als ließe ein leichter Stoß zitternd durch den Leib der Barkasse. Und zugleich betrat der lange Willard den Maschinenraum.

„Du bleibst jetzt hier und schaust dich nicht um, verstanden?" zischte er, den Mund nahe an Walters Ohr.

Walter Steinhoff gab ihm gar keine Antwort, und der Lange ging wieder.

Von oben herab drangen jetzt seltsame Geräusche zu dem Maschinistenstand herab.

Im Schaukeln des Schiffes knirschte es wie von Seilen und Trossen, — als sei die Barkasse irgendwo festgemacht. Und Stimmen waren da oben in der Nacht; ein heiseres Heriiber und Hiniiber.

„Was? besser auf, zum Teufel! Das letztemal habt ihr mir erst ein Stück von der Reeling herausgerissen!"

Jemand lachte. „Wird einen Wert haben bei eurer Jammerkiste!"

„Abgemacht!" sagte der Chinese. „Zu besprechen wäre jetzt nur noch die Frage des Gehalts. Wir regeln das so, daß wir Sie zunächst zur Probe beschäftigen, die Woche für dreißig Dollars. Sobald Sie sich bewähren, erhalten Sie Anteile an den Erträgnissen und werden sich nicht schlecht dabei stehen. Sind wir einig, Mister Steinhoff?"

„Ich bin einverstanden," nickte Walter.

Er wäre mit wesentlich schlechteren Bedingungen auch einverstanden gewesen.

Aber als er ging und die dunklen Schlitzaugen des Gelben in seinem Nacken fühlte, — als die junge Chinesin lautlos neben ihm herhuschend, ihn durch den Tröslerladen zur Tür geleitete, war es ihm, als spüre er ein leises Frösteln auf der Haut, und in tiefen Gedanken schritt er seinem Hotel zu, die letzte Nacht, die ihn als Arbeitslosen sah, zu verbringen und für die kommenden Dinge auszuschlafen.

— — — — — — — —

Die Nacht war stockfinster, und das Wasser war schwarz wie Tinte.

Der Wind stand von der See her und trieb eine ziemlich heftige Dünung durch das Golden Gate nach der Bai hinein.

Der Lichterglanz der Städte, die den Strand umsäumten, versank mählich im Hintergrund, auch die erleuchteten Hochbauten Friscos waren nur als undeutliche Streifen noch zu sehen.

Auf Mister Willards kleiner Barkasse stampfte der Motor mit voller Kraft voran. Es war ein kleines Fahrzeug, kaum fünf Meter lang und ziemlich schmal, und es schaukelte waghalsig im Spiel der Wellen des Pazifik, oft von Spritzern und Brechern beinahe zugedeckt.

Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen hatte Walter Steinhoff seinen Posten angetreten. Wer er sein den Zähnen entlieh, — als er bemerkt werden, daß wir . . . eigentlich sei, als er aus den Zähnen entlieh, — als er sich es den Augen sowohl des Mister Willard als des Steuermannes an, daß man mit ihm aufreizen war und ihm rasch vertraute.

Man fuhr und fuhr.

Es ward Mitternacht und es ward 1 Uhr. Der Wind wurde immer steifer und die See größer.

Walter war es nicht zum besten. Er spürte etwas wie nahende Seekrankheit. Aber er verbiß es und stand breitbeinig vor seinem Motor, verzweifelt an einem Stück Gummi kauend.

Mit einem Mal, — es war gerade halb zwei in der Nacht, — klingelte der Maschinentelegraph, und die Stimme des Steuermanns rief herab:

„Stoppen!"

Walter drosselte die Maschine.

Nach einer Weile hieß es wieder „Halbe Kraft!" Und wieder „Stop!"

Dann kam es Walter vor, als ließe ein leichter Stoß zitternd durch den Leib der Barkasse. Und zugleich betrat der lange Willard den Maschinenraum.

„Du bleibst jetzt hier und schaust dich nicht um, verstanden?" zischte er, den Mund nahe an Walters Ohr.

Walter Steinhoff gab ihm gar keine Antwort, und der Lange ging wieder.

Von oben herab drangen jetzt seltsame Geräusche zu dem Maschinistenstand herab.

Im Schaukeln des Schiffes knirschte es wie von Seilen und Trossen, — als sei die Barkasse irgendwo festgemacht. Und Stimmen waren da oben in der Nacht; ein heiseres Heriiber und Hiniiber.

„Was? besser auf, zum Teufel! Das letztemal habt ihr mir erst ein Stück von der Reeling herausgerissen!"

Jemand lachte. „Wird einen Wert haben bei eurer Jammerkiste!"

„Abgemacht!" sagte der Chinese. „Zu besprechen wäre jetzt nur noch die Frage des Gehalts. Wir regeln das so, daß wir Sie zunächst zur Probe beschäftigen, die Woche für dreißig Dollars. Sobald Sie sich bewähren, erhalten Sie Anteile an den Erträgnissen und werden sich nicht schlecht dabei stehen. Sind wir einig, Mister Steinhoff?"

„Ich bin einverstanden," nickte Walter.

Er wäre mit wesentlich schlechteren Bedingungen auch einverstanden gewesen.

Aber als er ging und die dunklen Schlitzaugen des Gelben in seinem Nacken fühlte, — als die junge Chinesin lautlos neben ihm herhuschend, ihn durch den Tröslerladen zur Tür geleitete, war es ihm, als spüre er ein leises Frösteln auf der Haut, und in tiefen Gedanken schritt er seinem Hotel zu, die letzte Nacht, die ihn als Arbeitslosen sah, zu verbringen und für die kommenden Dinge auszuschlafen.

— — — — — — — —

Die Nacht war stockfinster, und das Wasser war schwarz wie Tinte.

Der Wind stand von der See her und trieb eine ziemlich heftige Dünung durch das Golden Gate nach der Bai hinein.

Der Lichterglanz der Städte, die den Strand umsäumten, versank mählich im Hintergrund, auch die erleuchteten Hochbauten Friscos waren nur als undeutliche Streifen noch zu sehen.

Auf Mister Willards kleiner Barkasse stampfte der Motor mit voller Kraft voran. Es war ein kleines Fahrzeug, kaum fünf Meter lang und ziemlich schmal, und es schaukelte waghalsig im Spiel der Wellen des Pazifik, oft von Spritzern und Brechern beinahe zugedeckt.

Nicht ohne ein leichtes Herzklopfen hatte Walter Steinhoff seinen Posten angetreten. Wer er sein den Zähnen entlieh, — als er bemerkt werden, daß wir . . . eigentlich sei, als er aus den Zähnen entlieh, — als er sich es den Augen sowohl des Mister Willard als des Steuermannes an, daß man mit ihm aufreizen war und ihm rasch vertraute.

Man fuhr und fuhr.

Es ward Mitternacht und es ward 1 Uhr. Der Wind wurde immer steifer und die See größer.

Walter war es nicht zum besten. Er spürte etwas wie nahende Seekrankheit. Aber er verbiß es und stand breitbeinig vor seinem Motor, verzweifelt an einem Stück Gummi kauend.

Mit einem Mal, — es war gerade halb zwei in der Nacht, — klingelte der Masch

die Gangsters und Kidnappers immer verwegener ihrer Tätigkeit oblagen.

Das Tagesprogramm der Fergusonschen Kinder rollte daher lautlagen unter bewaffnetem Schutz ab. Der Pförtner am Haupteingang des Hauses und die elektrischen Alarmvorrichtungen an allen Türen genügten der ängstlichen Mistreß nicht; die Türe zum Kinderzimmer hatte noch eine besondere Alarmanlage, die ständig mit Sorgfalt kontrolliert wurde; bei den Ausfahrten der Kinder trug nicht nur der Chauffeur einen Revolver, sondern ein als Gärtner engagierter Hüne saß außerdem noch, insgeheim schwer bewaffnet, neben dem Fahrer.

Nicht einmal in dem von hohem Zaun umgebenen, mit dichten Hecken jeden Einblick abschließenden Hausgarten durften die Kinder, ohne daß Gerda und der erwähnte, zwei Meter messende Gärtner anwesend waren.

Es war eigentlich traurig.

Aber die Kinder wußten es nicht anders und waren guter Dinge, nicht ahnend, daß es anderswo Kinder gab, die tagaus, tagein in froher Ungebundenheit durch Wälder und Wiesen schweifen durften.

Zweimal in der Woche nun sah das „Programm" Mistreß Fergusons für ihre Sprößlinge Ausflüge ins Grüne vor, in die „Natur", wie sie sich ausdrückte.

Zu diesem Zwecke stand der schnellste Wagen des Autoparks zur Verfügung, und außer dem Chauffeur und dem „Gärtner" nahm noch ein älterer Diener des Hauses an der Fahrt teil, der als besonders umsichtig und besonnen galt.

Die kleine Reise ging meistens irgendwohin an einen schönen Punkt des Seeufers, wo die Kleinen im Sande sitzen und im Gebüsch Versteck spielen konnten, dieweil die Revolverläufe ihrer Leibwache geladen in Bereitschaft waren.

Gerda Paulini nahm all diese überspitzten Vorsichtsmaßregeln eigentlich nicht recht ernst und belächelte sie insgeheim. Sie brachte es nicht fertig, am hellen Tage überall Gespenster zu sehen und fand das ständige Umgebensein von im Grunde etwas lästigen Mannspersonen nicht sehr angenehm.

Aber sie war klug genug, sich vor jedem Wort der Kritik zu hüten und widersprach ihrer stolzen Herrin niemals, sich wohl bewußt, daß es eine besondere Glückschance gewesen, den gutbezahlten Posten im Hause Ferguson zu bekommen, der sie in die Lage versetzte, einige Ersparnisse zu machen, Ersparnisse, die sie nur zu nötig gebrauchen konnte, denn Mutter und Schwester im fernen Heimatland am Neckar lebten in den engsten Verhältnissen und empfingen jeden Dollar, den Gerda heimsandte, wie ein Geschenk vom Himmel.

Gerda Paulini war schön. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt; ihre Haut hatte den nicht nachzuahmenden Schimmer gesunder Jugend; ihre Augen blickten, als sei Stunde für Stunde irgendein frohes Wunder für sie zu erwarten; und die lustige Locke, die sich immer wieder voll dreister Zügellosigkeit auf die weiße Mädchenstirne drängte, war von dem Blond, wie es die Mädchen am Rhein so oft zur Schau tragen.

Sie war auch immer fidel und guter Dinge, — war eine der wenigen des vor stummem Respekt fast ständig auf den Zehenspitzen schleichenden Personals, die ab und zu auch einmal zu singen wagte, und war, obwohl die einzige Ausländerin im Hause, bei allen beliebt und gerne gesehen.

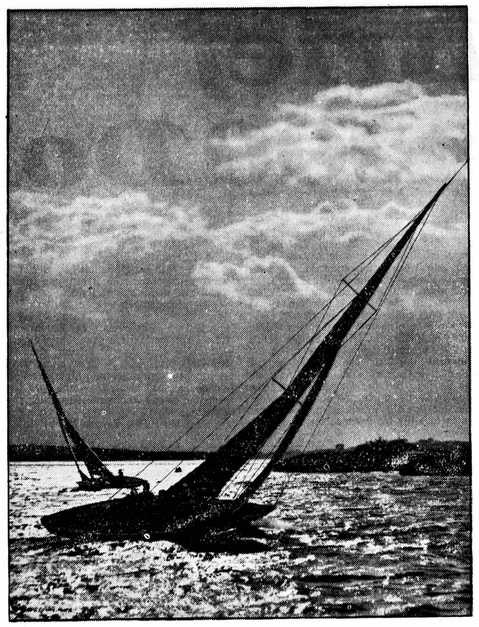
Das mit der Lustigkeit freilich hatte sich seit einigen Wochen seltsam verändert. Einige Tage hatte es den Anschein gehabt, als seien die Augenränder der jungen Deutschen vom Weinen gerötet, und Lulu, die Zofe von Mistreß Ferguson, ein gutmütiges Ding, war einmal des Abends verstohlen in Gerdas Zimmer hineingeschlüpft, sich an ihr Bett zu setzen und teilnahmsvoll zu fragen, ob das „arme kleine Mädchen aus Germany" einen geheimen Kummer habe. Aber Gerda hatte das so tapfer und hartnäckig geleugnet, daß die gute Lulu schließlich selbst geglaubt hatte, sich getäuscht zu haben und mit einem Kuß auf der „Kollegin" Stirne wieder gegangen war.

Sie sang aber nicht mehr, die blonde Gerda Paulini, — nicht das kleinste Triällern kam mehr über ihre Lippen, und auch die Schatten unter ihren Augen konnte sie nicht wegleugnen, die von schlaflosen Nächten erzählen.

Es war ein schöner Tag im Mai, und auf Mistreß Fergusons Kinderstundenplan stand deshalb, weil die Dame des Hauses eine große „party" vorhatte, an der die obersten Zweihundert der Millionenstadt teilnahmen.

Der schnelle Packard war vorgefahren; er war diesmal offen, damit die Kinder mehr Luft genießen sollten, und die spanische Leibwache war bereits angetreten, als Gerda mit ihren Zöglingen erschien.

Sonst pflegte die junge Deutsche wohl ihre Scherze zu machen, wenn sie unter dem Schutz ihrer „Bewaffneten" den Wagen bestieg; sie machte sich einen Spaß daraus mit ernsthafter Miene zu fragen, ob die Herren schon ihre Pistolen ausprobiert hätten, und ob es nicht zweckmäßig wäre, hinten im Wagen eine kleine Schnellfeuerkanone einzubauen, wie sie jetzt bei der französischen Armee eingeführt worden seien, — es gab dann immer eine heitere Abfahrt, und der



Aufkreuzen (Graph. Werkstätten, M.)

Nachmittag stand von Anfang an unter einem fröhlichen Stern. Seit Wochen hatte sich auch das seltsam verändert. Sie lachte und scherzte nicht mehr, die junge Deutsche; selbst das Lächeln, das sie pflichtgemäß den Kindern zu zeigen hatte, wie Mistreß Ferguson es wünschte, war starr und gequält, und die lächelnden Lippen waren blaß.

„Wohin?" fragte der Chauffeur, nachdem der Wagen schon angefahren war.

„Zum Blockhaus, denke ich!" antwortete Gerda.

Mister Ferguson hatte nämlich aus irgendeiner Laune heraus etwa vierzig Kilometer von der Stadt entfernt am Seeufer ein Stück Land gepachtet, auf dem ein festes Haus stand nebst Bootshäuschen für eine Motorjacht, allerliebst eingerichtet, mit Telefon und Radio versehen und vor der Außenwelt durch dichte Baumanlagen verborgen.

Man fuhr also wenigstens einmal in der Woche zum Blockhaus.

Der Packardwagen schnob los, genau die Geschwindigkeit einhaltend, die befohlen war, sobald die Kinder im Wagen waren.

Der zwei Meter messende „Gärtnerbursche" saß vorne neben dem Chauffeur. Der grauhaarige Diener des Hausherrn hatte seinen gewohnten Platz auf einem der Mittelsitze des Wagens.

Hinten saß Gerda, die Kinder rechts und links neben sich. Sie sprach weisungsgemäß nur deutsch mit den Kleinen.

Als man etwa eine Viertelstunde gefahren war, bemerkte Gerda, daß der Chauffeur mehrmals scharf durch den Rückspiegel nach hinten auf die Fahrstraße blickte.

Bald darauf sagte er etwas zu seinem Nachbar, worauf der sich umdrehte und auch zurückschaute.

Zuletzt spähte auch der Alte einigemal nach hinten.

„Was gibts?" fragte endlich Gerda?"

„Ach", der Alte lächelte ein wenig. „Es fährt da ein Wagen schon die ganze Zeit so — auffällig hinter uns her!"

„Auffällig?" wunderte sich Gerda. „Wieso auffällig? Kann man nicht die gleiche Straße wie wir fahren?"

„Das schon!" Der Alte wiegte den Kopf und sah rückwärts. „Aber — es ist eben doch auffällig. Er hat uns schon zweimal überholt gehabt und ist zweimal hinter uns geblieben. Jetzt hält er immer den gleichen Abstand!"

Gerda schwieg.

Sie sah jetzt auch einmal nach hinten.

Man befand sich außerhalb der Häusergrenze. Es ging eine breite, baumbestandene Autostraße entlang, wie sie nach allen Richtungen aus Chikago hinauslaufen.

In etwa hundert Metern Entfernung fuhr ein niedriger, gelber, offenbar starker Wagen vom Sporttyp. Gerda konnte sogar das Gesicht des Mannes erkennen, der als einziger Insasse sich darin befand . Sie sah fein hartes, nicht häßliches Gesicht, in dem ihr die starken Brauen auffielen, die wie Büsche über den Augen standen.

Dann blickte sie wieder geradeaus.

Der Chauffeur aber mäßigte plötzlich das Tempo. Er fuhr ganz langsam, den gelben Wagen auf diese Weise zum Ueberholen zu zwingen.

Doch auf der Stelle bremste auch der Verfolger und blieb weit zurück.

Das war immerhin seltsam.

Auch Gerda fing an, nervös zu werden.

Aber sie tröstete sich, — man war ja drei, eigentlich sogar vier gegen einen.

„Soll nur kommen, der Bursche!" brummte der Chauffeur und gab neu Gas. Man flog dahin.

Zwei Minuten später jedoch belehrte ein Blick nach rückwärts, daß der gelbe Sportwagen in jagender Fahrt blitzschnell wieder aufgeholt hatte und abermals seinen Hundertmeterabstand einhielt.

„Die Sache wird mir zu dumm!" rief der Chauffeur jetzt. „Ich lasse mich nicht jagen! Halte dich parat, Hugh!"

Das galt dem schwerbewaffneten Beifahrer.

Dann trat der Chauffeur unvermutet die Bremsen. Das Auto hielt auf zehn Meter. Und dann geschah folgendes.

Der gelbe Verfolger bremste diesmal seinen Wagen nicht ab. Er kam rasch heran — und hielt Rad an Rad auf gleicher Höhe mit dem Fergusonschen Automobil

Er lachte, der dunkeläugige Herr am Steuer. Er zog seine Sportmütze und winkte beröber.

„Sie verzeihen, wenn ich Ihnen mit meinem Benehmen ein wenig auf die Nerven gegangen bin. Wußte nicht recht, was ich tun sollte. Aber nun sei's frei heraus gesagt: Ich bitte um die Erlaubnis, das Fräulein Gerda Paulini ein paar Augenblicke sprechen zu dürfen!"

Dabei sah er die deutsche Kindergärtnerin mit einem verwegenen Lächeln an, daß Gerda eine jähe Röte der Ueberraschung und der Verlegenheit die Stirne färbte.

Die Männer im Wagen waren alle drei ziemlich perplex.

Alle sahen sich nach Gerda Paulini um. Die brachte keine Silbe über die Lippen. Sie war vor Ueberraschung wie vor den Kopf geschlagen. Der alte Diener fragte endlich:

„Kennen Sie den Herrn, Miß Paulini?"

Gerda vermochte nur den Kopf zu schütteln. Sie schämte sich vor ihren Vealeitern. Sie war jetzt ganz in Purpurröte getaucht.

Da aber trafen deutsche Worte ihr Ohr.

Er sprach deutsch zu ihr, der Fremde am Steuer des gelben Wagens. „Ich bringe Sie in Angelegenheiten, Fräulein Paulini! Das tut mir unendlich leid. Aber ich sah keine andere Möglichkeit mich Ihnen zu nähern. Verzeihen Sie, was tut man nicht alles um eine Landsmännin zu sprechen im fremden Land!"

Er sagte das sehr nett und treuherzig, der Mann mit den dunklen Augen. Es schlug warm an Gerdas Herz. Aber sie war noch ganz unnahbar, als sie erwiderte:

„Auch als Landsmann haben Sie kein Recht, mich hier in ein schiefes Licht zu bringen. Woher wissen Sie meinen Namen?"

„Der Zufall spielt oft wunderlich!" antwortete der Fremde ausweichend. „Ich bitte Sie, Fräulein Paulini, einige Minuten mit Ihnen sprechen zu dürfen. Wohin fahren Sie jetzt?"

„Ich bin im Dienst!" wehrte Gerda ab und deutete mit den Augen auf die Kinder. „Ein andermal, Herr . . ."

„Sie machen doch irgendwo eine Rast. Hätten Sie nicht drei Minuten für einen deutschen Landsmann übrig?"

„Es — ist mir nicht angenehm!" stotterte Gerda verlegen.

Die Männer im Wagen sahen das Unangenehme ihrer Situation.

„Vielleicht ein andermal!" machte Gerda einen Versuch der Verabschiedung.

„Ich bin nicht lange hier in Chikago", sagte der Fremde und schien traurig. „Wohin fahren Sie?"

Gerda wußte sich keinen Rat mehr.

„Der Herr ist ein Landsmann von mir!" sagte sie englisch und so laut, daß alle im Wagen es hören mußten. „Er will mich sprechen. Aber ich kann doch nicht von den Kindern weg!"

Da fand der grauhaarige Diener, seit achtundzwanzig Jahren in der starren Etikette eines amerikanischen Millionärshauses geschult, die richtigen Worte, den kleinen Zwischenfall zu erledigen.

Er bog sich aus dem Wagen, zog seinen Hut vor dem fremden Automobilisten und sagte ziemlich leise, aber sehr bestimmt:

„Miß Paulini darf die ihr anvertrauten Kinder keine Minute verlassen. Wenn der Herr Wert darauf legt, Miß Paulini zu sprechen, so steht einem Besuch nach vorheriger Anmeldung nichts im Wege. Austin Avenue einhundertsiebenundsiebzig!"

Lytton Ward sah einige Sekunden in das steife Domestikengesicht, das diese Worte aus glatten Lippen sprach.

Dann hatte er gerade noch Zeit, die Mütze herabzureißen und lachend zu Gerda hin zu winken. Denn der Chauffeur des Fergusonschen Wagens hatte unvermittelt eingeschaltet und war mit einem langen Satze zu neuer Fahrt gestartet.

„Auf Wiedersehen!" rief der Fremde im gelben Sportwagen noch.

Dann war er schon weit zurück, — und diesmal folgte er Fergusons Auto nicht mehr.

Er drehte den Wagen und war bald verschwunden.

— — — — — — — —

Zwei Tage darauf aber kam tatsächlich ein telefonischer Anruf für Miß Gerda Paulini. Ein Herr Winter aus Germany fragte an, wann ein Besuch gestattet sei. Das Fräulein kenne Herrn Winter bereits. Von der Fahrt am vorgestrigen Nachmittag.

Gerda ließ bestellen, daß sie zwischen fünf und halb sechs zu sprechen sei. Länger ließen es ihre Pflichten nicht zu.

Und fünf Minuten nach fünf Uhr saß ihr in einem der Salons von Mistreß Fergusons ein Herr gegenüber, den sie nur an seinen buschigen Augenbrauen als den lustigen Sportsmann wiedererkannte, der vor zwei Tagen durch seine hartnäckige Verfolgung das Fergusonsche Personal in Aufregung versetzt hatte, denn er war von einer auffälligen, beinahe übertriebenen Eleganz. Zu einem modischen Anzug aus sehr hellem Tuch trug er ein rosafarbenes Seidenhemd und eine hellgrüne Kravatte, wie die jungen Dandys sie in diesem Frühling bevorzugten. Er zeigte eine Korrektheit in seinem Benehmen, wie Gerda es nach der ersten, ziemlich viel Dreistigkeit verratenden Begegnung nicht von ihm erwartet hätte, und so kam es, daß Gerda, die nicht allzu große Erfahrung mit Männern besaß, rasch einen gewissen Respekt vor ihrem Besucher bekam und ihn ernster nahm, als sie vorgehabt hatte.

Er sah ihr gegenüber und hatte ein beinahe jungenhaft zu nennendes Lachen.

„Ja, Sie werden sich wundern!" sagte er und war schnell in einer Art vertraulichen Erzählens. „Eigentlich ist die Welt doch klein! Und so habe ich durch einen lustigen Zufall erfahren, daß Sie aus Deutschland stammen. Auch ich kenne Deutschland und habe deutsch gesprochen in den Jahren meiner Kindheit. Sie sind aus Heidelberg, nicht wahr, Fräulein Paulini?"

„Allerdings!" antwortete Gerda langsam. „Aber von wem wissen Sie denn, daß ich hier lebe und Deutsche bin?"

„Das bleibt mein Geheimnis!" lachte da der Mitter Winter, und sein linkes Auge schlog sich zu einem scherzhaften Blinzeln. „Es braucht Ihnen auch kein Kopfzerbrechen zu machen, liebes Fräulein! Und da Sie so wenig Zeit haben, wollen wir doch lieber von wichtigeren Dingen reden und ein wenig vom alten Europa plaudern ja?"

„Sie leben hier in Chikago?" examinierte Gerda aber dennoch weiter, worauf der Unbekannte den Kopf schüttelte und erklärte, für eine Maschinenfabrik in Detroit die meiste Zeit des Jahres auf Reisen zu sein, was Gerda mit einem nachdenklichen Kopfnicken zur Kenntnis nahm. (Forts. folgt.)

Sprung nach Amerika

(Schluß)

Trotz aller wirtschaftlichen Not, trotz aller „depression" ist für gewisse Dinge noch viel Geld im Lande. Die Theater haben außer ihren Abendvorstellungen vielfach noch besondere Matinees, die Vaudevilles und Varietés spielen vielleicht schon am Vormittag, und viele Kinos beginnen die Woche mit einer Sondervorstellung in der Nacht von Samstag auf Sonntag.

Ohne auf die erwähnten Sumpfblüten noch eigens hinzuweisen, hat die Kirche in letzter Zeit in den Vereinigten Staaten einen gewaltigen Feldzug gegen den unsauberen Film eröffnet. Nachdem zahllose Katholiken schriftlich die Erklärung abgegeben haben, daß sie die von der „League of Decency", der „Liga der Anständigkeit", gebrandmarkten Filme nicht besuchen, haben die Filmgewaltigen begriffen, daß ihr Geldbeutel von einer Katastrophe bedroht ist. Man kann schon heute feststellen, daß eine großartige Wandlung eingetreten ist und daß der Feldzug gegen den seelenmordenden Film schon jetzt, nach so wenigen Monaten, einen geradezu glänzenden Sieg errungen hat.

Durch den amerikanischen Kontinent

Mehrere Monate verweilte ich diesmal in der Zehnmillionenstadt Neuyork. Diese Prospekte, Briefe, Besuche, Telephongespräche. Fast alles umsonst. Schon jetzt konnte ich die ganze Vortragsreise als gescheitert betrachten.

Und übermäßig viel Neues zum Studieren gab es auch nicht. Kaum etwas, das ich nicht schon in den Aufsätzen anläßlich meiner beiden ersten Weltreisen geschildert hätte. Gott sei Dank, daß es trotzdem nicht ganz an guten Anregungen und nützlicher Beschäftigung fehlte. Besonders gegen Ende meines Aufenthaltes mehrten sich die Einladungen von seiten höchst lebenswürdiger und geistig hochstehender Deutscher und amerikanischer Persönlichkeiten, nicht selten bei angesehenen Künstlern und Künstlerinnen, deren Schöpfungen im Bereich der Dichtung, der Musik und der Male.ei sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen.

Aber es gab natürlich auch viele Stunden der Einsamkeit, so daß ich einmal in mein Tagebuch schrieb: „Wie entsetzlich verlassen kann man doch in einer Zehn-Millionen-Stadt sein!"

Freilich kann man ja immer noch durch die Straßen der Weltstadt pilgern, die flammende Lichtreklame auf dem „fröhlichen Weißen Weg" anstaunen, sich über die schrecklichen Rollschuhläufer auf dem Platz beim Triumphbogen vor der Fünften Avenue ärgern, strahlende Schaufenster, angefüllt mit allen Herrlichkeiten der Welt, bewundern und einige Minuten stiller Sammlung in einem andächtigen Kirchlein erleben, bis etwa, als sei da draußen ein Aufstand ausgebrochen, das Gebrüll der Zeitungshändler, die gerade mit der neuesten Ausgabe ihres Blattes losstürzen, uns aufschreckt. Auch eine evangelische Kirche habe ich in der Fünften Avenue gefunden, die, wie eine Aufschrift sagt, „niemals geschlossen wird" die also während des ganzen Tages und selbst zur Nachtzeit zu einem frommen Gebet auffordern will.

Und eins nicht zu vergessen: Ein großer Trost in all der Einsamkeit und eine nicht genug zu schätzende Gelegenheit zu nützlicher Ausfüllung der Zeit war mir stets die großartige **Public Library**, dieser von allmächtigen Millionären geschaffene Prunkbau mit den unerschöpflichen Bücherschätzen. Und hier muß ich wieder einer ganz amerikanischen Einrichtung gedenken. Selbst am Weihnachtsabend und am hochheiligen Weihnachtsfest war diese Bibliothek mit ihren ungeheueren, aufs bequemste einaerichteten Lesesälen geöffnet für Diejenigen, die vielleicht selbst an diesen Tagen etwas einsam und verlassen sein mochten. Gerade keine gute Einrichtung für die bedauernswerten Herren Beamten, aber doch nicht übel für diejenigen, die selbst an diesen Tagen auf den stets bereiten guten Freund, das gute Buch, angewiesen waren.

Im Nachtschnellzug

Am 28. Dezember verließ ich Neuyork und fuhr mit dem Nachtschnellzug nach Buffalo. Nachdem man sich im Pullmann-Wagen noch der Lektüre und der letzten Weihnachtszigarre gewidmet, begibt man sich in den Schlafwagen wo inzwischen die Betten gut hergerichtet sind, die unteren wie die oberen. Ein hinreichend breiter Gang führt mitten durch die ganze Länge des Wagens. Zu beiden Seiten fallen die grünen Vorhänge herab, welche die Betten vor neugierigen Blicken verschließen. Dazu gibt es noch besondere Einzelzimmer und Räume mit Toiletten und zahlreichen Waschgelegenheiten, auf der Herrenseite zugleich als Rauchsalon hergerichtet mit prächtig behaglichen Ledersofas. Im übrigen ist in dem weiten Schlafwagen keine besondere Abteilung für Damen und Herren. Aber überall tadellose Ordnung. Und tiefes Stillschweigen. Der diensttuende Neger sorgt dafür, daß niemand in seiner Nachtruhe gestört wird.

Am nächsten Morgen bin ich in Buffalo. Vom Bahnhof her gleitet mein Blick über die Türme und Kuppeln und endlose Häusermassen. Der Anblick ist mir vertraut von meinen früheren Reisen. Und bald sehe ich liebe Freunde und Bekannte wieder.

Der veränderte Niagarafall

Noch einmal besuche ich die Niagara-Fälle, zum fünften Male in meinem Leben. Man kann sie immer wieder besuchen, man kann sie nie genugsam bewundern. Unterhalb des „Amerikanischen Falls" wandere ich durch Schnee und Eis und blicke erschauernd hinauf zu der Höhe, aus der sich der mächtige Strom etwa 50 Meter tief in den Rheruud stürzt. Ich wandere umher und betrachte das Wunder von allen Seiten, vom gleichen Niveau mit der Strömung und von höherem Standpunkt aus. Ich stehe an der Selbstmörderecke, wo schon so manche Unglückliche unmittelbar vor dem Absturz der Wassermassen in den tobenden Fluß gesprungen, ich betrachte die veränderte Gestalt des „Amerikanischen Falls", der nicht mehr, wie vor wenigen Jahren noch, so schön geradlinig verläuft, sondern infolge der Abbröckelung großer Gesteinsmassen eine mächtige Einbuchtung erfahren hat, ich freue mich über den leuchtenden doppelten Regenbogen im sprühenden Gischt des Niagara und ich schaue hinüber zum kanadischen Ufer und zu dem gewaltigen „Hufeisen-Fall", der stark von Wasserdunst verschleiert ist.

Als ich spät abends von Stella Niagara heimkehre und zwischen Omnibus und „High-Speed"-Bahn einige Minuten verweilen muß, pilgere ich noch einmal hinüber zu den Fällen und freue mich an der feenhaften Beleuchtung durch zahlreiche Scheinwerfer. Wie ich mich auf dem Wege dahin schon erfreuen konnte an vielen Tannenbäumen, die, etwas amerikanisch, mit reichlich vielen bunten Lichtern geschmückt waren. Aber man soll diesen Amerikanern nicht alles Gemüt absprechen!

Winter in Milwaukee

In der Neujahrsnacht geht's wieder weiter im Schlafwagen nach Chikago, von dort nach dem Besuch der lieben Bekannten und etlichen Kunst- und Theaterstätten, nach Milwaukee, wo ich endlich wieder ein paar Vorträge halten kann und bei den wackeren deutschen Vollotinern herrliche Stunden verlebe. Das Studiensemiuar hat sich inzwischen vergrößert. Es sind 35 Zöglinge. Aber nach Nationalität und Sprache ist es nicht sehr einheitlich zusammengesetzt. Selbst in Milwaukee, das so lange den Ruf einer ganz besonders deutschen Stadt genoß, muß man bei längerem Verweilen immer wieder die Beobachtung machen, wie das Deutschtum und die deutsche Sprache in Amerika bedenklich im Aussterben sind.

In Milwaukee lerne ich endlich auch den amerikanischen Winter kennen. In Neuyork rühmt man den Herbst als die schöne Jahreszeit, und das mit Recht. Milde Wetter hält sich vielfach bis Weihnachten. Hier aber setzt ein amerikanische Großstadt im Schnee. Es ist so manchmal bitter kalt. ein scharfer Wind fegt durch die schnurgeraden Straßen. Man tut besser, nicht allzu viel aus dem Hause zu gehen. Ein freilich recht betrübendes Ereignis allerdings freibt mich ins Freie, der Beerd der Kathedrale. Noch kurz zuvor war da eine erhebende kirchliche Feier, und jetzt stehe ich in den traurigen Ruinen des schönen Gotteshauses. Der Turm steht noch, ein edler, schöngegliederter Turm. Und die Mauern stehen, von Eis überzogen, von den Wasserströmen, welche die Feuerwehr ins Innere gelenkt. Das große Altargemälde ist zerstört. Geschwärzte Balken, Trümmer, Bänke und Kreuzwegstationen erinnern an das, was hier gewesen. Es ist ein gefährlicher Aufenthalt auf dem beeisten Boden, und ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß ich bald schon von den aufsichtführenden Beamten zum Verlassen des Domes aufgefordert werde.

Ein friedliches Bild nach diesem traurigen Anblick bietet mir die Bai und der Blick auf den weiten, größtenteils eisbedeckten Michigan-See. Hier erhebt sich das Denkmal für Lincoln, den „ersten Amerikaner", „Präsident Emanzipator, Märtyrer", wie die Aufschrift verkündet. Zur Rechten erhebt sich die Welt der Industrie, rauchende Schlote, weiße Dampfmassen, Fabrikmebel. Auf der anderen Seite schöne Häuser, Bäume, Sträucher, Rasen, eine vornehme Autostraße. Und mitten dazwischen die schönen Anlagen am Wasser, im Sommer gewiß ein herrlicher Aufenthalt.

„Gewöhnliche Klasse"

Inzwischen beschäftigte mich oft genug das Problem, wie die weitere Reise zu gestalten sei. Bei meinem früheren Aufenthalt in Kanada hatte man mich herzlich eingeladen, in einer günstigeren Jahreszeit wiederzukommen, und mir mancherlei Vortragsgelegenheiten in Aussicht gestellt. Aber wie traurig haben sich inzwischen die Zeiten entwickelt! Nur von Kelowna erhalte ich vorläufig eine Einladung. Soll ich wirklich deswegen eine Fahrt durch das westliche Kanada unternehmen? Und dazu liegt Kelowna nicht einmal an der Dampfstrecke; ich müßte noch einen Abstecher machen, beschwert und behindert von meinem lästigen Gepäck. So verzichte ich schließlich kurzerhand auf die große kanadische Reise und sehe die Fahrt durch den amerikanischen Kontinent im Bereich der Vereinigten Staaten fort. Ein Billett von Milwaukee nach Vancouver, dem kanadischen Hafen im fernen Westen, kostet nur 34.50 Dollar, in der sogenannten Coach. Diese „gewöhnliche" Klasse ist bei dem Zuge, der den stolzen Namen „The Olympian" trägt, so großartig mit prachtvollen Polstern in herrlich vornehmen Stoffmustern eingerichtet in Polstern abendreden, die man verschieben und zurechtlegen kann, daß man auch ohne Schlafwagen die endlosen Strecken wohlbehalten übersteht. In St. Paul und dem benachbarten Minneapolis, diesen Städten, die von den früheren Reisen her für mich so reich an Erinnerungen sind, nehme ich noch einmal Aufenthalt. Ich besuche das Capitol, den herrlichen Renaissancebau mit der großen Kuppel, in dem Senat und Repräsentantenhaus tagen. Ich betrachte die Gemälde unter der Kuppel und denke mitleidsvoll an tüchtige europäische Künstler, als man mir erzählt, daß diese vier Kunstwerke viermal dreißigtausend Dollar gekostet haben. Und in der Vorbereitung auf asiatische Erlebnisse esse ich in Minneapolis in dem geschmackvollen chinesischen „Rankin-Café", in einem ganz exotischen Milieu, unter garantiert echten chinesischen Laternen Chow Mein, eine kulinarische Komposition aus Kalbfleisch, Bohnenhülsen, Sellerie, Nudeln, ganz dünnen, braunen Stäbchen, und dem unvermeidlichen, aber nicht genug zu schätzenden Reis. Dazu gibt's eine Kanne Tee, fünf bis sechs Tassen, und Fruchteis. Alles zusammen für 35 Cents.

Und nun von St. Paul nach Seattle, die weitere Kleinigkeit von 1778 Meilen, zwei Tage und zwei Nächte. Von da bis Vancouver sind es dann nochmals sechs Stunden.

Urwaldriesen am Rande des Pazifik

Seattle und Vancouver sind Städte, von denen man bei uns nur wenig redet. Und doch sind es Städte, deren Besuch sich lohnt. Wunderbare Spaziergänge kann man da machen. Im Park von Seattle findet man sehenswerte botanische Treibhäuser, auch ein Kunstmuseum, in dem gerade fesselnde Bilder aus der Südsee und eine bemerkenswerte Sammlung einheimischer Kunst ausgestellt waren. Prachtvoll sind die Ausblicke auf die weiten Gewässer, auf zahlreiche Schiffe, auf dichtbesiedelte freundliche Kolonien.

Großartiger als der genannte Park aber ist der Stanley-Park in Vancouver. Urwaldartig, mit Riesenstämmen und riesigen Baumstümpfen. Stundenlang möchte man hier wandern. Mit Bohlwerk reißt man sich endlich los, wenn die Sonne in strahlender goldener Glorie versinkt und zur Rückkehr in die Stadt mahnt.

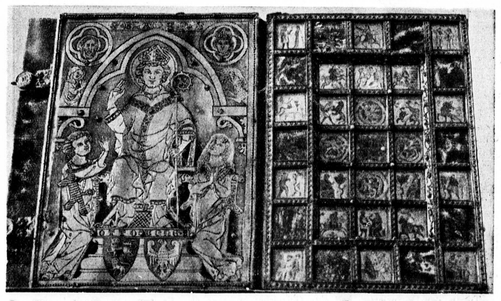
Und nun verlasse ich nach langem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten und wenigen Tagen im westlichen Kanada den amerikanischen Kontinent, um mit dem schneeweiß leuchtenden Dampfer „Empress of Russia" die weite, weite Fahrt über den Stillen Ozean anzutreten, dem Lande der aufgehenden Sonne entgegen.

Kleinodien aus dem Welfenschatz

Wir veröffentlichten in unserer vorigen Nummer einen ausführlichen Aufsatz über die Entstehung, Geschichte und Bedeutung des Welfenschatzes, der kürzlich in den Besitz des Staates übergiing. Wir zeigen hier noch einige Kleinodien, die Pracht und Kostbarkeit dieses mittelalterlichen Schatzes ahnen lassen.

Kopfreliquiar des heiligen Blasius aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.

Das berühmte Welfenkreuz, Vorderseite mit Christusbild



Das Plenar des Herzogs Otto

(Pressephoto 3, Atlantic 2, K.)

Kameramann erlebt Abenteuer

Ein Meister des deutschen Kulturfilms erzählt . . .

Auch im Dienste des Kulturfilms erlebt der Kameramann mancherlei Abenteuer, auch hier wird er zum Zeugen seltsamer und interessanter Schicksale und Begebenheiten, ja, gerade die Meister des Kulturfilms wissen von ihren Reisen und Erlebnissen mehr zu erzählen als mancher spannende Reisebericht und manches Abenteuerbuch. Kurt Stahnke, der eine Reihe der bedeutendsten und interessantesten deutschen Kulturfilme gedreht hat, erzählt uns einige seiner Erlebnisse.

Aufruhr um einen Javanerkopf

Im Jahre 1924 unternahm Stahnke mit dem bekannten deutschen Anthropologen Prof. Hauschild eine Filmexpedition nach Indien. Auf der Insel Java wurden einige interessante Szenen aus dem Leben des Batata-Stammes gedreht. Prof. Hauschilds Aufmerksamkeit wurde besonders durch die eigenartige Schädelform der Eingeborenen erregt. Sehr gern hätte er so einen Schädel zu Forschungszwecken in die Heimat mitgenommen. Als die Reisenden eine kleine Deportiertenin sel besuchten, auf der Gefangene untergebracht waren, äußerte der Gelehrte diesen Wunsch dem Gouverneur der Insel gegenüber.

„Den Gefallen kann ich Ihnen tun!" erklärte der Beamte freundlich. „Zufällig ist gestern einer der gefangenen Eingeborenen gestorben. Ich gebe Ihnen seinen Schädel mit. Nur dürfen Sie hier niemand etwas davon verraten. Die Eingeborenen sind sehr abergläubisch und meinen, der Tote würde ohne seinen Kopf niemals Ruhe finden."

Kurz und gut: Prof. Hauschild erhielt den Schädel. Die Filmleute tauchten ihn in Chloroform, packten ihn sorgfältig in Watte ein und legten ihn in eine leere Filmbüchse. Am gleichen Tage verließen sie die Insel. Eingeborene trugen ihnen das Gepäck zum Schiff, nach landesüblicher Sitte auf dem Kopfe — und so kam es, daß einer der Träger zwei Köpfe besaß: seinen eigenen und darauf in der Büchse den des Toten . . .

Alles ging gut, bis plötzlich auf dem Schiff der Expedition dringende Funksprüche des Gouverneurs eintrafen: „Sofort Kopf zurückschicken! Ernsthafter Aufstand droht! Batakas vermissen beim Begräbnis den Kopf des Toten!"

Mit Mühe gelang es den Truppen des Gouverneurs, einen Aufruhr auf der Insel zu verhindern. Ganz beruhigt war die Bevölkerung jedoch erst, als von Indien aus der geraubte Javanerkopf mit der Post eintraf. Die abergläubischen Batakas aber prophezeiten den Fremden, daß der Tote sich rächen würde. Bei den Filmleuten lachte man darüber. Während der Rückreise nach Deutschland aber wurde Prof. Hauschild von einem tückischen Malariafieber befallen und starb auf dem Schiff . . .

Filmleute als Wettermacher

Was die Kameraleute auf ihren Reisen in Heimat und Fremde am meisten mit Sorge und Aerger erfüllt, das sind die Launen des Wetters. „Als wir 1930 eine Filmreise durch Rumänien machten", so erzählt Kurt Stahnke, „hatten wir ein Wetterpech, das im Lande geradezu sprichwörtlich wurde. Ueberall wo wir hinkamen, wenn es meist sofort zu regnen. Das sprach sich bald unter der abergläubischen Landbevölkerung herum. Und bald wurde es Sitte, daß einzelne Dörfer, in denen man Regen für die Saaten wünschte, Abgesandte zu uns schickten, die uns darum baten, ihr Dorf zu besuchen, damit endlich Regen käme. Wir waren regelrechte Wetterheilige geworden . . ."

Seltsam ging es auch in Finnland zu, wo die Filmexpedition eine Woche lang auf sonniges Wetter wartete. Jeden Morgen ging die Sonne am fernen Horizont klar und strahlend auf, um sich schon nach einer Stunde hinter undurchdringlichen Nebelschleiern zu verbergen. Erst später wurde das Rätsel gelöst: In Rußland wütete ein riesiger Waldbrand, dessen Rauch nach Osten abgetrieben wurde und noch in Finnland die Sonne verdunkelte.

Filmen mit Hindernissen

Nicht überall ist das Filmen eine leichte und bekannte Sache. In Indien wurde den Kameraleuten verboten, Frauen zu filmen. Der Polizeimeister erklärte ihnen den Grund: Die indischen Frauen glauben, daß sie durch das Filmen in ihrer Reinheit verletzt würden. Schließlich kam Stahnke, nachdem alle Ueberredungskünste gescheitert waren, auf eine Kriegslist. Er richtete die Kamera auf eine Frauengruppe, wandte dann sein Gesicht nach einer anderen Seite und kurbelte lustig drauf los. Die Frauen hielten beruhigt still — denn der fremde Mann konnte sie ja nun nicht sehen.

Auch in Sarajewo, das größtenteils von Mohammedanern bewohnt wird, wurde dem Kameramann seine Tätigkeit einmal streng verboten. Da mietete Stahnke einen großen Eiswagen, setzte sich hinein und ließ sich langsam durch die Stadt fahren. In eine Wand des geschlossenen Wagens hatte er vorher ein Loch gebohrt, durch das nun die verbotenen Aufnahmen in aller Ruhe gemacht wurden . . .

Allein nicht nur in fernen Gegenden, sogar im modernen Berlin sind solche Listen mitunter notwendig. „Einmal brauchten wir", so berichtet Stahnke, „ein paar nette Aufnahmen von den Blumenfrauen am Potsdamer Platz. Doch als wir mit unserer Kamera anrückten, gab es einen Mordsspektakel. Kurz vorher war nämlich ein Spielfilm von den Blumenfrauen gedreht worden, und der hatte den Frauen so schlecht gefallen, daß sie beschlossen hatten, sich um keinen Preis noch einmal filmen zu lassen. Einige rückten mit Besen und Stöcken bedrohlich gegen uns vor, andere wollten uns mit wassergefüllten Eimern ein abkühlendes Bad bereiten, und alle schrien in urechtem Berlinisch auf uns ein, so daß wir froh waren, mit heiler Haut — unverrichteter Dinge fortzukommen.

Dennoch wurden die filmfeindlichen Blumenfrauen gefilmt. Am anderen Morgen setzte ich mich in einen fahrbaren Krankenstuhl, klebte mir einen langen Vollbart an und setzte eine blaue Brille auf. In diesem Aufzug wurde ich langsam an den Blumenständen vorbeigefahren. Unter dem Mantel hielt ich eine kleine Handkamera, die ich nun eifrig bediente. Ich war gerade fertig — da stürzte eine Blumenfrau: „Mieft doch mal den Ollen, ick globe, der filmt uns!" Im gleichen Augenblick vereinigten sich die Frauen zu einem wütenden Angriff, dem ich dadurch entrann, daß ich eilig den Krankenstuhl verließ und zum Erstaunen der Passanten in den Untergrundbahnhof hinunterstürzte."

Glück unter Blüten
Marika Rökk und Berthold Ebbecke als Bronislawa und Jan Janicki im Ufa-Tonfilm „Der Bettelstudent". (Photo: Ufa)

Pelikane, Fuerhähne und Bären

Wir erinnern uns noch gern jenes prächtigen Kulturfilms, der uns das Leben der letzten Bo[illegible]kane C[illegible]ropas vorführte, die in der Donaudelta leben. Doch wir haben uns wohl keine Vorstellung davon gemacht, wie schwer es war, diese scheuen, seltenen Tiere aufzufinden und ihr Leben zu belauschen. Vierzehn Tage lang baute Stahnke mit seinen Mitarbeitern auf einer schwimmenden Insel im Donaudelta. Hier hatten sie Zelte aufgeschlagen, in denen man sich kaum der Moskitos erwehren konnte, die in dieser sumpfigen Gegend so zahlreich sind wie in den Tropen. Morgens rückten die Kameraleute dann zu ihrer Arbeit aus, beobachteten, hinter Gebüschen und Schilf verborgen, die Pelikane und standen dabei mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag bis zu den Knien im Wasser. Die Kamera ruhte hierbei auf einem Stativ, das auf Bohlplatten stand.

14 Tage dauerte es auch, ehe es in den Karpathen gelang, eine Auerhahn-Balz zu filmen. Jede Nacht schlichen sich die Kameraleute um 2 Uhr zu dem Balzplatz heran, um dort meist vergeblich zu warten. Das Ergebnis all dieser Mühen waren nachher — fünf Meter Film.

In den Karpathen verfolgte Stahnke lange die Spur eines Bären, ohne ihn jedoch vor die Kamera zu bekommen. Der Kameramann hatte auf einem hohen Baum Aufstellung genommen. Auf dem Platz davor war ein Pferdekadaver eingegraben worden, der den Bären anlocken sollte. Doch der Bär zeigte sich erst, als ein lebendes Schaf ausgesetzt wurde. Wie er das Tier überfiel und zerriß, das wurde ein Film von grausiger Deutlichkeit.

Magie der Derwische

Eines der seltsamsten Erlebnisse hatte Stahnke in einer südderbischen Stadt. In dieser Gegend gibt es eine Anzahl mohammedanischer Sekten, die von Derwischen gegründet und geleitet werden und verschiedene merkwürdige Religionsbräuche pflegen. Mit seiner Kamera wohnte Stahnke dem Gottesdienst einer dieser Sekten bei. Der Derwisch und seine Anhänger saßen im Kreis nebeneinander, der Derwisch sprach mit singender Stimme Gebete, und die anderen wiederholten sie, wiegten dabei ihre Oberkörper rhythmisch hin und her und stießen mit den Köpfen gegeneinander. Im Schluß ereignete sich etwas Unerklärliches: Der Derwisch sprang in die Mitte des Kreises, ergriff einen spitzen Dolch und stieß ihn sich durch beide Backen. Als er ihn wieder herauszog, zeigte sich nicht die geringste Wunde in seinem Gesicht. Photographien, die von diesem Vorgang gemacht wurden, beweisen, daß es sich hierbei um keinen Trick und auch nicht um eine Art von Massensuggestion handelte.

Einmal führte auch ein anderer junger Derwisch den Dolchstoß vor, doch alsbald war sein Gesicht blutüberströmt. Stahnke verlangte Aufklärung. Der Alte lächelte: „Jener hat eine Sünde begangen, und nun straft ihn Allah mit seinem Blute. Nur fündenreine Gläubige sind unverwundbar." Oskar Georg.

Vorschau auf ein Programm

Neue Filme der Syndikat-Filmgesellschaft

Es verlohnt sich wohl, dieses Programm von 22 neuen Filmen, welche das Syndikat in der kommenden Saison uns bringt, einer kritischen Beurteilung zu unterziehen.

Da springen aus der großen Zahl von Neuerscheinungen zunächst einmal eine Anzahl von Filmtiteln heraus, die wohl geeignet sind, besondere Erwartungen auszulösen. Wenn das Syndikat in der kommenden Saison einen neuen „Fridericus"-Film nach Walter v. Molos berühmtem Roman herausbringt, in dem kein geringerer als Otto Gebühr — seit der Glanzzeit des stummen Films den deutschen Lichtspieltheaterbesuchern zum Begriff des Friderich-Darstellers geworden — die Hauptrolle trägt, dann darf man wohl erwarten, daß hier ein Filmwerk von überragender Bedeutung und einzigartiger Gestaltung im Entstehen begriffen ist. Einen Film von nicht minder überragender historischer Bedeutung bringt Syndikat in „Bismarck" heraus, dessen Hauptrolle Emil Jannings verkörpern wird, der bereits im Berliner Staatstheater den Altreichskanzler mit so beispiellosem Erfolge spielte und für die künstlerische Oberleitung des neuen Filmes verantwortlich zeichnet. Dieser „Bismarck"-Film, der unter lebhaftester Anteilnahme der zuständigen Stellen im Lebensbild des größten Staatsmannes des vorigen Jahrhunderts gestalten wird, soll nach dem Willen des Reichsministers Dr. Goebbels das größte und gewaltigste Film-Kunstwerk werden, das bisher gestaltet wurde. Der große Charakterdarsteller und Staatspreisträger Jannings wird ferner die Titelrolle eines Großindustriellen-Films „Der Herrscher" — einen Industrieführer aus der rheinischen Wirtschaft spielen; eines Films, der in seiner zeitnahen Problemstellung wirtschaftlicher und menschlicher Art besonders aktuell und bedeutsam ist.

Neben diesen geplanten Filmschöpfungen überragenden Formats in stofflicher und darstellerischer Gestaltung enthält das Programm eine Reihe von Neuerscheinungen, die in der Verfilmung ausgesuchter literarischer Kostbarkeiten zu nicht minder hochgespannten Erwartungen berechtigen. So der kommende Film „Pan" nach dem Roman von Knut Hamsun, die Verfilmung der geistvollen Komödie Ludwig Thomas „Moral" und der humorvoll-satirischen Geschichte eines „Kunstirrtums" nach dem Roman H. Spoerls „Der Maulkorb", der neue Rudolf-Forster-Film „Man spricht über Jaques Ine" nach dem erfolgreichen Roman von Martin Holland, die Verfilmung des bekannten Romans von Alfred Heller „Wirbel um Renate", des Romans von Rud. Grenz „Gordian, der Tyrann", sowie des Romans „Liebe kann lügen" von Fred Andreas oder auch die Verfilmung einer Reihe ausgezeichneter Bühnenerfolge der letzten Saison „Schwarzbrot und Kipfel", „Meineken", „Die Vielgeliebte" sowie die Neuverfilmung des bekannten italienischen Films-Erfolges „Ich kenne Dich nicht mehr".

Auch die bekannten Meister des Gesanges von Weltruf fehlen in dem Programm des Syndikats für die neue Saison nicht. Benjamino Gigli spielt mit Käthe v. Nagy als Partnerin die Hauptrolle in dem bereits zur Olympia eingesetzten Syndikat-Film „Ave Maria", während die endgültige Stoffwahl eines neuen „Riemann-Films" noch aussteht. — Nicht zu vergessen den neuen Paula-Wessely-Film „Die Peppi", in dem die große Darstellerin ihre Schauspielkunst in der Rolle eines ungarischen Landmädels erneut unter Beweis stellen wird.

Unsere Vorschau wäre unvollkommen, wollten wir nicht eine Reihe besonderer filmischer „Spezialitäten" übergehen, die das Syndikat auch diesmal wieder mit seinem neuen Programm serviert: Zunächst von der deutschen Presse und der breiten Oeffentlichkeit mit Recht mit Spannung erwartet der große deutsche „Journalistenfilm", der — Ergebnis eines Preisausschreibens der Tobis und des Reichsverbandes der deutschen Presse — den preisgekrönten Stoffentwurf „Der Globus" von Bierkowski zur Grundlage hat. Daneben ein „großer" deutscher Kriminalfilm amerikanischen Formats „Mordalarm" mit O. Tschechowa.

Rückblick auf die Funkschau

Das Ziel ist verbesserte Wiedergabe. — Neue Skalen, Endröhren und Lautsprecher. „Bandbreitenregler" und Batterieempfänger

Was forschende Technik zu leisten vermag, sieht man auf der am Freitag voriger Woche eröffneten 13. großen deutschen Rundfunkausstellung in Berlin. Es ist nachgerade so, als befänden sich die Fabriken und die Hörer in einem Wettstreit, bei dem Wünsche und Forderungen des einen Teiles Erfüllung durch den anderen finden, und als ob diese Erfüllungen wiederum neue Wünsche auslösten. Die Ansprüche der Käufer werden von der Industrie befriedigt; die letztere schafft Neuerungen, deren sich die Funkfreunde freuen. So gehört der Wechsel der Ansprüche und der Fortschritte Geräte, von denen immer wieder gesagt worden muß, daß sie kaum noch zu übertreffen sind. Und doch kommen dann im nächsten Jahr zur Funkausstellung wiederum neue verbesserte Geräte, die sich wesentlich von den Vorgängern unterscheiden.

*

Erinnern wir uns der ersten Empfangsgeräte im Jahre 1923 und 1924. Niemand war da, der eine Ansprüche stellte. Die Freude darüber, daß es möglich war, mittels eines kleinen unscheinbaren Kastens und zweier Hörer, deren man die Herkunft vom Fernsprecher ansah, Musik und Sprache buchstäblich aus der Luft zu empfangen, überwog alles. Ob die Darbietungen quälend und kaum verständlich aus dem Hörer kamen, ob die tiefen oder die hohen Töne der Musik überhaupt durchkamen — wen störte es? Man nahm die Ungelegenheiten des Abhörens mit den Kopfhörern willig hin in dem Bewußtsein, eine völlig neue Art der Unterhaltung gefunden zu haben. Dann kamen die ersten Lautsprecher. Mit der Wiedergabe war es nicht viel besser als vorher, nur daß die Sache lauter war, und auch das gute Zimmer wieder durch einen hölzernen Trichter wie zu Zeiten des Grammophons „verziert" wurde.

Mit der Gewinnung des Lautsprechers an Stelle der Kopfhörer begann dann aber auch die Verbesserung des Klangesfektes der Empfänger. Er können uns die Aufzählung der technischen Klanglichen Verbesserungen ersparen, dürfen doch zur Besprechung des diesmal Ausgestellten übergehen und

mit den Skalen

beginnen. Die Unübersichtlichkeit der Skalen früherer Konstruktion ist verschwunden. Sie wurden so groß, daß die Ablesung auch ohne Brille und Vergrößerungsglas erfolgen kann. Mit der Eichung fühle man die entfernte Tasche herbei, daß die eingestellte Station auch wirklich im Gerät ist. Einige Firmen machen die Skalen aufklappbar oder versenkbar, so daß sie, falls oben auf dem Kasten angebracht, beim Nichtgebrauch verschwinden können. Das Aufsetzen auf den Kasten hat ferner den Vorteil, daß man sich beim Stationssuchen nicht zu bücken braucht. Die matt von innen beleuchtete Skala hat sich voll durchgesetzt; einige Firmen haben den Skalenstrich mit „Schnellgang" und Feineinstellung versehen, wodurch das Durchfuchen vieler Stationen vermieden wird. Daß das kühere Gesicht der Geräte sich den verwöhntesten Ansprüchen anpaßt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Man ist es im allgemeinen mit flachen Kästen zu tun, die im Zimmer kaum auffallen, dann aber auch mit der „Schallenfenform", die bei geschlossenen Türen Bedienungsgriffe und Skala ganz verbirgt.

Die Verbesserung der klanglichen Wiedergabe konnte in der Hauptsache nur über

die Verbesserung der Lautsprecher

erreicht werden. Physiker und Elektrotechniker haben in gemeinsamer Arbeit wirklich Vorbildliches geschaffen. Es wurde einmal gesagt, das sei, den Hörer nicht erkennen zu lassen, daß ein Funkgerät mit Lautsprecher Musik mache, aber ob natürliche Musik gehört werde. Von diesem Ziele kamen noch entfernt sie sein, ist der Stolz der Ingenieure. Da wurde zunächst eine neue Endröhre entwickelt, die eineinhalb mal so viel Kraft bei gleichzeitiger Herabsetzung der Anodenspannung hat. Dadurch wurde nicht die Lautstärke vergrößert, wohl aber eine bessere Wiedergabe der tiefen Töne, ohne die eine wirklich gute Musik nun einmal nicht möglich ist. In den Lautsprecher baute man dann noch weiche Membranen ein. Hand in Hand damit ging eine Verbesserung der Resonanzwirkung der Gehäuse. Gleichzeitig wurden jedoch unerwünschte Resonanzwirkungen durch gute Isolation ausgeschaltet.

Ein Gerät mit guten Eigenschaften in dieser Hinsicht zu besitzen, ist der Wunsch jedes Hörers. Die Industrie konnte hier vieles unter einen Hut bringen, was sich früher wie Feuer und Wasser gegenüber zu stehen schien. Der unverkennbare Aufbau interessiert die wenigsten Funkfreunde, es kommt nur darauf hingewiesen sei, daß Geräte mit den genannten Eigenschaften heute schon für den geringen Preis zu haben sind. Wertvoll erscheint ein Gerät, das beim Auffuchen neuer Stationen den Lautsprecher automatisch auf geringe Stärke abschaltet.

Bei Geräten mittlerer Preislage ist fast allgemein der

„Bandbreitenregler"

eingeführt. Diese neue Einrichtung kommt dann zur Geltung, wenn eine Station empfangen werden soll, die nahe zwischen den Wellenlängen anderer liegt. Mit der Trennschärfe lassen sich wohl die anderen Wellen ausschalten, dann aber wurde früher der Tonumfang stark herabgesetzt. Der Bandbreitenregler erlaubt nun die Einstellung des breitesten Tonbandes, das unter den gegebenen Umständen zu erreichen ist. Natürlich vorsichten auch die ganz großen Geräte nicht auf diesen Fortschritt. — Daß tatsächlich noch Empfänger für Batteriebetrieb hergestellt werden, verwundert den mit dem Anschluß an das Lichtnetz Hörenden. Aber die Nachfrage muß befriedigt werden, denn noch sind nicht alle Haushaltungen mit elektrischem Strom versorgt. Auch Batterien und Akkus sorgen dafür, daß der Betrieb so sicher und billig wie möglich geschehen kann.

In diesem Zusammenhang darf erwähnt werden, daß der Allstromempfänger (für Wechsel- und Gleichstrom) von einer Firma ersetzt ist durch ein Gerät, das nur mit einer Stromart arbeiten kann. Aendert sich die Stromart in der Wohnung des Hörers, so kann er durch Vorsetzen eines Stromwandlers das Empfangsgerät wieder betriebsfähig machen. Der Vorteil besteht darin, daß nicht in jedem Fall der Preis für den Stromwandler mitbezahlt zu werden braucht, sondern nur im Bedarfsfall.

Nach außen z. B. am meisten sichtbar und hörbar wurden noch die großen Lautsprecher, mit denen das ganze Gelände des Reichssportfeldes, soweit es sich als notwendig herausstellte, „besprochen" werden konnte. Dreieneue Lautsprecher-Bauarten traten dabei in Erscheinung: zunächst die sog. Hochtonpilze, das sind pilzförmige Lautsprecher, die durch bestimmte Verbesserungen Töne bis zu 10 000 Herz hinauf wiedergegeben vermögen. Man hat hier unterhalb der doppelpilzförmigen Schallführung des feitbarigen Pilzlautsprechers drei besondere Hochtonlautsprecher neuester Ausführung eingebaut. Weiterhin hat man auf der Dietrich-Eckart-Bühne sog. Breitstrahler und im Pergamon-Museum, wo die Begrüßungsfeier stattfand, Flachlautsprecher angewandt; in beiden Fällen handelt es sich um die räumliche Beherrschung der Schallausbreitung in Anpassung an die gegebenen Verhältnisse. Besonders interessant aber war die dritte Neukonstruktion, die als Löschstrahler bekannt wurde. Wenn man größere ebene Plätze mit Schall versorgen will, so gelingt das mit Hilfe der Pilzlautsprecher recht gut; denn diese Lautsprecher begrenzen die Ausbreitung des Schalles auf etwa 50 Meter Umkreis, weil durch die Zuschauer bzw. Jahrer, die sich unterhalb der Lautsprecher befinden, die von den Pilzen kommenden Schallwellen stark gedämpft werden. In einem Theater mit abfallenden Sitzreihen fehlt aber diese Dämpfung, und damit tritt die Gefahr störender Echobildung auf. Dieser Gefahr begegnet man bei den neuen Lautsprechern nun dadurch, daß man zwei Lautsprechersysteme mit gegeneinander verschobenen Schwingungen zur Anwendung bringt. Wie eine Wasserwelle durch eine gleichgroße, aber entgegengesetzt gerichtete Wasserwelle ausgelöscht werden kann, so löschen auch hier in einer bestimmten Entfernung vom Lautsprechersystem die Schwingungen sich völlig aus. Man hat nun die Einrichtung so durchgebildet, daß die Zone der Auslöschung auf die entgegengesetzte Seite der Kampfbahn zu liegen kam und konnte so Echos an den gegenüberliegenden Sitzreihen wirksam unterdrücken.

Bemerkenswerte Neuerungen waren auch bei den Zeitmessern zu finden. So konnte man eine von dem Berliner Feinmechaniker Ing. Fritz entwickelte Zeitmeßeinrichtung in Tätigkeit sehen, die die Zeit selbsttätig druckt und mit Hilfe eines sog. Zielband-Auslösungsgerätes die Zeitpunkte, die den Durchgang der Läufer durch das Zielband erreichen, in dem Diagrammstreifen markiert. Die Vorrichtung arbeitet mit einer sehr genau gehenden Hauptuhr, die das Registriergerät steuert. Beim Startschuß setzt sie sich durch einen mit der Startpistole gegebenen elektrischen Kontakt in Tätigkeit; nun werden von 00.00 angefangen die ablaufenden Zeiten in einen Papierstreifen, der für jede Sekunde um etwa 5 Zentimeter vorrückt, eingedruckt. Kommt ein Läufer ans Ziel und berührt er das Zielband auch nur leicht, so wird sogleich eine entsprechende Markierung auf dem Papierstreifen zusammen mit der Nummer des Läufers eingetragen. Man kann dann an Hand einer auf dem Streifen vorhandenen Zehntelsekunden-Einteilung die Laufzeit auf wenniger als Zehntel-Sekunden genau ablesen. Derartige Einrichtungen sind so durchgebildet, daß sie sich weitgehend den jeweiligen Anforderungen der verschiedenen Wettkämpfe anpassen lassen.

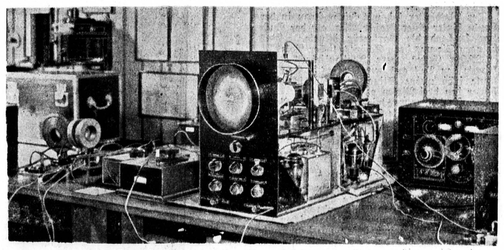
Schließlich sei noch eine besondere technische Leistung kurz gewürdigt, die zu schönen Hoffnungen für eine baldige Verwirklichung des Fernsehens berechtigt. Es ist bei der Olympiade erstmalig gelungen, ein „unmittelbares" Fernsehen im Freien durchzuführen. Bisher war man darauf angewiesen, die zu übertragenden Objekte, etwa fernzusehende Personen, in einer Kabine unterzubringen, wo sie vom Lichtstrahl des Senders „abgetastet" wurden. Wollte man Ereignisse im Freien übertragen, so mußte man sie zunächst auf einem Kinofilm festhalten. Dieses so Zwischenfilmverfahren ist jetzt überflüssig geworden. Es ist gelungen, eine Fernseh-Kamera zu bauen, die das aufgenommene Bild unmittelbar „ins Elektrische übersetzt". Mit Hilfe dieses Fernseh-Bildfängers war es möglich, die Olympischen Spiele „fernzusehen", d. h. sie über den Berliner Fernsehsender einer Reihe von Fernsehstuben zuzuleiten, wo man also aus der Ferne nicht nur mit dem Ohr, sondern auch mit dem Auge Teilnehmer der großen Veranstaltungen werden konnte. Dr. Chr. S.

Oben: In diesem Jahr konnten die Besucher der Funkausstellung auf dem Gebiete des Fernsehens besonders interessante Fortschritte beobachten. Nachdem sich während der Olympischen Spiele die Bildfänger zur unmittelbaren Fernsehsendung der Ereignisse bereits praktisch bewährt hatten, konnte man jetzt auch Bilder mit besonders vielen Zeilen zu sehen bekommen, die sich durch ungewöhnlich gute Durchzeichnung von den früheren Leistungen unterscheiden. Auch Großprojektionen sah man. Das in unserem Bild gezeigte Filmabtastgerät der Fernseh-A.-G. ist zum erstenmal für 375 Zeilen eingerichtet und arbeitet nach dem Zeilensprungverfahren, das für Filmsendungen besonders günstige Ergebnisse ermöglicht. — Unten: Die von Dr. Vierling konstruierte Großion-Orgel in der Ehrenhalle. (Scherl Bilderdienst Atlantic, K.)

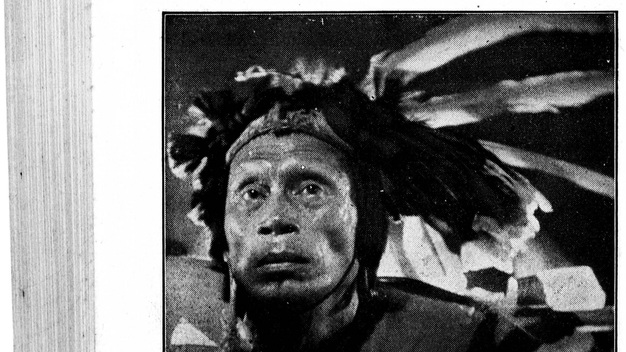
Technische Nachklänge zu den Olympischen Spielen

Es war zu erwarten, daß die Olympischen Spiele, die im verflossenen Monat die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Reichshauptstadt gelenkt haben, auch in technischer Hinsicht eine große Anzahl von Besonderheiten bringen würden. Daß sie es in einem solchen Ausmaß getan haben, wie es tatsächlich geschah, haben selbst die Eingeweihten wohl kaum erwartet. Selbst wenn man von den rein baulichen Leistungen, von der Anlage der gewaltigen Kampfstätten auf dem Reichssportfeld und des Olympischen Dorfes ganz absieht, bleibt noch eine ungeheure Fülle an technischen Leistungen übrig. Es ist kennzeichnend für den zurückhaltenden und dienenden Charakter der modernen Technik überhaupt, daß alle diese Dinge kaum äußerlich in Erscheinung traten. Ein paar Lautsprecher, hier und da eine Filmkamera oder ein Zielgerät, ein paar Dutzend Scheinwerfer — und alles übrige blieb dem Auge des Zuschauers verborgen, spielte sich in geschlossenen Räumen, in Drähten und Kabeln, im weit entfernten Feld der Kurzwellensender, in der Dunkelkammer, in den Werkstätten ab.

Nur wenige Rundfunkhörer, die den Olympia-Wellsender am Lautsprecher hörten, mögen einen Begriff davon gehabt haben, was es mit diesem Sender auf sich hatte. Da gab es beispielsweise im Tunnelgeschoß der Hauptkampfbahn eine Hauptverstärkerzentrale und Hauptschaltstelle, die größte von 17 Unterzentralen des Olympia-Wellsenders, die in ihren Ausmaßen und ihrer Leistungsfähigkeit überhaupt kein Beispiel auf der ganzen Welt hat. Hier arbeitete das Hirn und schlug das Herz des gewaltigen Senderbetriebs, das selbst den entferntesten Ländern der Erde die Olympia-Berichte zugehen ließ. Hier mündeten alle Uebertragungsleitungen, von hier gingen alle Leitungen zu den Sendern in aller Welt aus. Hier standen auch die Schallaufnahmegeräte, die alle jene Wettkämpfe auf Platten aufnahmen, die nicht unmittelbar gesendet werden konnten. Im Laufe der Spiele sind etwa 40 000 Schallplatten geschnitten worden. Mehr als 140 Koffergeräte standen zu diesem Zweck bereit, viele davon in den Uebertragungswagen des Rundfunks.



Eine Uhr, die eine zehnmillionstel Sekunde anzeigt!
Auf der Rundfunkausstellung wird in der Fernseh-Halle zum erstenmal die Elektronenstrahl-Uhr Manfred von Ardennes gezeigt werden. Diese Uhr erlaubt die Messung von Zeiten, die kleiner sind als einzehnmillionstel Sekunde. Ein Elektronenfleck läuft in einer Kreisbahn über das „Zifferblatt" im Laufe einer Hundertausendstel Sekunde. Dieses Instrument bedeutet eine Umwälzung auf dem Gebiete der Messung kleinster Zeiten. (Weltbild, K.)



Topan, der Dorfpriester, hält eine Geisterbeschwörung ab. Er tanzt im Trancezustand mit bloßen Füßen im offenen Feuer. Aus dem Expeditionsfilm der Tobis-Rota „Die Kopfjäger von Borneo". (Foto: Tobis-Rota)

Bolz, der Wilddieb

Von Hans Bongardt

Mitten im Waldesdickicht lag eine baufällige Hütte. Unter dem weit vorspringenden Dach, auf einer Rasenbank, hockte ein dudliger Greis mit nebelgrauem Bart. Das volle Gesicht war von tiefen Furchen durchpflügt; und die listigen Lichter lagen hinter buschigen Brauen versteckt wie das Fiakennest hinter den Bartflechten einer alten Föhre.

Bolz war ein philosophisch veranlagter Kopf, dazu in allen Sätteln gerecht. Wenn einer der Waldleute mit der Behörde in Konflikt geriet, so wandte er sich vertrauensvoll an den Buckligen, und seiner List und Umsicht gelang es stets, dem Hüter des Gesetzes ein Schnippchen zu schlagen.

Bolz hatte seine Ellbogen auf die Knie gestützt und überlegte, wie er den in aller Frühe erlernten Rehbock, ohne Argwohn zu erregen im Städtchen in Sicherheit bringen könnte. Durch das Gebahren der Dohle auf seiner Schulter wurde er in seinen Gedankengängen gestört. „Na, Jakob, was gibt's denn?"

„Dummer Kerl — dummer Kerl!"

Bolz vernahm Hufschläge . . . Durch das Gestrüpp blitzte eine Uniform.

„He, Alter, können Sie mir wohl sagen, wo der Besenbinder Bolz wohnt?"

Der Gendarm war erst seit acht Tagen im Städtchen. Woher konnte er seinen Namen?

„Ob Sie mir nicht sagen können . . ."

„Immer ruhig Blut, Herr Wachtmeister!"

„Potz Donner, was hatte das zu bedeuten? Mit einem einzigen, prüfenden Blick umkehrte er den Hüter des Gesetzes, der noch ziemlich unerfahren in die schöne Welt hineinguckte. Den wollte er gleich bei der Antrittsvisite gründlich auf den Leim führen . . .

„Da, Herr Gendarm, was der Bolz ist, der hat sich pfeffein im Wald versteckt. Sehen Sie die drei Buchen dort? Da biegt der Wildererpfad ab."

„Ich merke schon — Sie wissen Bescheid."

„Leider Gottes, wer sollte es nicht wissen? Darüber lamentieren die Hasen und Kaninchen, die Fichte, Fasanen und Ringeltauben und nicht zuletzt die Rehe."

„Sehen Sie, darum handelt es sich. Der Kerl hat wieder einen Bock geschossen."

„Und nun kommt der Herr Gendarm hoch zu Roß und will ihn so mir nichts, dir nichts ins Kittchen führen? — Herr Wachtmeister, Sie können es mir glauben — dieser Bolz, das ist ein ganz ausgetragener Junge."

Der Gendarm zwirbelte herausfordernd seinen Schnauzbart hoch. „War Unteroffizier bei den Gardedragonern!"

„Und wären Sie Rittmeister bei den Kaiserhusaren gewesen — Sie müssen den Kantjaken anderswo anwerfen."

„Ich werde den Kerl überlisten, überrumpeln . . ."

„Ueberlisten?" Bolz lachte höhnisch auf. „Sie wissen wohl gar nicht, daß bereits sämtliche Waldleute den Herrn Wachtmeister gewittert haben."

„Kein Mensch hat mich gesehen."

Bolz lachte, daß ihm die Tränen über die Backen liefen. „Nun will ich Ihnen mal was verraten, Herr Wachtmeister: Drüben auf dem Hügel, da schneiden die Weiber Gras. Die hatten Sie schon spitz gekriegt, als Sie in den Feldweg einschwenkten, und schrien es hurtig wie die Häher den Holzhauern zu. Die lachten es wie Turteltauben den Lobschleien im Stangenholz in die Ohren. Die Lobschleier pfeifen Kuckuck und so erfuhren es auch die Köhler."

Der Gendarm auf hohem Roß sank ein wenig in sich zusammen. „Interessant — außerordentlich interessant. Aber was ist denn da nur zu machen?"

„Ich könnte Sie schon auf die richtige Fährte führen, Herr Wachtmeister. Aber wenn ich es nur ganz sicher hätt', daß auf Sie Verlaß ist."

Bolz erhob sich, humpelte dem Gendarmen entgegen, legte die hohle Hand an den Mund und flüsterte, während der Beamte sich gespannt zu ihm herabbeugte, ihm zu: „Wenn Sie sich heute abend Punkt elfe unter die drei Birken stellen, haben Sie ihn bald im Genick."

Der Gendarm wußte sich vor Freude kaum zu fassen. „Ist's wahrlich? Unter den drei Birken, sagten Sie? Punkt elf, wenn ich recht verstanden habe?"

„Punkt elfe unter den drei Birken. Natürlich in Zivil."

„Zivil und Legitimation. Kennen wir schon." Veranlaßt trabte er ins Städtchen zurück . . .

Bolz humpelte in den Keller, schob die geschlossen Buchenscheite und dann noch eine Schicht Lohm von einer Luke weg und zerrte den Bock aus der Tiefe . . .

Der Waldhüter saß mit seiner Frau in der Laube hinter einer Flasche Bier, als der Bursche keuchend die Gartentür öffnete. „Was bringen Sie uns denn Schönes, lieber Bolz?"

„Nichts Gutes, Herr Jagdaufseher." Er kramte den Bock aus dem Rucksack. „Den hat heute früh meine Stine beim Grasschneiden hinter den drei Birken gefunden."

Der Jagdhüter war wie aus Rand und Band. „Wieder der verfluchte Schurkel — „Bolz, wenn Sie mir den Strauchdieb vor die Büchse bringen, so soll's mir auf ein halbes Dutzend Flaschen Machandelkranaps nicht ankommen. Der verfluchte Kerl läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Swätestens morgen weiß es natürlich auch der Herr Baron. Dann ist der Jagdhüter mal wieder nicht auf dem Posten gewesen und Friedt wie sein Vorgänger den Laufpaß. Bolz, Sie sind in der ganzen Waldbande der einzige ehrliche Kerl. Sie kennen den Wald schon seit sieben Jahrzehnten und stehen mit den Waldteufeln auf du und du. Helfen Sie mir doch aus der Klemme!"

„Wenn Sie fix und kuragiert sind, können Sie dem Schlichchen heute nacht noch den Fangschuß geben."

„Bolz!"

„Ich bin ihm auf der Fährte!"

„Schießen Sie los!"

„Waldhüter — das, was ich Ihnen jetzt sage, darf niemals ein Dritter erfahren, niemals verstehen Sie?"

„Mein lieber Bolz, aber das ist doch selbstverständlich!"

„Wir haben heute Vollmond. Sie stellen sich Punkt 11¼ unter die drei Birken. Wenn sich dann der Kerl bis Mitternacht nicht herangepirscht, fress' ich einen Scheffel Föhrenharz."

Der Jagdhüter tobte: „Ausgerechnet unter den drei Birken — der beste Platz im ganzen Revier!"

„Aber sehen Sie sich vor. Sie haben es mit einem ausgepichten Burschen zu tun, der zur Not nicht mit Klatschkase schießt. Es ist derselbe, dem Sie Ihre Stelle verdanken."

„Wie?"

„Auch das ist ein Waldgeheimnis. — — —

Ihr Vorgänger hatte eines Abends Glück und überraschte diesen Bimmel unter den drei Birken. Der aber war auch nicht auf den Mund gefallen. Er zieht eine Legitimation aus der Tasche und schreit ihn an: ‚Was wollen Sie? Ich bin der Gendarm Lippmann und vom Herrn Baron beauftragt, Sie auf die Probe zu stellen. Darauf ist dann Ihr dämlicher Kollege in seinem Schnapsdusel hereingefallen."

„Der soll mir kommen mit seiner Legitimation!" — — —

*

Wachtmeister Pinkvogel wartete unter den drei Birken gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Er äugte scharf auf die angrenzende Waldwiese und horchte auf jedes verdächtige Geräusch, das aus dem Waldesdunkel heraus vernehmbar war. Ein Eichelhäher meckerte gellend und baumte in einer benachbarten Föhre auf.

Inzwischen hatte sich nun der Waldhüter auf weichem Moospolster ganz leise herangepirscht und erspähte im Schatten der Birken die Umrisse eines Menschen, der die Doppelflinte schußbereit hielt und unverwandt auf die Wiese starrte. Bis auf einige Schritte war er, durch Unterholz gedeckt, herangekommen als ein dürrer Zweig unter seinen Füßen knackte. Der Gendarm warf blitzschnell den Kopf herum da sah er auch schon die Mündungen der Flintenläufe greifbar nahe vor seinen Augen, und eine Löwenstimme ging ihm durch Mark und Bein. „Hände hoch!"

Der Gendarm war wie gelähmt. Klatschend flog seine Flinte ins welke Laub, und wie verscheuchte Vögel flogen die Fäuste hoch.

„So, mein Bürschchen!" Da erst kam der Gendarm wieder zu sich. „Was fällt Ihnen ein?"

„Noch ein Wort, und ich knall' Sie nieder wie eine kollerige Märe!"

„Was wollen Sie? Ich bin der Gendarm Pinkvogel."

„Kennen wir! Ein Lump sind Sie, eine Kanaille, ein ganz niederträchtiger Schuft!"

Die zitternde Hand des Gendarmen fuhr in die Rocktasche.

„Hände hoch, Sie verfluchter . . ."

„Erlauben Sie . . . Hier ist meine Legitimation!"

Der Jagdhüter stieß mit dem Fuß die Flinte des Gendarmen weit weg. „Heute haben Sie Ihren Meister gefunden! Kehrt — und rückwärts marsch!" — — —

Jenseits der Waldwiese aber lag der Bucklige hinter einem Wacholderbusch und kicherte, daß ihm die Schultern wackelten. Als die Luft wieder rein war, stieß er das gellende Gelächter des Spechtes aus, und die Waldteufel antworteten mit den verschiedensten Vogelstimmen.

Bolz hob die Rasen von dem Eingang einer Fuchshöhle, zog seinen Drilling heraus, brachte die Flinte des Gendarmen in Sicherheit — und dann stellte er sich unter die drei Birken.

Piraten an Bord

Erzählung von Hans Bethge

Zwischen Hongkong und Rangoon, der Hauptstadt des von den Engländern beschirmten Reiches Burma, fuhr der kleine chinesische Dampfer „Hong-Ting" gemütlich schlingernd hin und her. Das Schiff war in England gebaut, hatte einer englischen Reederei gehört und war dann an eine chinesische verkauft worden. Kapitän und Besatzung waren Chinesen.

Man weiß, daß das Reich der Mitte jährlich viele Tausende seiner Söhne in die Nachbarstaaten entsäßt. In den Staaten Vorder- und Hinterindiens, auf sämtlichen Inseln des malaiischen und des Sunda-Archipels, überall sind Chinesen tätig, immer arbeitsam, immer bescheiden in ihrer Lebenshaltung, soweit es einfache Leute sind. Die Kaufleute freilich — es gibt im Osten keine geschickteren als die Chinesen — werden oft reich, besitzen Paläste und gebieren zu den einflußreichsten Persönlichkeiten der Länder, in denen sie wohnen.

Die „Hong-Ting" war ein Passagierschiff für kleine Leute und beförderte auch Frachten. Es brachte Chinesen nach Singapore und Rangoon und führte andere Chinesen, die sich in der Fremde nicht setzen ein hübsches Vermögen erworben hatten, in die Heimat zurück. Außerdem hatte das Schiff auf der Heimfahrt noch eine etwas unheimliche Gesellschaft an Bord, eine Gesellschaft von Toten. Kein Chinese, der über einige Mittel verfügt, läßt sich in der Fremde bestatten, weil für den Verstorbenen ein Verkehr mit den Geistern der abgeschiedenen Verwandten nur dann möglich ist, wenn er in der Erde der Heimat ruht. Das Grab in der Fremde läßt einen Verlehr mit den auf höchste ehrten Ahnen nicht zu. Die „Hong-Ting" beförderte also die toten Chinesen, die in ihren Särgen ruhten, nach Hause — es war eine ihrer wichtigsten Frachten auf den Fahrten in den Heimathafen.

Mit der „Hong-Ting" stimmte etwas nicht. Es kam vor, daß in Hongkong weniger Passagiere einstiegen, als in Rangoon an Bord gegangen waren. Nun, es kann sich jemand aus Lebensüberdruß ins Meer stürzen, es kann auch jemand, wenn er es an Vorsicht fehlen läßt, bei hoher See über Bord gespült werden — aber auf der „Hong-Ting" schienen sich diese Unfälle doch etwas übertrieben häufig zu ereignen. Außerdem kamen Passagiere immer nur auf der Heimfahrt um, nie auf der Ausreise. Es mußten Dinge an Bord geschehen, die solche unheimlichen Ereignisse gewaltsam herbeiführten. Oder was war es sonst, was an Bord dieses Schiffes vorging? Man flüsterte, raunte, sah aber keine Spur, der man hätte nachgehen können. Schließlich nahm sich die britische Hafenbehörde von Hongkong in aller Stille der dunklen Angelegenheit an und beschloß, die Sachlage zu klären.

Johnny Smith, einer der besten Vertreter der britischen Geheimpolizei im Fernen Osten, bestieg in guter Verkleidung mit zwei Gefährten in Rangoon das unheimliche Fahrzeug. Weder der Kapitän noch irgend jemand von der Besatzung oder den Passagieren ahnte, daß diese drei Agenten an Bord befanden. Alles verlief normal. Smith beobachtete Passagiere und Angestellte bei Tag und bei Nacht, es zeigte sich nichts Verdächtiges. Im Zwischendeck lagen den etwa hundert Särge mit toten Chinesen, in Singapore kam noch eine Reihe dazu, auch trat ein Wechsel an Passagieren ein, das Schiff dampfte weiter durch das chinesische Meer — alles normal, gar nichts Verdächtiges. Smith sagte sich: Hier ist nichts zu entdecken, denn hier geht in der Tat nichts vor. Lebende und Tote werden sanft schlingernd in die Heimat befördert, das ist alles. Dennoch war er weiter mit gespannten Sinnen auf der Hut, wie ein guter Jagdhund. Nachts lag er mit seinen Gefährten unaufgefordert in den Rettungsbooten, das Deck beobachtend. Da — eines Nachts geschah plötzlich doch etwas — etwas Furchtbares . . .

Die Passagiere hatten sich fast alle zur Ruhe begeben, nur ein paar Männer lehnten noch an der Reeling und genossen die laue, windstille Nacht, die durch das silberne Licht des Vollmondes verklärt war. Der eine der Männer kam in ein Gespräch mit einem vorübergehenden Matrosen. Sie unterhielten sich eine geraume Weile und waren schließlich allein auf Deck. Der Matrose wies auf einen Liegestuhl und sagte zu dem Passagier: „Wenn er Lust verspüre, die milde Nacht im Freien zu verbringen, so könne er es tun. Er, der Matrose, sei gern bereit, ihm ein paar wollene Schlafdecken heraufzuholen." Der Passagier willigte ein, und der Matrose schlepptе zwei wollene Decken heran und, von ihnen eingehüllt, streckte sich der Passagier auf dem Liegestuhl aus und dämmerte, sanft von der Luft der lauen Nacht umschmeichelt, in die holden Gefilde des Schlafes hinüber.

Nichts weiter geschah. Smith hatte trotzdem das untrügliche Gefühl, daß hier irgend etwas geschehen würde. Es kam auch so. Nach einer paar Stunden stiegen mit aller Behutsamkeit zwei Gestalten aus einer jener Luken, die in das Zwischendeck führten. Smith hatte die Gestalten dieser Leute während der Fahrt noch nicht gesehen. Sie blickten sich vorsichtig um und schlichen dann lautlos wie Katzen auf den Passagier im Liegestuhl zu. Der eine war mit einer wollenen Decke über den Kopf des Schlafenden und erdrosselte ihn. Der andere zog ein Messer und stach es ihm ins Herz. Die erst heftigen Zuckungen des Ueberfallenen ließen schnell nach, er erschlaffte völlig, er war tot. Die Mörder durchsuchten sorgfältig die Kleidung ihres Opfers, nahmen eine Geldtasche aus der Jacke, knöpften die Weste auf und schnitten einen gefüllten Brustbeutel ab. Nachdem alles, was ihnen von Wert schien, zu sich genommen hatten, hoben sie den Toten auf und warfen ihn über die Reeling. Der eine holte einen Eimer, wischte mit einem Scheuerlappen die geringen Blutspuren fort und schleuderte den Lappen gleichfalls ins Wasser. Dann krochen die unheimlichen Gesellen durch die gleiche Luke auf der sie emporgestiegen waren, in das Innere des Schiffes zurück.

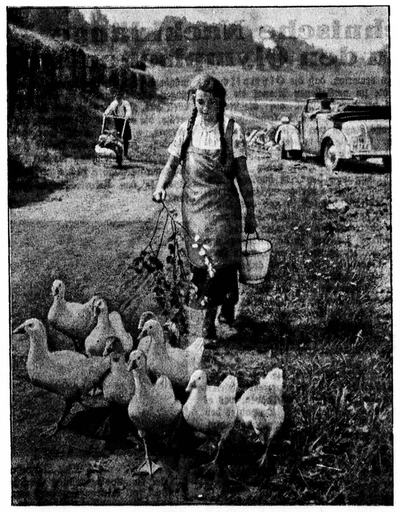
Johnny Smith stieß einen pfeifenden Laut aus. Ein Piratenschiff, ein Mordschiff, also weitere würde sich finden. Er hatte sich festgestellt durch die silberne Helle des Mondes das Gesichter der Banditen aufs genaueste eingeprägt. Am nächsten Tage schlenderte er unauffällig durch sämtliche Räume des Schiffes in der Hoffnung, die Verbrechergesichter wieder aufzufinden — er fand sie nicht. Seltsam: das Ganze schien wie eine Vision, wie ein scheußlicher Spuk haftes Traum — und doch war es klarste Wirklichkeit. Auf dem Schiff ging alles seinen gewohnten, ruhigen Gang. Von den Banditen nicht die mindeste Spur — es war, als seien sie zugleich mit dem Ermordeten spurlos immer in den Wogen des Meeres verschwunden.

Trotz alledem triumphierte Johnny Smith. Er wußte genau, es mußte, nachdem er die furchtbare nächtliche Szene so einwandfrei beobachtet hatte, über kurz oder lang zu einer Enthüllung kommen. Es ging grübelnd seinen Gedanken nach und erwartete schnlich die Ankunft des Schiffes in Hongkong.

An einem sonnigen Vormittag lief die „Hong-Ting" in ihren Heimathafen ein. Sie wurde am Pier von einer Polizeiabteilung erwartet. Smith bemerkte, wie der Kapitän, als er die uniformierten Polizisten am Ufer aufmarschiert sah, heftig erschrak und unwillig etwas knurrte, die Zähne fletschte. „Aha, du bist mit von der Partie', dachte Johnny und lächelte.

Das Schiff machte fest, und niemand durfte von Bord. Smith erstattete Bericht. Die gesamte Polizeiabteilung bezog sich an Bord und nun erfolgte eine peinliche Durchsuchung des gesamten Schiffes bis in die verborgensten Kammern hinein. Sonderbar — die Piraten waren nicht zu entdecken. Als Smith an die Särgen vorüberging, kam ihm plötzlich ein erleuchtender Gedanke. Er klopfte an den ersten Sarg, an den zweiten, an den dritten — nichts erfolgte. Als er an den fünften klopfte, wurde das Pochen von innen erwidert. Ein Glänzen ging über das Gesicht des alten Johnny. Die Lösung war da. Der Sarg wurde geöffnet — der Bursche, der herausſprang, verlor vor Schreck die Sprache, als er sich der Polizeibeamten umgeben sah. Er wollte fliehen, man hielt ihn fest. Sämtliche Särge wurden geöffnet, acht Piraten waren darin versteckt, darunter die beiden Mordgesellen aus der Mordnacht. Man schleppte alle acht ans Land und hängte sie sofort an die Aeste eines Eukalyptusbaumes.

Die Passagiere durften das Schiff ungehindert verlassen. Kapitän und Besatzung wurden gefesselt ins Gefängnis geführt. Sie waren alle mit im Bunde. Die Gehängten schwankten drei Tage und drei Nächte an ihren Aesten im Winde. Allen räuberisch gesinnten Seeleuten ein abschreckendes Beispiel. Mit den Piraten fahrten der „Hong-Ting" war es für immer vorbei.



Gänseliesel (Weltbild, K.)

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

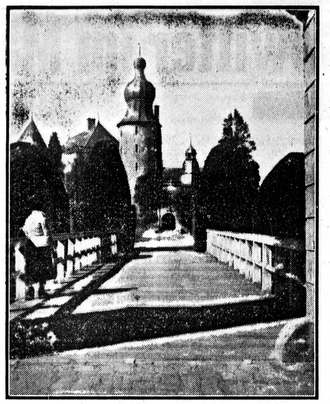
Fahrt zu den Wasserburgen

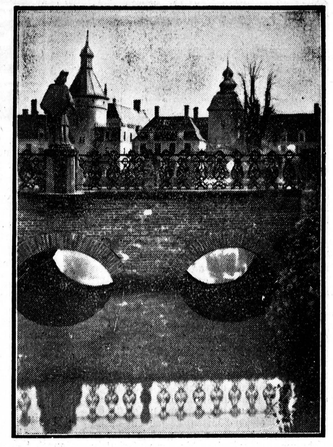
Das Land der Wasserburgen ist die weite Münsterſche Ebene. Land ohne Reize wird vielleicht mancher denken, wer es nie gesehen, viel weniger erlebt hat. Aber das ist ja nur eins von den vielen Vorurteilen, welche „Ferienreisende vom Fach" gegen manche deutsche Landschaft haben. Sicherlich ist sich nie ein großer Fremdenstrom ins Münsterland „gelegt", wie man im Deutschen so ulkig sagt. Keiner Landschaft würde das auch weniger gut anstehen als dem Münsterland. Dort ist das Land der Stillen und der Einsamen. Fast, scheint es, müßte jeder ganz allein dieses Stückchen Herrgottserde durchstreifen, um seine Schönheit ganz zu erfassen, seine Eigenart ungeschmälert zu erleben. Hier dehnt sich der weite blaue Himmelsdom über fruchtbare Breiten, und andächtig still ist es auf den kleinen Sommerwegen und windigen Landstraßen, wie in einem riesigen Gotteshaus. Und hier und dort steht fern im Horizont der spitze Finger eines Kirchturms, da hüben und drüben knien unter breiten Bäumen uralte Gehöfte. Und alles was sich über dieser Landschaft erhebt, ragt schweigend und hat die Gebärde des Betens.

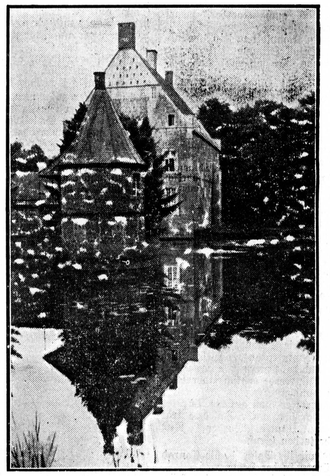
Wer die Ebene erlebt, wird auch zu den Wasserburgen gehen. Wo ein Kreis alter Bauernriesen sich zusammenstellt, kann sich ein solches Schloß verstecken. Man muß dann noch eine Weile gehen, wie um sich zu bereiten. Man muß aus der Landschaft heraus ganz nahe herankommen, dann wird mit einem Male alles traulich. Das ist die Gastlichkeit dieses Landes. Die Riesen treten immer mehr auseinander. Du trittst ein in ihren Kreis. So mußt du erst ganz zu ihnen gehören, dann wird jedes Geheimnis sich dir auftun. Den steilen Fels um hier der breite Wassergraben, die Gräfte ersetzen. Die ist sich ganz um das Schloß, und nur wenn sich die schwere Zugbrücke zu dir herneigt, kannst du hinüberkommen. Ueber das Tor grüßt dich das Herrenwappen, denn die Burgen sind mit Sitze alter Adelsgeschlechter, die bis in die frühe Ritterzeit zurückgehen. Zunächst waren mächtige Wehrgänge auf dieser Inseln die Zuflucht vor dem Feind. Nachher als die Belagerungsmethoden andere wurden und der Wassergraben alle nicht über den Feind verloren hatte, wurde aus der Burg ein Schloß, und der Friede wohnte auf der Insel und gab allem ein Gesicht. Auch der Wassergraben schaute nicht mehr so mürrisch drein, er spiegelte den stolzen Schloßbau und macht das prachtvolles Gesicht noch prächtiger. Denn die Baumeister jener Zeit wußten wohl ein herrschaftliches Haus zu bauen; sie bauten es zuerst mit Würde, nachher mit Prunk. Aber immer ist alles zusammengewachsen, der Graben und das Schloß, und beide mit den Baumriesen draußen und der Ebene dahinter. Zusammengewachsen ist alles wie eine Muschel, darin das Schloß wie eine Perle ruht und schöner wird von Tag zu Tag.

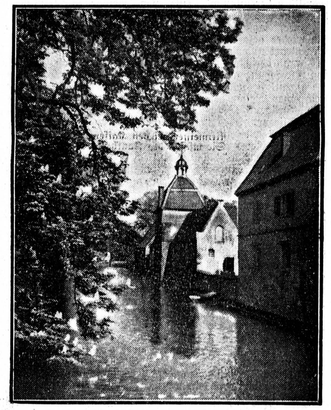
Das ist alles so heimelig, daß man garnicht fortmöchte. Man geht träumend und sinnend auf den Wällen. Wenn man Glück hat und den alten Kastellan trifft, nimmt der den Fremden wohl mit ins Schloß. Ehrfürchtig haucht er die Hallen der alten Geschichte des Schlosses und der Herrschaft. Über breite Stufen steigt man in schwungvollen Windungen Türen endlose Flure, von deren Wände ernst und verstaubt die Bilder der Ahnen schauen. Der Kastellan kennt sie alle, als wäre er seit jeher der Diener des Hauses. So sehr gehört sich er mit dazu, zu diesen Fluren, Zimmern und Treppen, auch zu dem alten Turm, um den er sicher eine gruselige Geschichte von seltsamen, spukenden Ahnen weiß . . .

L.









(Bildstelle des Landesfremdenverkehrsverbandes Westfalen e. V., Dortmund.) (M)

Bild oben links:

Schloß Gemen

Zu den bekanntesten Wasserburgen des Münsterlandes gehört Schloß Gemen bei Borken. Unsere Aufnahme zeigt einen Blick auf die frühere Zugbrücke, Toreingang und Turm. Das Gepflegte der gesamten Anlage ist bereits aus dieser Aufnahme ersichtlich.

Bild oben rechts:

Schloß Anholt

Hart an der holländischen Grenze im Westzipfel der Provinz Westfalen liegt die Wasserburg Schloß Anholt, die zu den weniger bekannten des Münsterlandes gehört, aber — wie unsere Aufnahme zeigt — über soviel architektonischen Reize verfügt, daß sie mehr als bisher aufgesucht werden sollte.

Bild unten links:

Schloß Welbergen

Wie alle Kreise des Münsterlandes verfügt der Kreis Steinfurt über bemerkenswerte Wasserburgen. Unsere Aufnahme zeigt Schloß Welbergen, das jahrelang der Wohnsitz des westfälischen Heimatdichters Dr. Friedrich Castelle war.

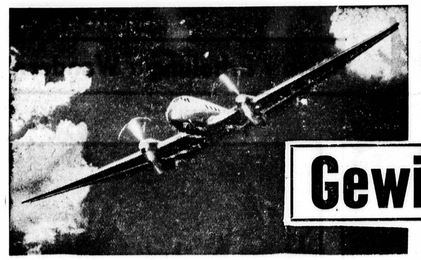
Bild unten rechts:

Schloß Westerwinkel

Die schönsten Wasserburgen des Münsterlandes befinden sich im Kreise Lüdinghausen. Außer den Burgen Vischering und Nordkirchen verdient das Schloß Westerwinkel bei Herbern erwähnt zu werden. Aus seiner Wehrburg früherer Zeiten entstand in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts in einem Zuge Vorburg und Schloß. Unsere Aufnahme zeigt einen Blick über den Schloßgraben im Frühlingsschmuck.

Schloß Schwarzenraben

Im vorigen Jahre lenkte sich aller Interesse auf sein unglückliches Schicksal, als es zum großen Teil bei einem Brande den Flammen zum Opfer fiel. Aber unsere Aufnahme, die noch vor dem Brandunglück gemacht ist, zeigt eines der künstlerisch wertvollsten Wasserschlösser Westfalens. Unweit des Hellweges, der großen Autostraße, zwischen Paderborn und Soest, träumt Schwarzenraben den Traum von vergangenen Zeiten.



Gewitter im März

Roman von Ralf Lange

15. Fortsetzung (Schluß)

Sie konnte sich zum Beispiel mit Frau von Binding in Verbindung setzen oder hätte sich zur Eingehung einer Ehe mit Schlehwe vorzeitig für mündig erklären lassen und eine Aufstellung, sogar Ausgabe ihres Vermögens verlangen können. Unbewacht war sie wirklich eine Gefahr für mich. Als ich dich hat, sie zu holen, war keine Zeit mehr da, dir dieses alles zu erklären. Ich erwartete an dem Tage ten Colen, ich hatte wohl auch nicht den Mut dazu. Und Christa standest du so offensichtlich auf Christas und Schlehwes Seite, daß ich nichts mehr sagen durfte."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Koerber," sagte Conrad . „Ich habe ja zuletzt geahnt, wie die Dinge lagen. Deshalb habe ich auch alles getan, um dir zu helfen, so daß mir Fräulein Schultheß gestern fast mit den gleichen Worten vorwarf, ich nähme so offensichtlich für dich Partei, daß sie mit mir nichts mehr zu tun haben wollte." Er lächelte bei diesen Worten, es sah ein wenig schmerzlich aus. „Aber nun geht ja alles in Ordnung. Darf ich dir, ehe Fräulein Schultheß hereinkommt, kurz von meinen persönlichen Dingen berichten?"

„Bitte," sagte Koerber freundlich, er hatte sich wieder gefaßt. Er war wieder für die Gegenwart und ihre Erfordernisse da.

Conrad berichtete ihm von dem Brief, den ihm Beakebusch geschrieben hatte.

„Eigentlich schade, Regesa," sagte Koerber nach einer Weile besinnlichen Nachdenkens und Abwägens, „du bist wirklich ein tüchtiger Flieger. Aber ich verstehe dich. Was ich für dich tun kann, damit du den väterlichen Hof wieder als Eigentum übernehmen kannst, das tue ich selbstverständlich. Wenn ich Zeit habe, komme ich mit, und sehe mir mal an, ob der Hof gut in Ordnung ist, damit wir nicht zu viel zahlen."

Conrad reichte ihm die Hand. „Ich danke dir, Koerber."

„Nichts zu danken. Ich bin in deiner Schuld. Und nun wollen wir Fräulein Schultheß hereinholen."

An der Tür blieb Conrad stehen. „Wir wollen ihr aber lieber nicht sagen, welche Wirkung ihr Telegramm an Binding gehabt hat."

„Du hast recht. Wir werden ihr nichts davon sagen."

Dann rief Conrad Christa herein.

Als sie vor Koerber stand, forschte sie lange in seinem Gesicht.

„Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt," sagte sie unsicher und ein wenig schüchtern, und gab ihm die Hand.

„Das glaube ich Ihnen gern, Fräulein Schultheß." Koerber sah sie mit einem aufmunternden Lächeln an. „Sie hatten auch genug Grund dazu."

„Ja," sagte sie freimütig, und ihr Gesicht verlor den scheuen Ausdruck. „Ich habe Sie für einen abgrundtiefschlechten Menschen gehalten. Aber nun weiß ich, daß Sie es nicht sind, und ich bitte Sie um Entschuldigung für meine schlechte Meinung."

Koerber trat plötzlich einen Schritt zurück und sah fragend von Christa auf Conrad. „Woher wissen Sie denn das?"

Waldeinsamkeit (Deike, M.)

„Von mir, Koerber," sagte Conrad. „Ich mußte ihr endlich sagen, weshalb du scheinbar gegen sie warst. Es ging einfach so nicht weiter. Ich mußte ein drohendes Unglück verhüten."

Und er erzählte ihm von dem Besuch Frau von Bindings und ihrer Absicht, mit Christa zum Vormundschaftsgericht zu gehen.

Ueber Koerbers Gesicht flog eine jähe Röte, er senkte den Kopf.

„Es wird alles gut, Herr Doktor," sagte Christa leise und faßte nach seiner Hand.

„Wieso," fragte er zweifelnd.

„Ich habe Frau von Binding gesagt, daß Sie ein guter Mensch sind, daß Sie der beste Freund ihres verstorbenen Mannes waren und auch heute noch nur ihr Bestes wollen."

„Das haben Sie, ausgerechnet Sie, gesagt?" Koerber sah sie ungläubig an.

„Ja, das habe ich gesagt. Und Frau von Binding hat gealaubt, was ich gesagt habe. Wenn Sie sie demnächst einmal besuchen, werden Sie — glaube ich — sehr willkommen sein."

„Das glaube ich auch, Koerber," warf Conrad lächelnd ein.

„Das scheint ein Komplott zu sein," meinte Koerber leise. Seine Stimme zitterte vor verhaltener Freude. Er sah wie ein verlegener Junge aus.

Fräulein Linnekogel trat ein und sagte, daß Graf Schlehwe da sei.

Conrad fuhr zusammen und sah ratlos auf Koerber.

„Graf Schlehwe hatte sich bereits telephonisch angemeldet, kurz bevor du kamst," sagte Koerber ruhig. „Er hatte in deiner Wohnung angerufen, du warst aber schon weg."

„Ja," sagte Conrad gepreßt. Sein Herz klopfte plötzlich dumpf und heftig und auf eine schmerzhafte Art. Er lehnte sich an den Schreibtisch und sah auf Christa. Ihr Gesicht war blaß. Ihre großen Augen starrten auf die Tür, sie stand unbeweglich neben Koerber, als sei sie gelähmt.

„Lassen Sie Graf Schlehwe hereinkommen," sagte Koerber zu Fräulein Linnekogel.

Wenn ich bloß so ruhig wäre wie Koerber, dachte Conrad mit einem schwindligen Gefühl. Seine Hände verkrampften sich hinter seinem Rücken an die Schreibtischplatte. Ich werde ja Bauer, dahinten an der Weser. Ich werde Bauer. Ich habe hiermit ja gar nichts mehr zu tun. Ich werde endlich einer lästigen Pflicht entbunden.

Und dann starrte er auch auf die Tür.

Sie öffnete sich langsam. Schlehwe trat ein und sagte: „Guten Morgen." Nur Koerber erwiderte den Gruß.

Er sieht aus wie ihr Vater, dachte Conrad mit einem Mißtrauen in der Kehle.

Schlehwe stand noch immer an der Tür, er war sehr verlegen. Sein Gesicht war voller Unruhe und Mißtrauen. Er hatte sich seinen Eintritt wohl ein wenig anders, vielleicht wirkungsvoller, vorgestellt.

Dann löste sich Christas Starre in einen lauten Ausruf.

„Lutz!" rief sie und ging ihm zögernd und in einer seltsam schwerfälligen Art entgegen.

Conrad schloß die Augen und dachte, daß er nun auch etwas sagen müßte. Aber er horchte mit hämmernden Schläfen auf die Geräusche, die von der Tür kommen mußten. Er lauerte auf das eine Geräusch mit einer schmerzenden, selbstvernichtenden Gier.

Er öffnete die Augen, und da sah er mit fassungslosem Staunen, daß Christa auf halbem Weg stehen geblieben war. Ihre Arme hingen lang an ihrem schmalen Körper herab. Sie sah auf den Boden, als suche sie etwas. Dabei sprach sie sonderbare, abgerissene Sätze vor sich hin. „Es geht ja gar nicht," sagte sie. „Es ist ja alles ganz anders. Ich kann doch nicht lügen."

Plötzlich drehte sie sich um und ging, ohne den Kopf zu heben, den Weg zurück wie eine Schlafwandlerin.

Was wird das bloß, wollte Conrad denken. Aber dann stand sie vor ihm und sah zu ihm auf. Ihre Augen waren ganz dunkel, sie waren feucht von aufquellenden Tränen.

Conrad schluckte, es saß etwas in seiner Kehle, das ihm die Luft nahm. Er sah dabei in ihre Augen, die nun ganz nahe waren. Er hatte das Gefühl, daß gleich etwas Furchtbares geschehen würde.

Da sagte Christa: „Conrad, lieber guter Conrad, ich bin so bange."

Aber es ist doch alles in Ordnung, wollte er sagen, doch es ging nicht. Seine Kehle war nun vollkommen zugeschnürt. Statt dessen tat er etwas, das vielleicht in Ermangelung der Worte nur eine tröstende Geste sein sollte, er wußte es nicht Er legte seine Arme um sie. Und dann geschah das Unaussprechbare, das ihn nun alle Fassung brachte.

Christa schmiegte sich in seine Arme und flüsterte mit tränenerstickter Stimme: „Ich will immer bei dir bleiben, Conrad. Ich liebe dich doch schon lange, Conrad, aber ich wußte es nicht."

Ich träume — ich bin betrunken — das ist ja alles gar nicht wahr — das ist Betrug — Verrat — wieso? — da ist doch Koerber — weshalb lachte Koerber so komisch? Dann begann das ganze Zimmer zu verschwinden, es löste sich in ein zitterndes Durcheinander auf, er sah nur den braunen Kopf vor sich, den seine Hand unaufhörlich streichelte. „Meine liebe Christa," hörte er sich plötzlich sagen. Er erschrak von seiner Stimme. Es war ihm, als wache er aus einem tiefen Schlaf auf. Er nahm ihren Kopf in seine beiden Hände und starrte in ihr Gesicht. Es war in einer unfaßbaren Art verändert, es sah aus wie das Gesicht eines Engels auf alten Heiligenbildern, es war verklärt von einem großen Glück.

Dann lachte Schlehwe bitter auf.

Sie schraken zusammen und lösten sich voneinander. Aber Christa hielt seine Hand fest.

Langsam kam Schlehwe näher. Er sah Christa mit einem drohenden Blick an.

„Graf Schlehwe," sagte Koerber und trat ihm in den Weg. „Seien Sie vernünftig. Was nicht sein soll, kann man nicht erzwingen. Wenn man es trotzdem tut, geht es nicht gut aus."

Ferienmorgen in den Bergen (Max Löbrich, K.)

„Ich ahnte es," stieß Schlehwe hervor und faßte Conrad scharf ins Auge. Sein Gesicht war finster und voller Haß.

„Ich ahnte es bis zu dieser Stunde nicht," sagte Conrad heiser. „Was Sie denken, ist nicht richtig, Graf Schlehwe. Ich bin hierher gekommen, um Doktor Koerber auf Ihren Besuch vorzubereiten und ihn zu bitten, daß er Ihnen und Christa keine Schwierigkeiten mehr macht. Ich wollte ihm sagen, daß Herr Irrigl Sie braucht, um die Ländereien zu verkaufen, daß Sie aus diesem Verkauf eine Summe erhalten, die Ihnen die Möglichkeit einer Existenz gibt. Das alles wollte ich hier vorbringen, und dann wollte ich für immer in meine Heimat fahren. Fragen Sie Christa, ob ich mich nicht bereits abgemeldet habe."

„Es ist so, Lutz," sagte Christa. „Sei mir nicht böse, ich kann nicht anders. Es wäre vielleicht nicht so gekommen, wenn du bei mir geblieben wärst, wenn du — wenn du — nicht geflohen wärst. Ich glaube, Lutz, da ist zwischen dir und mir etwas gerissen. — Es muß ein sehr dünnes Band gewesen sein," setzte sie noch leise und ein wenig schuldbewußt hinzu. Aber sie sah ihn dabei groß an.

Schlehwe schloß die Augen vor ihrem offenen, bittenden Blick und sank in einen Sessel. Er starrte düster vor sich hin. Doch in seinem schönen Gesicht war seltsamerweise nicht die Spur eines Schmerzes zu sehen.

„Ich werde gehen." Conrad ließ plötzlich Christas Hand los und ging zur Tür.

„Dann gehe ich mit," sagte Christa bestimmt und preßte sich fest an ihn, als gehörten sie untrennbar zusammen.

„Halt," rief Koerber. „So geht das nicht. Graf Schlehwe hat ein Recht, eine Erklärung zu fordern."

Schlehwe erhob sich. „Was ich sehe, genügt mir, Herr Doktor. Ich werde gehen. Ich räume Herrn Regesa das Feld."

„Nicht so bitter, Graf Schlehwe. Ich glaube, dazu haben Sie kein Recht," sagte Koerber mit seiner unerschütterlichen Ruhe und trat dicht an ihn heran. „Ich war gestern in Amsterdam. Meine Geschäfte ließen mir Zeit, nach Scheveningen hinauszufahren, Graf Schlehwe."

Conrad, der den Arm um Christa gelegt hatte, sah, wie Schlehwe zusammenzuckte.

„In einem kleinen Häuschen wohnt seit acht Tagen die Tänzerin Lanteime Loti, weil der kleine Ludwig, Ihr Sohn Ludwig, Graf Schlehwe, krank ist. Der Arzt hat ihm Seeluft verordnet. Meinen Sie nicht, daß Sie doch eher zu Ihrem Jungen und seiner Mutter gehören, als zu Fräulein Schultheß, die noch so lebensunerfahren ist — und daß sie sich in dem ersten großen Gefühl ihres jungen Lebens getäuscht hat. Sie braucht eine starke und zuverlässige Hand, die sie lenkt. Mir hat Frau Loti gesagt, wie sie Ihnen immer geboten hat, wie sie Ihnen die Wahrheit über Kinder zu werben. Beiden sind die Kinder von Gott geschenkt als Pfänder seiner Liebe. Und beide werden ja auch einmal vor den Rechenschaft abzulegen haben über ihr gemeinsames Werk.

Die stärkste Erziehungsmacht ist immer das Beispiel. Das gilt auch von dem Einfluß des Vaters auf die Erziehung der Kinder. Sein Beispiel ist stumme, wortlose, aber eindringliche und nachhaltige Erziehungsarbeit. Der beobachtet scharf. Sie gewöhnen sich an das Beispiel des pflichtbewußten, eifrigen, zuverlässigen Vaters. Es geht mit ihnen und damit und bildet an ihnen viel stärker, als die Worte es vermöchten. Die Kinder sehen, wie der Vater in der Liebe zur Mutter steht, wie sein ganzes Wesen ihr gegenüber ein Helfen und Tragen, ein Schonen und Behüten ist, wie sie müht, ihr alles Schwere abzunehmen, in der Tüchtigkeit ihr zu erleichtern, was nur in seinen Kräften steht. Unbewußt prägt sich die Art des Vaters im Tun des Kindes aus, wie sie andererseits immer versucht ist, Rückschlüsse suchen auf den Vater, wenn man sieht, wie Töchter, besonders Söhne, der Mutter gegenüber ein rauhes, rücksichtsloses Benehmen an den Tag legen. Wenn aber die Kinder das tadelnswerte Beispiel des Vaters täglich vor Augen haben, bedarf es nur geringer Anleitung zum liebevollen, aufmerksamen Verhalten der Mutter. Das Kind wächst ganz unmerklich in diese Haltung hinein. Immer wird das mahnende Wort des Vaters doppelte Kraft haben, wenn sein persönliches Beispiel dahinter steht.

Er wollte an Christa und Conrad vorbeieilen. Doch er blieb vor ihnen stehen und sah Christa mit einem traurigen Blick an. „Ich wünsche dir alles Gute, Christa. Und Ihnen auch, Herr Regesa," wandte er sich an Conrad.

„Danke, Graf Schlehwe," sagte Conrad warm und reichte ihm seine Hand. „Sie dürfen sie ruhig nehmen."

Fräulein Linnekogel kam herein.

„Ein Herr Irrigl ist am Telephon und fragt, ob vielleicht Graf Schlehwe hier wäre, er möchte ihn gern sprechen."

„Ich komme," sagte Schlehwe, machte der Tür eine kurze Verbeugung und ging dann schnell hinaus.

Koerber folgte ihm mit einem leichten Lächeln.

Conrad und Christa sahen sich an. Sie sagten nichts. Sie betrachteten sich, als sähen sie ein Wunder. Sie wagten nicht, sich zuzufassen. Aber sie nahmen einander in sich auf, so daß sie eins wurden.

Aus dem Du wurde ein Wir. Und dann sagte Conrad mit einem glücklichen Lachen, das fast in ein Weinen klang: „Die Mütze steht dir wirklich gut, Christa."

Er schien in manchen Dingen doch ein etwas umständlicher Mensch zu sein.

Ende.

Welt der Frau

Die Stellung des Vaters in der Erziehung

Wenn man von der Wichtigkeit und Bedeutung der Familienerziehung spricht, denkt man zunächst zunächst und zumeist an den erzieherischen Einfluß der Mutter. Das sieht dann zuweilen so aus, als wenn der Vater dabei nur seine Rolle spielte, als sei er nur dazu da, die materiellen Lebensbedingungen für die Familie zu schaffen und zu sichern und vielleicht auch ab und zu in besonders „schwerwiegenden Fällen" als die strafende Gerechtigkeit angerufen zu werden. Im übrigen aber sieht man die Erziehung der Kinder als das ausschließliche und unbeschränkte Gebiet der Mutter an.

In dieser Auffassung ist das eine richtig: die Mutter wird wegen ihrer naturgegebenen viel engeren und innigeren Verbindung mit dem Kinde, das sie ins Leben trug, dem sie Leben von ihrem Leben und Kraft von ihrer Kraft gab, aber auch wegen der ihr von Gott geschenkten besonderen Gaben und Fähigkeiten immer oder doch fast immer den stärksten Einfluß auf die Bildung und Erziehung der Kinder besitzen. Aber es ist nun doch ganz und gar nicht so, als wenn der Vater bei dem Werke der Menschenbildung, das sich im Schoße der Familie vollzieht, völlig ausgeschaltet wäre. Vater und Mutter sind berufen, die Bildner der Kinder zu werden. Beiden sind die Kinder von Gott geschenkt als Pfänder seiner Liebe. Und beide werden ja auch einmal vor den Rechenschaft abzulegen haben über ihr gemeinsames Werk.

Die stärkste Erziehungsmacht ist immer das Beispiel. Das gilt auch von dem Einfluß des Vaters auf die Erziehung der Kinder. Sein Beispiel ist stumme, wortlose, aber eindringliche und nachhaltige Erziehungsarbeit. Der beobachtet scharf. Sie gewöhnen sich an das Beispiel des pflichtbewußten, eifrigen, zuverlässigen Vaters. Es geht mit ihnen und damit und bildet an ihnen viel stärker, als die Worte es vermöchten. Die Kinder sehen, wie der Vater in der Liebe zur Mutter steht, wie sein ganzes Wesen ihr gegenüber ein Helfen und Tragen, ein Schonen und Behüten ist, wie sie müht, ihr alles Schwere abzunehmen, in der Tüchtigkeit ihr zu erleichtern, was nur in seinen Kräften steht. Unbewußt prägt sich die Art des Vaters im Tun des Kindes aus, wie sie andererseits immer versucht ist, Rückschlüsse suchen auf den Vater, wenn man sieht, wie Töchter, besonders Söhne, der Mutter gegenüber ein rauhes, rücksichtsloses Benehmen an den Tag legen. Wenn aber die Kinder das tadelnswerte Beispiel des Vaters täglich vor Augen haben, bedarf es nur geringer Anleitung zum liebevollen, aufmerksamen Verhalten der Mutter. Das Kind wächst ganz unmerklich in diese Haltung hinein. Immer wird das mahnende Wort des Vaters doppelte Kraft haben, wenn sein persönliches Beispiel dahinter steht.

Das feine Miteinander von Vater und Mutter muß der tragende Grund sein, auf dem die ganze Erziehung aufbaut. Es ist darum notwendig, daß der Vater die Erziehung der Kinder nicht der Mutter allein überläßt. Geradezu verhängnisvoll ist es, wenn es bei jeder möglichen Gelegenheit drohend heißt: „Ganz nur den Vater heimkommen!" Damit zerstört die Mutter sich tiefsten die Autorität des Vaters und beraubt ihn in ein schiefes Licht dem Kinde gegenüber. Er ist schließlich nur mehr der Strenge, der die fälligen Prügel auszuteilen hat. Es ist notwendig, daß der Vater sich kümmert um das, was der Tageslauf dem Kinde gebracht, um seine Aufgaben, um seine kindlichen Interessen, nicht nur, um die Arbeit der Mutter zu stützen, sondern auch, um seinen eigenen Einfluß auf die Erziehung zu wahren. Es wäre falsch, wenn er seine Aufgabe nur darin sähe, den besonderen Gaben und Fähigkeiten immer oder doch fast immer den stärksten Einfluß auf die Bildung und Erziehung der Kinder zu gewähren. Aber es ist nun doch ganz und gar nicht so, als wenn der Vater bei dem Werke der Menschenbildung, das sich im Schoße der Familie vollzieht, völlig ausgeschaltet wäre. Vater und Mutter sind berufen, die Bildner der Kinder zu werden. Beiden sind die Kinder von Gott geschenkt als Pfänder seiner Liebe. Und beide werden ja auch einmal vor den Rechenschaft abzulegen haben über ihr gemeinsames Werk.

Die stärkste Erziehungsmacht ist immer das Beispiel. Das gilt auch von dem Einfluß des Vaters auf die Erziehung der Kinder. Sein Beispiel ist stumme, wortlose, aber eindringliche und nachhaltige Erziehungsarbeit. Der beobachtet scharf. Sie gewöhnen sich an das Beispiel des pflichtbewußten, eifrigen, zuverlässigen Vaters. Es geht mit ihnen und damit und bildet an ihnen viel stärker, als die Worte es vermöchten. Die Kinder sehen, wie der Vater in der Liebe zur Mutter steht, wie sein ganzes Wesen ihr gegenüber ein Helfen und Tragen, ein Schonen und Behüten ist, wie sie müht, ihr alles Schwere abzunehmen, in der Tüchtigkeit ihr zu erleichtern, was nur in seinen Kräften steht. Unbewußt prägt sich die Art des Vaters im Tun des Kindes aus, wie sie andererseits immer versucht ist, Rückschlüsse suchen auf den Vater, wenn man sieht, wie Töchter, besonders Söhne, der Mutter gegenüber ein rauhes, rücksichtsloses Benehmen an den Tag legen. Wenn aber die Kinder das tadelnswerte Beispiel des Vaters täglich vor Augen haben, bedarf es nur geringer Anleitung zum liebevollen, aufmerksamen Verhalten der Mutter. Das Kind wächst ganz unmerklich in diese Haltung hinein. Immer wird das mahnende Wort des Vaters doppelte Kraft haben, wenn sein persönliches Beispiel dahinter steht.

Die Arbeit im Landjahr / Allee Anfang ist schwer Die Mühe lohnt sich

Um einen Eindruck von der Arbeit zu gewinnen, die die jungen Mädchen im Landjahr zu leisten haben, genügt es nicht, sie an einem sonnigen Tage bei der Ernte zu sehen. Man muß sich das ganze Jahr in seinen vielseitigen Arbeit vorstellen, um zu wissen, wie die Landwirtschaft heutzutage ist und welche Anforderungen sie an die jungen Mädchen stellt. Jede Jahreszeit gibt der Landschaft ein neues Gesicht. Jede Arbeit, die gethan werden muß, prägt, gibt auch der Arbeit und dem Aussehen der Mädchen einen anderen Stempel. Und jede Arbeit beansprucht eine neue Seite der Fähigkeiten der Frau, die leider oft Begabung entdeckt, was für reiche Möglichkeiten sie in sich hat.

Natürlich kostet es Mühe, sich einzuarbeiten, und ein junges Mädchen aus der Stadt weiß sich gleich mit allem Bescheid, was auf so einem Hofe vorgeht. Deshalb soll sie die Augen und Ohren gut aufmachen, gut zuhören und sich umblicken. Es ist unbedingt wahr, daß man auf indirektem Wege das meiste lernt und nicht erst warten soll, bis einem irgend etwas direkt gesagt, aufgetragen oder verboten wird.

Ein Bauer erzählt eine Geschichte, wie es ihm mit seiner jungen Landhelferin erging. Eine Sau sollte werfen, und das Mädchen bekam den Auftrag, die Ferkel wegzunehmen, damit die Sau ihnen nichts zu leide tun könne. Die kleine Landhelferin, die die Ferkel in eine Kiste setzen sollte, bis ihre jüngeren Geschwister geboren waren und sie zur Mutter zurück konnten, hatte aber Mitleid mit den hilflosen Tierchen, Geschöpfen und setzte sie zu einer anderen Sau, damit sich diese der Tierchen liebevoll annehmen und die Ferkelchen es nicht gar so einsam haben sollten. Ehe sie Unheil ahnen konnte, hatte die Sau vier von den jungen Ferkeln gefressen! Das junge Mädchen wird sich so leicht nicht wieder von seinem mitleidigen Herzen verführen lassen, so eine Dummheit zu machen.

In dem Landhahr erwirbt das junge Mädchen einen Schatz an praktischen Erfahrungen, da täglich neue Aufgaben und Situationen gegeben sind. Und diese Erfahrung ist etwas Prachtvolles, wofür ein Mensch sein ganzes Leben lang dankbar sein wird, da sie ihm ständig zugute kommt. an welchem Platz im Leben man auch später stehen mag.

Die Arbeit auf dem Lande ist nicht mehr so schwer wie früher, weil die Maschinen vieles erleichtern. Man kann sich schon vorstellen, daß es z. B. Kräfte erforderte, einen ganzen Tag mit dem Dreschflegel zu dreschen. und was für einen Muskelkater man vom Drehen des Butterfasses bekam, muß man auch selber gespürt haben, um es nachfühlen zu können.

Tag und Nacht beginnen schon früh auf dem Lande. Man steht mit den Hühnern auf und geht mit den Hühnern zu Bett, sozusagen, und führt damit eine gesunde Lebensweise, getreu dem alten Wort: Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste.

Auch mit dem Essen gibt es zuerst einige Schwierigkeiten; man muß sich auch daran gewöhnen. Wenn am ersten Morgen die Hafergrütze auf den Tisch gestellt wird, weigert sich das junge Mädchen oft, sie zu essen; sie ist Tee und Brötchen gewöhnt und kann die Grütze nicht herunterbringen; gut, so muß sie eben nichts essen. Zwei Tage später verlucht sie zu kosten. Nach acht Tagen fragt sie, wenn sie den ersten Teller gegessen hat: „Kann ich nicht noch etwas Grütze bekommen?"

Besonders gut verstehen junge Mädchen mit Tieren umzugehen. Und die Tiere fühlen sich wohl unter der weiblichen Hand und gedeihen.

Es soll noch darauf hingewiesen werden, daß wir die schönsten Frauen Europas zweifellos in Bessarabien und zwischen Teilen Rumäniens finden, wo die Frauen seit Jahrhunderten auf dem Lande den größten Teil der Arbeit ausgeführt haben. Selbst schwere Arbeit hat nur verschönend auf diese Frauen gewirkt, da sie im Bunde mit der Natur ausgeführt wurde. Die Farben, die durch frische und gesunde Arbeit in der freien Natur erworben werden, sind mehr wert als die Farben, die man für teures Geld in Tuben und Dosen kauft; sie sind ein Widerschein der inneren Gesundheit, deren Farben niemals verblassen.

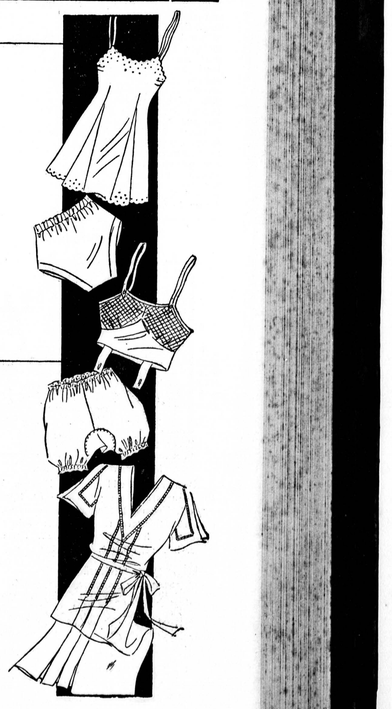
Das Zauberwort

In alten Märchen lesen wir häufig von einem Zauberwort, das den Zugang zu verborgenen Schätzen öffnet oder durch dessen Kraft der Held gefährliche Ungeheuer bändigt. Auch wir stehen sooft bei unseren Mitmenschen vor verschlossenen Türen oder haben allerhand grimme Feinde zu bestiegen, Mißtrauen, Neid, Trotz, um zu den verborgenen Werten der andern gelangen zu können. Nur das jeweils wirksame Zauberwort kann uns da helfen

Wie aber sollen wir es finden? Es gibt keine Fee wie in den Märchen, die es uns zuflüstert, kein altes Buch, das es uns verrät. Ganz aus eigner Kraft müssen wir ans Ziel kommen.

In den Märchen erfahren gewöhnlich nur jene das Zauberwort, die voll Güte und Hilfsbereitschaft sind. So laß auch in deinem Herzen die Menschenliebe wohnen, die helfen und erlösen möchte, Dann geht dir oft ganz von selbst das Zauberwort auf, mit dem du zu herb verschlossenen Seelen vordringen kannst, das alle häßliche Mißgunst, alles den Weg versperrende Mißtrauen besiegt.

Und wenn sich das wirksame Wort nicht sogleich einstellen will, so lies mit hellen Augen die Runen in Gesicht und Seele deiner Mitmenschen, bis es dir aufgeht. Dann wirst auch du dich am Glanz fremder Schätze freuen und vielleicht daran teilhaben dürfen. Dann kannst du gefangene Seelen ins goldene Licht der Freiheit führen.



Schöne Wäsche und Morgenkleidung

bereitet jeder Frau die größte Freude, vor allem, wenn sie selbst genäht und liebevoll mit Handstickereien, Spitzen, Säumchen oder feinen Hohlnähten ausgestattet ist. Die heutige Form der Wäsche fügt sich der Linie unserer Kleidung an. Zweckentsprechend, schlicht und einfach — sparsam und unauffällig in ihren Verzierungen.

W 64128. Unterkleid für ein Abendkleid. Erforderlich: etwa 2,65 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 u. 96 cm Oberweite erhältl.

W 64101. Nachthemd aus gemusterter Seide mit Säumchenpasse. Erf.: 3,85 m Stoff, 96 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88, 100 cm Oberweite.

GW 26031. Gestreifter Schlafanzug in verschiedener Fadenlage verarbeitet. Erfordert.: 4,45 m Stoff, 80 cm br. Bunte Beyer-Schnitte f. 88, 96 cm Obw.

K 64108. Morgenrock in verschiedenen Ausführungen. Erf.: 2,75 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 88, 96 cm Obw. Beyer-Abplättm. 11521/VIII.

W 64140. Hockerhöschen, leicht taillliert. Dazu kleiner Schlüpfer. Erf.: 2,40 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104, 120 cm Oberw.

W 63150. Büstenhalter, Knöpfen auf den Hüfthalter. Erf.: 45 cm Tüll, 100 cm br., 20 cm Stoff, 80 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 96, 100, 104, 112, 120 cm Obw.

W 1232. Schlüpfer mit doppeltem Schrittteil. Erfordert.: etwa 90 cm Stoff, 140 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 98, 106, 114, 120 cm Hüftweite.

W 36783. Elegantes Nachthemd aus feinem Batist mit Hohlnähten. Erf.: 4,50 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 cm Oberweite.

Die Frau als Keramikerin

Wie für andere kunstgewerbliche Berufe zeigt die Frau auch große Begabung für die Keramik. Die Vorbildung dazu wird auf keramischen Fachschulen, Technischen Hochschulen oder Kunstgewerbeschulen erworben. Während bei den ersteren die technische und chemische Vorbildung im Vordergrund steht, wird bei den Kunstgewerbeschulen neben guter handwerklicher und fachlicher Durchbildung großes Gewicht auf den künstlerischen Entwurf von Serienerzeugnissen, und hochwertigen Einzelstücken gelegt. Die ausgebildete Keramikerin findet im Laboratorium der größeren Betriebe Beschäftigung. Vielfach wird ihr eine keramisch-plastische Tätigkeit übertragen, oft verwendet man sie auch nur für die Dekoration der Töpferserienerzeugnisse. Einzelne Firmen beteiligen die Künstlerin nur prozentual an dem erzielten Gewinn beim Verkauf der nach ihren Entwürfen ausgeführten Stücke. Künstlerisch besonders begabte Frauen unterhalten einen eigenen Betrieb, und es ist diesen gelungen, sich dadurch eine Existenz zu schaffen.

Die von den Frauen gearbeiteten Geschirre zeigen eine schöne, zweckmäßige Form mit passender Dekoration. Durch die Schlichtheit der Form zeichnet sich das Teeservice „Goldrinde" von Margarete Friedländer in Halle aus. Ein Fischerservice mit Malereien voll poetischen Reizes hat Ruth Schaumann aus München geschaffen, welche sich auch als Malerin, Bildhauerin und Dichterin betätigt. Gertrud Kraut in Hannover arbeitet Kinderservice im Stile der alten Bauernlöpfereien. Eigenartige geometrische Motive zeigen die Steingutservice von Else Dörr in Westen-Nordmann. Ansprechend wirken auch die Service, Salatschüsseln, Teller mit durchbrochenem Rand, Aschbecher mit Ablager für die Zigarre und Leuchter von Margarete Büro in Berlin, welche in Gemeinschaft mit Wilhelming Wenk arbeitet. In einer dem neuzeitlichen Stilempfinden angepaßten Weise dekoriert Marianne Neufarth in Berlin die verschiedensten keramischen Kunstgegenstände: Platten, Teller und Vasen. Mit anmutigen Blumen-, Tier- und Landschaftsmotiven schmückt Eva Marktha von Kameke in Berlin ihre Porzellane. Vielfach verziert sie das Porzellan mit Federzeichnungen. So hat sie in dieser Technik eine Reihe von 72 Tellern mit Ansichten deutscher Burgen in Feindesland geschmückt. Für Jagdgesellschaften bemalte sie ein Service mit Szenen und Motiven aus dem Jägerleben.

Das Bestreben, nur durch die farbige Glasur zu wirken, spricht sich in den Töpfereien von Auguste Bopp-Obrist aus. Nachdem sie in Diessen am Ammersee einzelne Arbeiten ausgeführt hatte, machte sie in Bunzlau ihre Lehrzeit durch, worauf sich ein Hochschulstudium in Berlin schloß. Sie bestand die Prüfung als Töpfermeisterin und eröffnete in Achterdief bei Bremen eine eigene Werkstätte. Sie stellte hier Töpferein aus einheimischem Ton her und verwandte dabei verschiedene Glasuren. Soweit es sich um Gebrauchsgeschirr handelte, goß sie ihre Arbeiten zum Teil in Formen. Seit 1923 benutzte sie allein die Töpferscheibe und arbeitete seitdem nur handwerklich. Es gelingen ihr sowohl die wundervollsten farbig durchglühten Schmelzglasuren als hochgebrannte, gefütterte, klingende Tongefäße, über deren dunkelbraunrotem Scherben der Hauch einer natürlichen Glasierung wie ein leuriser Ton liegt. Einen starken Einfluß auf der Töpferei zeigen die Arbeiten von Lisli Brentano, von welcher das Landesgewerbemuseum in Stuttgart eine Steinzeugvase mit Unterglasurmalerei ausstellt. Von selbständigem Schaffen zeugen die kleinen, farbig glasierten Blumentöpfchen von Ruth Camerer aus Meraselletten. Als Ersatz für frische Blumen modelliert und bemalt Frau Luise Harkort in Pelten Pflanzen aus Fayence.

Frauen schaffen auch keramische Gegenstände, welche sich für die Ausstattung einer künstlerisch wirkenden Häuslichkeit besonders eignen. Alice von Peckmann, Berlin, hat künstlerisch belebte Entwürfe für Vorzellanlampen geschaffen, deren Form der Gestalt des lichtdurchlässigen Schirms entspricht. Frieda Glücksmann-Haber in Berlin arbeitet reizvolle Tonschalen mit Tierreliefs, welche sich besonders für die Ausstattung von Kinderzimmern eignen. Mit figürlichen Darstellungen verzieren auch Felicitas Klatte in Düsseldorf und Frau Kolhagen-Peiner in Duisburg ihre Platten. Von tiefem inneren Gefühl zeugen die Weihnachtskacheln mit dem heiligen Kind von Hilde Broer in Berlin, welche auch reizende Madonnen und andere Figürchen aus Ton und Porzellan arbeitet.

Mit Vorliebe widmet sich die moderne Keramikerin dem Gebiet der Tierdarstellung. Etha Richter verwirklicht in ihrer Panthergruppe die von der Leitung der Schwarzburger Werkstätten in Unterweißbach verbreiteten Grundsätze einer neuzeitlichen Figurenplastik. Marianne Goslinbück leat bei ihren Tierplastiken Wert auf eine realistische Wiedergabe der Haut und Gerda Flügge auf charakteristische Eigenart. Alice Ehmann arbeitet zierliche, einfarbig glasierte Eisehen, Rehen, Böcken, Pferde und andere Tiere. Naturalistisch gestaltet sind die Tiere von Nora Herz in Krefeld. Einen eigenen Stil befindet Edith Schmidt-Hoß in ihren charakteristisch gefaßten Tierfiguren. Christa von Lewinski, eine Schülerin von Professor Gies in Berlin, formt gutstilisierte glasierte Tiere.

Das edelste Vorbild für die keramische Plastik bleibt die menschliche Figur. Minnie Goosens und Johanna Bieblet in München-Nymphenburg schaffen in engstem Zusammenarbeiten Plastiken, welche sich auf der besten Tradition alter Handwerkskunst aufbauen. In ihren Kompositionen zeigt sich eine große Neigung zum Religiösen. Stark in der Bewegung und kraftvoll in der Geschlossenheit des festgehaltenen spannenden Moments wirken die Sportgestalten von Valentine Heutel. Künstlerisch bemerkenswert sind die nach eigenen Entwürfen geschaffenen Madonnen. Krippen und sonstigen Arbeiten von Vera Hoopmann in Berlin, wovon auch auf der Scheite gedrehte Kakteentöpfchen mit angesetzten Geschichtsteilen gehören. Das figürliche Gebiet wird auch von Ottilie Wollmann in Berlin-Wilmersdorf bevorzugt. Sie stellt Bildnisbüsten und Masken, sowie Tanz-, Sport- und Theaterfiguren aus Ton und Terrakotta her. Häufig wählt sie auch orientalische Motive: Indier, Beduinen, Geisha, Araber usw. Ein feines plastisches Gefühl bekundet auch die Venerin Jeminstrud Nummel mit ihren Madonnen, Engeln und sonstigen Figuren in Fayence.

So zeigt die moderne deutsche Frau, wie sie um die Hebung des künstlerischen Empfindens bemüht ist und es versteht, das tägliche Leben mit Schönheit zu umgeben.

Dr. Charlotte Steinbrucker.

Verwendungsarten für das Obst

Bei der Zubereitung von Früchten für den Winter, beim Konservieren, ist vor allem darauf zu achten, daß alles Obst sauber gewaschen ist und daß schlechte Stellen wie Druckstellen, angefaulte oder durch Tiere beschädigte Stellen, auf das genaueste entfernt worden sind. Sonst können Gärungserreger mit hineinkommen, die das Obst verderben. Zur Obstgelee-bereitung eignen sich vor allem unreife, also nicht vollständig ausgereifte Früchte, halbreifes Obst und auch Fallobst. In einem noch nicht vollständig ausgereiften Obst sind mehr Pektinstoffe enthalten als in einem ganz reifen Obst. Diese Stoffe sind jedoch zur Herstellung von Obstgelee notwendig. Da sie sich in der Schale und im Fruchtgehäuse am meisten angesammelt haben, tut man auch gut, Obst, das zur Obstgeleebereitung verwendet werden soll, nicht zu schälen und nicht zu entkernen. Gelee läßt sich aus jedem Baum- und Beerenobst bereiten, ebenso aus Weintrauben. Am besten wird Obstgelee in kleineren Gläsern aufbewahrt, das mit der Inhalt nach Oeffnung der Gläser bald aufgezehrt werden kann. Außer dem Verschluß wird zum Schutz gegen Verderbnis noch ein Blatt Papier über das Gelee im Glase gebrückt. Zur Konservierung dient es, wenn dieses Papier vorher in Branntwein gelegt worden war.

Wie zu Obstgelee lassen sich alle Obstarten zur Herstellung von Marmeladen verwenden. Häufig werden gemischte Marmeladen hergestellt, die aus verschiedenen Fruchtarten bestehen. Auch bei der Marmeladenzubereitung ist es wichtig, daß das verwendete Obst keine schlechten Stellen hat. Beim Kochen des Obstes ist darauf zu sehen, daß die Früchte nicht anbrennen und daß sie nicht mit Eisenteilen zusammen kommen. Zum Umrühren ist ein Holzlöffel zu verwenden. Wird mit einem Metallöffel umgerührt, so erhält die Marmelade leicht ein dunkles Aussehen. Eine dunkle Färbung nimmt sie auch an, wenn sie zu lange auf dem Feuer bleibt. Gezuckerte Marmelade hält sich länger als ungezuckerte. Schimmelig gewordene Marmelade braucht noch nicht fortgeworfen zu werden. Nach Entfernung des Schimmels läßt man sie noch einmal aufkochen und kann sie wieder genießen. Allerdings empfiehlt sich bei derartiger Marmelade rasches Verzehren. Eine lange Haltbarkeit hat sie nicht mehr. Als Marmelade, die besonders dort gute Dienste leistet, wo viele hungrige Mäuler zu stopfen sind, kann die aus Kürbis und Rhabarber und die aus Karotten und Rhabarber empfohlen werden. Beide Arten erhalten einen besseren Geschmack und eine besser aussehende Färbung, wenn sie mit dem Saft von Heidelbeeren gemischt werden. Rhabarber und Kürbis brauchen allerdings ziemlich viel Zucker. Zur Herstellung von Apfelmarmelade sind die später reifenden Sorten besser zu verwenden als die frühreifenden, etwas säurerliche Arten geben eine bessere Marmelade als die süßlichen.

Obstmus ist dick eingemachte Marmelade. Besonders häufig werden Apfel- und Pflaumenmus hergestellt. Doch läßt sich auch ein gutschmeckendes Obstmus aus Heidel-, Preißel- und Hollunderbeeren herrichten. Nur aus Birnen zubereitet, hat keinen besonders guten Geschmack, daher wird Birnenmus gewöhnlich mit Mus aus etwas sauren Aepfeln vermischt. In Süddeutschland ist das sogenannte Obstkraut eine sehr beliebte Speise. Es wird aus süßen Aepfeln und Birnen hergestellt. Ebenfalls in Süddeutschland richtet man den Obstsenf her. Dies ist gekochter Apfelmus mit einem Zusatz von Senf. Der Obstsenf wird besonders als Zutpeife beim Genuß von Rindfleisch verzehrt. Eine Obstkonserve, die sich bei entsprechender Aufbewahrung lange Zeit hält, ist die Obstpaste. Dies ist hart eingedickte Marmelade, die in einem Bratofen oder in einem Dörrapparat getrocknet wird.

Eine weitere Konservierung ist weiter das Dörren. Bei dieser Art der Konservierung bleibt die stoffliche Zusammensetzung des Obstes am ursprünglichsten erhalten. Denn das Obst verliert dabei nur das Wasser, behält jedoch alle anderen Stoffe. Allerdings ist das Trocknen im Backofen, wie dies gewöhnlich draußen auf dem Lande geschieht, nicht so gut wie das Trocknen in besonderen Dörrapparaten. Einmachen, einsiedern, für den Winter Vorsorge treffen, ist jetzt das Streben ungezählter Hausfrauen besonders in kleineren Städten und auf den Dörfern. Es gibt sogar unselige Männer, die nicht allein von einem Meinmachefieber sprechen, sondern auch von einem Einmachefieber.

Aus der Kinderstube

So ein Kind ist doch den ganzen Tag über nie allein. Ist es das liebevolle Mutterauge, das ängstlich über ihm wacht, ist es der Vater, der mit ihm spazieren geht, und es vor jedes, das sehr sorglich hütet, sind es die kleinen Kameraden, die in munterem Spiel es ergötzen, sind es die munteren Vögel, die zu ihm sagen: „Da schau mich an, ich bin bei dir!" Oder ist es die Puppe, die lebend vom Kinde bedacht, vom ihm betreut sein will — es ist nie allein — Bis am Abend. Wenn das Nachtgebet gesprochen, und „Gut Nacht" gesagt worden ist, dann ist der bunten, vielgestaltigen Welt des Tages

Zimmer lustig und froh (Deike, A)

Lebewohl" gesagt — dann ist das Kind allein. Meine Kleine bekam dann von ersten Lebenstage an das Licht gelöscht, und sie schlief sofort ein. Nie, daß sie ihre Mutter an das Bettchen gebeten hätte.

Nun ist sie 3½ Jahre. Da ist das anders geworden. Mit dem Augenblick, da das Licht genommen des Tages schlief, da erstanden dem Kinde vor seinem inneren Auge, durch lebhafte Phantasie nur zu sehr unterstützt, die Gestalten des vergangenen Tages. Da saß es plötzlich da, an, daß des Nachbarn Bub mit einer Latte ganz greuliche Faxen gemacht, daß der Bäcker seinem Knaben so zornig gedroht, daß der große Wolfshund, der Lock, es so dumm angeschaut hat. — Da erfreht vor seinem inneren Auge die Krautpredigerin mit dem gestrickten Hut, der Schutzmann mit dem spitzen Helm, die Gestalten des trostlosen Tages. Da saß es plötzlich da, das Kind, und fing an zu weinen, und es weinte — Bis am Abend. Wenn das Nachtgebet gesprochen, und „Gut Nacht" gesagt worden ist, dann ist der bunten, vielgestaltigen Welt des Tages

Dr. Charlotte Steinbrucker.

Einschalträtsel.

d s c h t r k n u n n d n c h t t n s t m n g l m n t

Vorstehende Konsonanten sind ein Zitat von Konfuzius, in dem die Vokale fehlen. Diese sind zu suchen und einzuschalten. Wie lautet das Zitat?

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Fisch. 5. Anerkennung, 8. Nebenfluß des Rheins, 9. Fluß in Frankreich, 11 Genußmittel, 12. Küstenort am Kattegatt. 13. Bayrmittel. 14. Ort in Italien, 15. Landenge und Ort auf Malakka. 18. alter Name der Freya. 19. Schlachtort aus dem Weltkrieg. 23. arabischer Name. 25. Melodie. 26. Nebenfluß des Rheins. 27. See in Afrika. 28. Heerführer aus dem Weltkrieg. Von oben nach unten: 1. Titel. 2. Verwandter 3. süße Speise. 4. Angriegtanzstand des Wassers. 5. seemannischer Ausdruck. 6. Bad in Hessen. 7. Ort in Französisch-Guinea. 10. Nebenfluß der Weichsel 11. Ort im ehemaligen Deutsch-Südwest. 15. slowenische Landschaft. 16. Spieltell des Schauspielers. 17. Hausvater. 20. Fluß im Stromgebiet des Ganges. 21. Stadt in Baden. 22. natürliches Wasserbecken. 24. Nebenfluß der Saale. Die Diagonale 1 bis 18 ausschließlich nennt einen deutschen Strom, 7 bis 17 ausschließlich einen Ort in Böhmen. 17 bis 27 Kinderlork.

Der Kaffee ist zu heiß.

Der Reisende Eilig kommt auf den Bahnsteig gerast und stellt durch einen Blick auf die Uhr fest, daß er noch zehn Minuten Zeit hat. Der Weg machte ihn durstig. So bestellte er in der Bahnhofswirtschaft eine Tasse Kaffee. Der Kaffee ist, wie er bemerkt, sehr heiß, und er überlegt, ob es wohl zweckmäßiger sei, die Milch sofort in den Kaffee zu schütten, um ihn abzukühlen, oder einige Minuten zu warten. Wozu würden sie Herrn Eilig raten?

Vierfilbige Scharade.

Die erste ist ein armer Wicht,
Weil's ihm an innerm Licht gebricht;
Die andre ein gemeines Ding,
Wenn's nicht just glänzt im feinen Ring;
Die letzten bieten manchem Tier,
Auch Räubern wohl ein Nachtquartier.
Das ganze ist ein seltner Bau.
Für fremde Wandrer steht's zur Schau;
Ein Wunder, wie es so entstand:
Das schuf des größten Meisters Hand.

Synonym.

Für jedes der nachstehenden Wörter setze man ein synonymes, sinnverwandtes Wort. Die Anfangsbuchstaben ergeben alsdann, mitenander verbunden, ein gemütliches Beisammensein von Damen.

1. mäkeln, 2. vorausschauen, 3. hetteln, 4. ausschneiden, 5. bedenken, 6. betreten, 7. sprossen, 8. einschlafern, 9. tazieren, 10. klingen, 11. rammelst, 12. mieten, 13. vereiteln.

Scharade.

Wer auf der ersten ist, dem kann leicht übel werden,
Wer auf dem letzten ist, dem ist schon übel drauf.
Dem Ganzen geht es auch oft übel hier auf Erden,
Da es sich nur ganz wohl im Massen fühlen kann.

Auflösungen aus vorigar Nummer

Das Problem.

Die unzerlegte Maschine konnte auf der Wasserwege nach Frankfurt am Main gebracht werden, und zwar elbeabwärts nach Hamburg, sie wurde hier verladen auf einen Rheinseeschiff und wurde damit bis Köln gebracht. Nach erneuter Umladung in Köln kam sie mit einem Rheinschiff nach Frankfurt.

Ergänzungsrätfel:

Rad, Schiene. Auge, Scharnier, Kette, Saiten, Schranke. — Regatta.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Genf, 5. Jngo, 9. Amor, 10. Real, 11. Umrahmung, 12. Lamm, 13. Asta, 14. Enns, 17. Alba, 20. Badeleben, 21. Emin, 22. Reki. 23. Reef, 24. Ares. Von oben nach unten: 1 Gaul, 2. Emma. 3. Rennandie, 4. Fram 5. Irma, 6. Neuklirchen, 7. Gant. 8. Olga, 14. Eber, 15. Name, 16. Emma, 17 Acra, 18. Bete. 19. Anis.

Bruchstückaufgabe:

Krepp, Reifer. Okuli, Kochem, Undine, Segel. — Krokus; Primel.

Haus, Hof und Garten

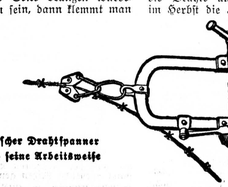
Schnurgerade Weidezäune

Von J. E. Balßen

Man kann sehr oft beobachten, daß es vielen nicht immer gelingt, Weidezäune und sonstige Einfriedigungen gerade herzustellen. Um einen geraden Zaun herzustellen, ist eine Umstellung in der Reihenfolge der Arbeiten vorzunehmen. Man beginnt mit dem Setzen und Verstreben der Stützpfähle an den Endpunkten. Handelt es sich um lange Strecken, dann setzt man etwa alle 200 Meter, genau ausgerichtet, einen Stützpfahl. Seine Strecken können nach Fertigstellung des Zaunes wieder entfernt werden. Man rollt man einen Stachel- oder Walzdraht ab, je nachdem, was man nachher verwenden will, und zieht diesen so straff, daß er überall gut schwebt. Geht der Zaun über gewölbtes Gelände, so muß man einige Zwischenpfähle setzen, um den Draht vom Boden frei zu bekommen. Nun ist die Richtschnur fertig. Sodann befestigt man sämtliche Pfahllöcher, entfernt die Richtschnur wieder und hebt die Löcher aus. Auf diese Weise vermeidet man das sonst notwendige Nacharbeiten der Löcher beim Pfählen, weil diese vielleicht von der geraden Richtung abweichen. Zweckmäßig sind Löcher von 30 × 60 cm mit der Längsseite quer zur Zaunrichtung. Sind alle Löcher fertig, so kann man den Richtschnurdraht wieder anlegen und legt von Hagainthen und Narzissen meistens nur eine, von Tulpen, Crocus, Schneeglöckchen und den übrigen mehrere, in mit nahrhafter, aber sandiger Erde gefüllte Blumentöpfe. Dann werden sie sämtlich tüchtig angegossen und in einen möglichst dunklen, kühlen Raum gestellt. Man kann auch über jeden Topf einen leeren Blumentopf oder, besonders über die Hagainthen, ein Papierdütchen stülpen. Nicht aber darf man diese Blumenzwiebelköpfe in die helle, warme Zimmer ans Fenster stellen, als bis ihre Zwiebeln zahlreiche Wurzeln in die Erde geschickt haben werden.

Auch in den Garten legt man jetzt diese Blumenzwiebeln, aber immer so tief, daß die Erde über ihnen ungefähr zweimal so hoch liegt, wie sie selbst hoch sind. Ueber Winter bedeckt man ihre Pflanzstellen dann am besten einige Zentimeter hoch mit Torfmull oder Laub und dergleichen, damit es nicht weafliegt, mit einigen Fichtenzweigen. Wer Mäuse in seinem Garten hat, tauche diese Zwiebeln vor dem Legen in Mennigewasser. Wennige ist in jeder Drogerehandlung erhältlich.

Noch was Wichtiges: Deine Nadelgehölze, Alpenrosen, Buchsbaum und anderen immergrünen Gehölze wollen sich vor Eintritt des Winters ordentlich satt trinken. Deswegen gib ihnen vor Eintritt des Frostes noch einmal reichlich Wasser.



Ein praktischer Drahtspanner und seine Arbeitsweise

Zeichnung: Blumberg M

ziehen, daß er frei schwebt, und zudem noch auf weite Strecken? Hierzu gehört ein idealer Drahtspanner (siehe Abbildung): Durch einen Bügel von 25 × 25 cm Ausmaßen, 1¼—3½ cm stark, an welchem eine sog. Froschklammer befestigt ist, läuft eine runde Welle (3½ cm Durchmesser, 35—40 cm lang), auf deren einem Ende sich ein schräg gezahntes Rad mit Sperrklinke, auf dessen anderem ein Spannhebel (wie an einem Schraubstock) und in der Mitte ein leicht gebogener Zapfen befinden. Auf diesen Zapfen paßt man einen 3,50 Meter langen Draht (Stahldraht oder feinglitzige Kette), welcher auf den Enden mit Haken und Schlaufe versehen ist (zum Zusammen- und Auseinanderhaken). Dieser Draht wird um den Stützpfahl geführt, sodann der zu spannende Draht in den Froschklammer gelegt. Durch Drehen am Spannhebel spannt man nun den Draht, die Sperrklinke verhindert ein Zurückschnellen. Nachdem man sich von der genügenden Spannung überzeugt hat (daß man dies kann, ist ein großer Vorteil gegenüber anderen Spannern), befestigt man den Draht an dem Stützpfahl. Diesen Spanner fertigt jeder Dorfschmied an. Seine Vorteile sind: Unverwüstlich, von einem Mann zu bedienen, große Drahtlängen kann man mit einmal anziehen, und man spart dadurch Stützpfähle hzw. Streben.

Zweckmäßig ist es bei Außenkümmungen, die Drähte außen herumzuführen. Werden im Herbst die Kühe auf den Stoppelklee oder dergl. getrieben, dann muß man zuweilen an Mäuselöchern vorbei, oder diese grenzen an das Weidefeld. Zwei gute Stützpfähle an den Endpunkten, einen guten Stacheldraht straff angezogen, dann alle 10—12 Meter einen dünnen Pfahl eingeklopft, und der Zaun ist fertig und schnurgerade. Dieser eine Draht bleibt straff und erfüllt ganz alleine für die Herbstweide seinen Zweck. Handelt es sich hierbei um Wechselweiden, dann verfährt man genau so, nur daß man ein bis zwei Drähte mehr und kürzeren Pfahlabstand nimmt.

Blumenpflege im September

Jetzt im September, besonders am Ende des Monats, muß man als fürsorglicher Blumenfreund manches schon vorbereiten, damit es unsren grünen Hausgenossen im Winter gut geht. Sobald draußen die Herbstwinde einsetzen und die Nächte schon kühl werden, dann darf's nicht nur dir, sondern auch deinen Topfblumen gemütlich warm sein. Darum stelle sie nicht auf dem Balkon stunden, unbehaglich. Besonders die, deren Ahnen in warmen Ländern stehen, wie Palmen, Drachenbaum, Aralie, Zimmerfreund und die meisten Kakteen, sehnen sich jetzt schon in einen wärmeren Raum zurück. Natürlich hast du dir schon vorher überlegt, gefährdet beziehen. Alle ihre Stengel und Blätter müssen auf das Vorhandensein von Ungeziefer gründlich nachgesehen, damit es nicht den schon solches Gesindel finden sollteste, wenn sie es sofort mit einem der bekannten Mittel aus und die Nächte schon kühl werden, dann tun und die Unter- und Oberseiten der größeren Blätter deiner Topfpflanzen vor dem Hineinschaffen mit einem weichen Schwamm und lauwarmem Wasser abgewischt. Dann werden die Außenseiten und auch der innere obere Rand des Blumentopfes mit Wurzelbürste und Wasser abgewaschen, und zum Schluß wird die oberste Schicht der Erde im Blumentopf mit einem kleinen Hölzchen aufgelockert.

Der September ist auch die richtige Zeit, um alle die Blumenzwiebeln, die im Winter im Zimmer blühen sollen, in Töpfe zu pflanzen. Für diesen Zweck besorgt man sich besonders kräftige und vollständig gesunde Zwiebeln dieser Pflanzen und legt von Hyazinthen und Narzissen meistens nur eine, von Tulpen, Crocus, Schneeglöckchen und den übrigen mehrere, in mit nahrhafter, aber sandiger Erde gefüllte Blumentöpfe. Dann werden sie sämtlich tüchtig angegossen und in einen möglichst dunklen, kühlen Raum gestellt. Man kann auch über jeden Topf einen leeren Blumentopf oder, besonders über die Hyazinthen, ein Papierdütchen stülpen. Nicht aber darf man diese Blumenzwiebeltöpfe in die helle, warme Zimmer ans Fenster stellen, als bis ihre Zwiebeln zahlreiche Wurzeln in die Erde geschickt haben werden.

(Deike M)

Du sie alle im Winter finstellst, hast einen Blumenstand für Zimmerpflanzen oder eine Blumenkrippe ein, nach innen verbreitertes Fensterbrett für alle die kleineren Pflanzen zwischen den Doppelfenstern oder am Fenster. Aber alle grünen Hausgenossen warten ihr Winterquartier nur vollkommen

Für den Gartenfreund!

Undichte Pappdächer machen viele Sorge. Das Ueberstricken mit Dachpappstreifen erfordert eine Arbeit, die nicht gern gemacht wird, weil die Kocherei von Teer oder anderen Klebemitteln nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört. Wird aber aus Steinkohlenteer und Zement ein Brei gemacht, der an warmen trockenen Tagen aufgetragen wird, so können die undichten Stellen leicht und haltbar repariert werden.

Im Garten lassen sich aus alten bissig erstandenen Gasröhren sehr schön Zäune und Geranstellagen bauen. Nur das Biegen der Röhren bereitet Schwierigkeiten. Wer sie jedoch fest mit feinem trockenen Sand füllt und dann die Enden mit Muffen verschließt, kann die Röhren biegen, ohne daß Knicke entstehen.

Baumwachs kann man auf folgende Weise selbst herstellen: 120 Gramm gelber Wachs wird geschmolzen und mit 60 Gramm Terpentin verlebt. Nach gutem Verrühren wird eine Tasse voll Leinöl zugesetzt, weiter verrührt und die Flüssigkeit zum Erstarren gebracht. Formt man Stangen aus der Masse, so werden sie zweckmäßig mit Papier umwickelt, damit das Baumwachs bei der Benutzung nicht an den Fingern kleben bleibt.

Hühnern tut eine Holzkohlenbeigabe zum Futter gute Dienste, wenn sie oft an zu dünnem Abgang leiden. Die Holzkohle soll die Korngröße etwa von Gries haben.

Wissen Sie das schon?

Mit Bezug auf ihr Körpergewicht ist die Ziege das milchreichste Haussäugetier, da sie das Zehnfache ihres Körpergewichts an Milch gibt. Der unangenehme Geruch, den man zuweilen an Ziegenmilch bemerkt, ist ihr nicht eigentümlich, sondern wird von ihr von außen beim Melken aufgesaugt, wenn im Stalle neben den Ziegen auch Böcke stehen, deren Hautausdünstung den bekannten Bockgeruch besitzt. Da bei den Ziegen die Tuberkulose weniger verbreitet ist als bei Rindern und Ziegenmilch bekömmlicher als Kuhmilch für Säuglinge sein soll, findet Ziegenmilch häufig Verwendung bei der Ernährung der Säuglinge. Lk.

Praktischer Ratgeber

Glassplitter aufzufegen, ist nicht einfach. Die glatten Glasstückchen rutschen nur zu leicht zwischen den Besenborsten hindurch, und immer wieder werden einige liegen bleiben. die dann zu einer Gefahrenquelle werden. Man suche deshalb zweckmäßig die größten Splitter mit den Fingern auf und wickele zum Auffegen des Restes einen alten wollenen Lappen um den Besen. Daran bleiben auch die kleinsten Splitter hängen.

Ist im Haushalt Zitronenschale mit dem Reibeisen gerieben worden, so reibe man sofort hinterher ein wenig Zucker. Man erhält auf diese Weise Zitronenzucker der zum Backen und zur Bereitung von Speisen oft Verwendung finden kann. Allerdings empfiehlt es sich, den Zitronenzucker in einer dichtschließenden Büchse zu verwahren, sonst verfliegt der Geruch.

Mit Hilfe des Einweckkopfes läßt sich schnell ein Eisschrank herstellen. Zu diesem Zweck wird der Einsatz herausgenommen, nur ein oder zwei Hochgläser hineingestellt und der übrige Zwischenraum mit Eis ausgefüllt. Die Gläser selbst dienen, verschlossen, zur Aufnahme der zu kühlenden Nahrungsmittel.

Wenn Eisen im Emailletopf angebrannt ist, entferne man die festsitzenden Reste nicht durch Kratzen mit harten Gegenständen, dadurch wird die Emailleschicht beschädigt, der Topf wird unansehnlich und vor der Zeit unbrauchbar. Viel besser kommt man zum Ziel, wenn eine Handvoll der neuzeitlichen Waschmittel in den Topf getan und die Lösung bis zum nächsten Tage stehen gelassen wird. Dann löst sich das Angesetzte leicht und ohne Anwendung von Gewaltmitteln.

Um helle Filzhüte zu reinigen, wird das Abreiben mit Kochsalz empfohlen. Das Salz saugt alle fettigen Staubteilchen auf; nach dem Abreiben säubert man mit einem leinenen Lappen nach.

Der Saft frischer Gurken, die jetzt im Ueberfluß zu haben sind, eignet sich vorzüglich zur Pflege der Gesichtshaut. Man schneidet die Gurken in Scheiben, läßt sie einen Tag stehen, drückt sie dann aus und gibt den Saft auf das Gesicht. Das Einziehenlassen fördert die Wirkung des billigen Hautpflegemittels ungemein.

Durch Obstsaft gefärbte Hände kann man zu bekommen, macht der Hausfrau viele Mühe. Sie schützt sich vor den Flecken an den Händen, indem sie während des Schälens mit Obst öfters einmal die Hände mit Tomaten einreibt. Der Saft der Tomaten verbindert das Festsetzen des Obstsaftes.

Ameisen in Siedlungshäusern gehören immer zu den ungebetenen Gästen. Haben sie sich einmal eingenistet, so sind sie nur schwer wieder zu vertreiben. Speisefammern und Vorratsschränke sind ihr Ziel, wo sie durch ihre Freßlust argen Schaden anrichten. Als Mittel gegen die Insekten werden folgende empfohlen: Das einfachste besteht darin, daß man die Beine der Vorratsschränke in flache Blechschalen stellt, die mit Wasser gefüllt werden. Diesen Wassergraben können die Ameisen nicht überwinden. Soll das Uebel an der Wurzel gepackt werden, so ermittele man die Ameisenstraßen. Man streue Vertilgungsmittel aus, die von der Ameisen an sich genommen werden, ihnen aber den Tod bringen. Man mische z. B. Honig, Mehl und reichlich Hefe zu einem Brei und stelle ihn an den Laufstraßen auf. Die feine Witterung der Tiere führt sie zum Honig, sie fressen eifrig vom Brei, gehen jedoch an den Wirkungen der Hefe ein. In alle Räume der Wohnung lege man ferner kleine Beutel mit Kampfer gefüllt und streiche außerdem die Ritzen der Fußböden und der Scheuerleisten mit Petroleum aus. Denn gegen scharfe Gerüche sind die Ameisen äußerst empfindlich. Man wird bald feststellen, daß ihrer nach Anwendung dieses Kampfmittel weniger werden, wodurch die Abwehr gelungen ist. Auf keinen Fall darf man mit der Bekämpfung erlahmen.

Wie trocknet man Pfefferminzblätter? Pfefferminzblätter müssen, damit sie das Aroma behalten, möglichst schnell und bei einer 35 Grad nicht übersteigenden Temperatur getrocknet werden. Man erreicht dies, indem man die Blätter ohne Stiele auf luftdurchlässigen Hürden oder auf Bindaden gereiht an sonnigen Tagen auf dem Hausboden nach der Sonnenseite zu unmittelbar unter dem Dach trocknet, wobei für gute Lüftung (Durchzug) gesorgt werden muß. Je schneller das Trocknen geschieht, desto mehr behalten die Blätter das Aroma und die grüne Farbe. Die Blätter sind erst trocken, wenn sie beim Zerdrücken in der Hand zerbröckeln. Die so getrockneten Blätter werden in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen aufbewahrt. Sch.

Pflückt das Kernobst nicht zu früh! Die Pflückreife erkennt man bei den früheren Sorten des Kernobstes meistens am Lösen des Stieles vom Fruchtholz. Einige gefunde Früchte beginnen meist ohne äußeren Einfluß abzufal-

A B

Zeichnung: Archiv M

A Zu früh abgenommener Apfel
B Bei reifen Aepfeln löst sich der Stiel vom Fruchtholz

len. Ist das der Fall, dann darf man nicht die volle Genußreife ab. warten sondern erntet einige Tage vorher. Möglichst wird dabei der Reife nach gepflückt und nicht der ganze Baum mit einem Male. Für das eigentliche Winterobst liegt im Allgemeinen das Pflücken nicht immer ein Maßstab. Vor allem muß Winterobst vor stärkeren Frösten abgenommen sein. Feuchtigkeit gefährdet die Haltbarkeit des Obstes, deshalb sollte die Obsternte nur bei trockenem Wetter durchgeführt werden. Sch.

Zerstreut

„Verflucht, jetzt habe ich statt der Tennisbälle das Kartoffelnetz erwischt, vielleicht kocht meine Frau jetzt die Bälle zum Mittag."

Einer Meinung

Obgleich Herr Petersen und seine Frau nun schon mehr als dreißig Jahre verheiratet waren, wußte jedermann zu erzählen, daß sie noch niemals einer Meinung gewesen sind. Außer bei einer Gelegenheit. Und das kam so:

Herr Petersen hatte Autofahren gelernt und sich einen Wagen gekauft. Der Führerschein war glücklich erstanden. Auf seiner ersten Ausfahrt nahm er sein Frau mit. Alles ging gut, bis sie an eine scharfe Kurve kamen. Petersen versuchte den Wagen um die gefährliche Ecke zu bekommen.

„Niels", schrie seine Frau und umklammerte seinen Arm, „du wirst die Laterne umfahren!"

„Ja!" sagte Niels. Und eine Sekunde später tat er es. („Oslo Illustrerte")

„Nun habe ich ja noch einen ganz guten Platz erwischt, um den Festzug zu sehen!"

„Donnerwetter, jetzt hätte ich bald den Festzug verschlafen!"

Stimmen tut es

„Es gibt ein Insekt, das hat sein ganzes Leben lang ununterbrochen Geburtstag."

„Ach — wie interessant; welches Insekt ist es denn?"

„Die Eintagsfliege!"

Kindermund spricht

Der Pastor hatte eben in der Schule von der Allmacht Gottes und von der Erschaffung der Welt gesprochen und fragt nun einen Knaben: „Sag' mir also, Hannesle, wer hat unsere schönen Berge gemacht?" —

Als der Knabe nicht sogleich antwortet, sagt geschwind ein anderer: „Herr Pastor, des kann der Hannesle mit wisse, denn der isch ja erst vorige Woche in unser Dorf gekummet!"

*

Hilde ist bei Großmama in den Ferien zu Besuch, der sie mit vielen Fragen sehr zusetzt, bis diese schließlich die Geduld verliert und sagt: „Frag doch nicht immer so dumm!"

Darauf entgegnete die Kleine ganz kleinlaut: „Man wird doch wohl noch dumm fragen dürfen!"

*

Karl soll das „R" aussprechen lernen. Der Vater nimmt ihn auf die Knie, sagt vor: „Rrroß" — „Rrr oß", „Rrrrr — oß"

„Aa — mei", sagt ernsthaft Karl.

Von da ab machte Vater keine Sprechversuche mehr mit dem Kleinen!

*

Norchen darf mit Mutti zur Stadt, um sich ihr Puppchen aus der Klinik zu holen, dem dort der zerbrochene Arm geflickt wurde. Als die Verkäuferin die Patientin unter all den Puppenkindern nicht gleich entdeckt, tönt Norchens Stimme ganz leise: „Das Püppchen heißt Gretchen!"

*

Mutti wartet mit dem kleinen Fritz auf den Autobus. Als dieser immer noch nicht erscheint, meint sie: „Ich glaube, wir sind gerade eine Minute zu spät, wenigstens nach meiner Uhr scheint es so."

Da ruft Fritz: „Nein, Mutti, wir warten noch ein wenig, vielleicht kommt der Autobus nach der Extrazimmeruhr!"

*

Gretchen hat in der Schule das Vater unser gelernt. Abends kommt Mutti an ihr Bett und sieht gerade, wie Gretchen einen dicken Knoten ins Taschentuch macht.

„Ach weißt du", antwortet sie auf die Frage nach dem Zweck des Beginnens, „es ist, damit ich nicht immer vergesse — der du bist in dem Himmel!"

Die Operation

Den Loisl, den Holzknecht aus Niederhinterburzbuach, hatten sie doch nach München bringen müssen, weil ihm der Blinddarm zu arg zusetzte und herausgenommen werden sollte

Im Krankenhaus aber sollte der Loisl zuerst gebadet werden. Wie der nun die Badewanne gesehen hat, hat er sich mit Händen und Füßen gesträubt, hineinzusteigen.

Schließlich wurde er aber doch überwältigt. Als er dann gebadet im blütenweißen Bett lag, sagte der Loisl:

„Gar nei schlimm is gwesen. So a Operation hatt' i mir anders vorgestellt!"

(„Fliegende Blätter")

„Ob Herrchen mich jetzt wohl herauslindet?"

Vorsicht

Lokomotivführer: „Was ist denn bloß mit der Maschine los! Schon die erste Steigung haben wir kaum nehmen können!"

Der neue Heizer: „Ja, und wenn ich nicht die Bremsen dauernd angezogen hätte, wären wir sogar wieder zurückgerutscht!"

*

„Was ist denn eigentlich ein Kettenraucher, Vater?"

„Einer, der jeden Tag nur ein Streichholz braucht!"

*

„Einen feinen Anzug trägst du, Egon!"

„Ja, tadellos, hat nur 100 Mark gekostet!"

„Renommiere nicht!"

„Wetten, ich kann dir den Zahlungsbefehl zeigen!"

Wichtig

Moldenhauers verreisen.

„Ich hab' der Nachbarin die Schlüssel gegeben", erklärt Frau Moldenhauer.

„Wozu?" regt sich der Gatte auf, „wir haben doch kein Tier und keine Pflanze in der Wohnung."

„Aber Männe, der Kalender muß doch alle Tage abgerissen werden."

Genügend gesichert

Als ein amerikanischer Rennstallbesitzer einst vom Morgenritt zurückkam und die Fohlenkoppel betrat, bot sich ihm folgendes Bild:

Auf einer Futterkiste hockte Ephraim, sein schwarzer Trainer, und las mit Stentorstimme einen Brief, indes Jimmie, der Stallbursche, mit feierlich-wichtiger Miene dahinter stand und ihm mit seinen schwarzen Händen die Ohren zuhielt.

„Was treibt ihr denn da?" fragte Gannet verblüfft die beiden Neger.

„Jimmie hat einen Brief von seiner Braut", belehrte ihn Ephraim, „und weil er nicht lesen kann, muß ich ihn vorlesen. Damit ich aber nicht höre, was sie schreibt, hält er mir die Ohren zu . . ."

Vergeßlich

„Haben Sie den Schirm, den Sie in der Straßenbahn stehen ließen, wiedererkriegt?"

„Der war auf dem Fundbüro; aber ich habe ihn zum zweitenmal stehen lassen!"

„Wo denn?"

„Auf'm Fundbüro!"

*

„Herr Müller, Ihr Haar ist immer so sorgfältig gescheitelt. Sie opfern gewiß sehr viel Zeit für Ihren Kopf?"

„Ja, Herr Direktor, mein Kopf ist meine Schwäche!"

Instinkt

Käufer: „Sagen Sie, ist der Hund auch wirklich gut auf Kaninchen?"

Tierhändler: „Aber das kann ich Ihnen versichern ‚Herr! Sie hätten nur sehen sollen, wie der hinter dem neuen Mantel von meiner Frau her war."

Einbildung

Die junge Frau fährt zum erstenmal im eigenen Auto mit vierzig Kilometer über die Landstraße. Links und rechts sieht sie zwei Telegraphenarbeiter an den Stangen in die Höhe klettern.

„Idioten", murmelt sie, „ich fahre doch nicht zum ersten Male!"

„Studiert denn Ihr Sohn immer noch?"

„Jawohl, er wird nämlich Arzt, und da bleibt er lieber etwas länger auf der Universität, weil die Patienten zu älteren Herren mehr Vertrauen haben!"

Ihr quälender Husten

der Sie nun schon so lange plagt, gibt zu denken. In derartigen Fällen heißt es, der überreizten Atmungsschleimhaut damit zur Hilfe zu kommen, daß man ihr solche Hustenstoffe zuführt, die sie reichlich widerlandlösbig gegen die Schädlichkeiten machen, dadurch dem Reizzustand Einhalt gebieten und Schlimmeres verhüten. — Sie brauchen da nicht lange Umschau zu halten, denn „Silphoscalin" ist das Mittel, das bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, den Erfolg verbürgt. „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Klauen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Silphoscalin". — Packung mit 80 Tabl. „Silphoscalin" RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, kann Ihnen Apotheke, München, — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bichler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift S305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Hastreiter's giftfreie wirksamste Kräuter-Kuren gegen **Kropf Basedow** Bei Nichterfolg Geld zurück

Verlangen Sie kostenlos wissenschaftl. Broschüre Nr. 2 Friedr. Hastreiter Gauting München

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photoeranhien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portogerecht zugehen

Kath. Mädel v. Lande, 35 J., häusl., o. a. Zuneigung, wünscht Bekanntschaft mit kath., solid. Herrn in sich. Stellung. Auto vorhanden. Witwer m. 11. Kind angenehm. Offert. mögl. m. Bild an Annoncen-Annahme Holtgreve, Warburg.

Lehrerstocht. 19 J., ev., musik., Krankenpflegerin, heit. Gemüts, möchte als **Haustochter** i. kath. Familie bei vollem Familienanschluß u. etwas Taschengeld. gründl. Haush. u. Kochen erl. Offerten unt. Nr. 7/1127 an „Der 7. Tag", Paderb.

Berufstät. Dame (kathol. Angehör.) 28 J. alt, dunkelblond, 1,64 groß, natur-, kunst- und sportlieb wünscht sich einen schlicht., geist. interessierten **Lebensgefährten** Autoteuer vorh., — Verm. wird weder gebot. noch erw. Zuschriften unter Nr. 7/1128 an „Der 7. Tag", Paderb.

Suche für meine Schwester, 30 J., kath., statt., große Figur, gute Allgemeinbildg., nettes Wesen, einen best. kath. Herrn (Beamt. bevorz.) zw. **Heirat** Ausst. und einige Tausend RM in bar vorh. Angeb. u. Nr. 7/1129 an „Der 7. Tag", Paderb.

Kathol. Ehe dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kostl. Broschüre gratis. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Pfunzfix Lotzbuch! 101 Seiten Hersteller: Lotzback & Cie. Ingolstadt

Für 29.- Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf - Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.—. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — Ohren! bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „AKUSTIKA" schalldurchlässige Ohrschutz aus Tierhaar für 30 u. 60 Pfg. in Apoth., Drog. käuf.

Rheinisches Technikum Höhere technische Lehranstalt **Ingenieur-Ausbildung** Prospekte anfordern kostenlos

HONIG nicht erhitzt, volles Aroma, mit unzerstörten Heilkräften. Klee-, Lindenblütenhonig, 9-Pfd.-Inhalt 11.45 RM, 5 Pfd. 7.10 RM, Mischen, Bienenzuchtrat 9.60 u. 6.10. Nachn. frei dort. Imkerei Glittenhaus b. Bartenstein (Ostpr.)

Sehr billig und doch Qualität! Moderne Taschen- u. Armbanduhren mit Garantieschein. Bei Nichtgefall Umtausch od. Geld zur. Nr. 3 Herrentaschenuhr m. geprüft. 36stünd. Ankerwerk, vernickt. M 2.30 Nr. 4 Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . M 2.30 Nr. 5 Besseres Werk, fl. Form . M 3.40 Nr. 6. Sprungd.-Uhr 3 Deck., vergold. 4.90 Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk M. 7.40 Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen 2.60 Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk 4.— Nr. 99. Dto. Golddoublé, 5jähre Ger. f. dichtsuo Für Damen, m. Rosband . M. 5.90 Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90 Nickelkette M. —.25. Doppelkette, vergoldet, M —.70. Kapsel M. —.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80. Nr. 642 Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—. Versand gegen Nachn. Katalog gratis Jahresums. ca. 30 000 Uhr. **Fritz Heinecke,** Braunschweig Les

Graue Haare verschwinden d. einfaches Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München 9 2/61 Alpenrosenstr. 2

Federbett m. Kissen 20 RM frei Nachn. Preisliste grat **Bettenversand Hoffmann** Würzburg 39

Inserieren bringt Gewinn

Gute Musik Harmonika Handharmonika Katalog fr. direkt von Musik-Spezialfirma **HEROLD & CO,** Klingenthal Sa. Nr. 15 Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

Stottern Wirklich Hilfe. Progs. frei. Fachinstitut Nanckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 22

Roelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 6.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, Rochpr. 6.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantzuffel,** Gänsemästerei, Neutrebbin 93c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Ia Eiderschnittkäse 4½ kg = Mk. 3.78 **Dampfkäsefabrik Rendsburg**

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

Anzeigen im „7. Tag" haben große Verbreitung

Hastreiter's Morgenkräutertrunk in Drageeform das neue diätische Genußmittel gegen Gewichtszunahme Preis f. 1 Pack. = 100 Drag. RM 2.50 Kurpack. = 5 Orig.-Pack. RM 12.— Hersteller: **Friedrich Hastreiter** Gauting Nr. 7, bei München

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Anzeigen-preis Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf, für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile 48 Pf, breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Montag vor Erscheinen Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H. Paderborn Telegramm-Adresse Volksblatt Paderborn Postscheckkonto: Westfälisches Volksbl. Paderborn Hannover 1

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7 Tag": II. Vj. 36: 33 787. Zurzeit ist Preisliste 5 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Elchsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H. Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller. Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 37 Sonntag, 13. September 1936

Verlagspostanstalt Paderborn

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Blick auf Nürnberg

„Männliches Bildnis" / Von Albrecht Dürer

Zu unserem Aufsatz: „Bildnis des Deutschen" im Inneren des Blattes
Photo: Angelsachsen-Verlag, Bremen. (Eigene Klischee-Anfertigung)

„Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie."

(Fontane)

Der Ernst macht den Mann . . . . welch folgründiges Bekenntnis deutscher Gewissenhaftigkeit, vieltausendfältiger Kleinarbeit, die aber unerläßlich, um allem Schaffen den Grundstock, jenes Fundament mitzugeben, soll das Werk Zeugnis ablegen von edlem Können, unermüdlichem Fleiß und zäher Beharrlichkeit.

All diese fundamentalen Züge deutscher Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Schaffensfreude sind in Nürnberg auf das Köstlichste vereinigt. Die Stadt brilliert als herrliches Meisterstück pflichtbewußten Ernstes zu hoher Aufgabe, sich regenden Geistes und einiger Persönlichkeiten, die in eifriger Gemeinschaftsarbeit der Stadt ihr Antlitz gaben. Ein Filigran peinlichster Gewissenhaftigkeit, Schatzkästlein handwerklicher Kleinkunst in Ordnung und Sauberkeit, Gipfel deutscher Kunst in Dichtkunst und Malerei, die in Albrecht Dürer zu des Reiches zerrissenster Zeit aufsteigt.

Dürer, Geistesheroe seiner Zeit, ihr weit vorauseilend, vom Rat der Stadt wohlgeehrt, von tiefster Heimatliebe beseelt, ziert das Schaffen seiner Umwelt mit der Meisterkrone. Um ihn steht ein Kreis ehrsamer, tüchtiger Künstler und Kunsthandwerker, Gold- und Silberschmiede, Holzschneider und Stecher, Kirchenbauer und Stadtbaumeister, die der Stadt ihr eigenes Gesicht und Gepräge gegeben haben bis auf den heutigen Tag. Sie alle, die ihrer Vaterstadt den ersten Rang auf der Welt einräumten, mit Ernst und Liebe an ihrer hohen Aufgabe arbeiteten, stolz ihrem Zunftschild folgten, Neigungen, belobt und gelästert von ihrem Zunftgenossen Hans Sachs, sind die beredten Zeugen deutschen Selbstbewußtseins und mittelalterlicher Tatkraft.

Und wie hingen sie an ihrer Stadt! War sie doch Ausdruck des weiteren Vaterlandes, das zu ihrer Zeit im inneren Streit zerrissen, in tiefster Ohnmacht verharrte. Allen sich bar belegt Dürer seine Liebe zur heimischen Stadt. Er lehnte die verlockenden Angebote Venedigs und Antwerpens, zweier Zentren der damaligen Welt, ab aus „sonderlicher Lieb und Zuneigung zu Eurer (des Rates) ehrbarer Weisheit und auch zu dieser ehrbaren Stadt als meinem Vaterland". Lieber, denn an deren Ehren groß und reich gehalten, will Dürer in seiner Vaterstadt weniger geachtet sein, weniger gelten, aber leben will er in ihr, seiner Stadt, in sonderlicher Zuneigung.

Ist eine solche Stadt nicht auch liebenswert? Ist sie nicht Symbol und Ausdruck des Sehnens und Wollens deutscher Menschen? Ist ihr Liebreiz nicht anheimelnder, trauter, inniger als der irgend einer anderen Stadt? Wo sind Türme und Tore, Laufgänge und Wehren, Häuschen und Gräben, Kirchen und Paläste, Brunnen und Bürgerhäuser, romanische Cassen und Winkel echter, verträumter und doch so verschmolzen und wirklichkeitsnahe mit unserer lebendigen Zeit als in dieser einzigen Stadt! Und gar die Burg, das Wahrzeichen der wehrhaften Stadt! Es mag größere Zeugen einer großen Vergangenheit in der Welt geben. Vielleicht auch sind die Rosetten westlicher Dome kunstvoller, ist die Architektur der Kathedrale von Chartres vollendeter, sind die Fenster von Notre Dame in Paris farbenfreudiger, ist der Dom zu Köln gewaltiger, sind die Bauten Roms, Athens, Venedigs, Florenz' und Siennas, Brügges und Gents, Lübecks und Münchens, Wiens und Prags, Salzburgs und Innsbrucks, Rothenburgs und Dinkelsbühls, Goslars und Quedlinburgs, Bambergs und Regensburgs, Lüneburgs und Wismars, Meißens und Dresdens, Heidelbergs und Freiburgs, Lindaus und Konstanz', Ulms und Augsburgs, Hildesheims und Braunschweigs, Münsters und Osnabrücks, Paderborns und Soests, Lemgos und Minden, Hamelns und Hildesheims, Bremens und Hamburgs, Danzigs und Thorns, Königsbergs und Tilsits, Kassels und Marburgs, Fuldas und Aschaffenburgs, Würzburgs und Rothenburgs, Nürnbergs und Bambergs, Ansbachs und Erlangens, Landshuts und Passaus, Ingolstadts und Straubings, Rosenheims und Kufsteins, Meersburgs und Überlingens, Freiburgs und Basels, Colmars und Straßburgs, Trier und Aachen, Goslar und Quedlinburg, Wernigerode und Halberstadt, Naumburg und Merseburg, Weimar und Eisenach, Gotha und Erfurt, Lübeck und Wismar, Rostock und Stralsund, Greifswald und Stettin, Danzig und Thorn, Königsberg und Tilsit, Memel und Insterburg, Allenstein und Marienburg, Elbing und Graudenz, Posen und Gnesen, Breslau und Liegnitz, Glogau und Sagan, Görlitz und Bautzen, Meißen und Dresden, Leipzig und Zwickau, Chemnitz und Plauen, Halle und Magdeburg, Quedlinburg

reicher, gigantischer im Ausmaß als die der Sebalduskirche (ich denke an das Straßburger Münster, an Notre Dame in Paris, an die Kathedrale in Amiens), vielleicht ist der Brüsseler Marktplatz, die Richtstätte Egmonts, mit seinen vergoldeten Zunfthäusern und seinem mächtigen Rathaus in sich geschlossener, eindrucksvoller, strenger als Nürnbergs repräsentativster Platz, wo aber findet der Kundige eine solche Vielheit, soviel Anmut, solch liebreizende Einfachheit als hier, wo einst die Männer gewirkt, auf die wir uns wieder zu besinnen begonnen haben.

Sind auch viele Werke der Nürnberger Meister in alle Welt zerstreut, um dort von deutscher Vergangenheit und Nürnberger Kunst zu zeugen, so sind die Meistersdoch unser. Wie alle ihre Bilder, Plastiken und Sachsens Spiele Herbe und Liebreiz ausstrahlen, bleibt auch ihre Vaterstadt Deutschlands köstlichste Stadt. Die Reichsstadt, die jedem Gast ihr eigenstes Ich aufprägt und jedem Gemüt ihr unvergeßliches Gesicht mit auf den Weg gibt. Es bleibt das Unvergängliche, Beständige, Lebendige, die glückliche Verbindung von Einst und Jetzt, die sich Nürnberg über alle Zeiten und Schicksale hinweg rein und unverfälscht bewahrt hat. Der Kern ihres Lebens geht einig mit unserem Blute. Der ganze Zauber strömt auf uns und unsere Sinne über. Wer einmal des Nachts bei Mondschein einen Blick von der Fleischerbrücke auf die Pegnitz geworfen, über den Henkersteg gegangen, den „Englischen Gruß“ der Welt Stoß gesehen oder die „Nürnberger Madonna“ geschaut und durch die winkligen Gassen die Burg hinaufgewandert ist, fühlt er sich nicht zurückversetzt in die Zeiten der Meistersinger, könnte ihm nicht unversehens ein Sachs, ein Pogner begegnen oder ein Eychen durch die Winkel huschen? Wer dann seinen Fuß über die Schwelle in den friedlichen Burghof setzt, wird umfangen von der Minne seliger Zeit, frohen Festen und turnierharten Männern eines tapferen Rittertums.

So vereinigt Nürnberg Zeugen aller Jahrhunderte in seinen wehrhaften Mauern. Zeigt auf Jahrzehnte treffter Ohnmacht und Zeiten glorreichen Aufstiegs und menschlicher Höhen, an die anzuknüpfen des Führers höchster Wunsch.

Solch unsichtbares Sehnen und Wollen durchzieht die alte Kaiserstadt. Welch deutscher Mensch könnte sich solchem Wirken entziehen? Nur so hat der Führer Nürnberg empfunden, als er sich entschloß, Nürnberg zur Stadt der Reichsparteitage zu machen. Der Ernst und der Fleiß, der das Genie zu ungeahnten Höhen führt, Zielen und Aussichten, waren es, die Adolf Hitler bewegten, die Stadt der Meistersinger zum sichtbaren Ausdruck der Verbundenheit deutscher vergangener Größe und seiner Wiederersetzung zu machen.

Faßte er doch diesen Gedanken in seiner Eröffnungsrede des Reichstages in der Potsdamer Garnisonkirche in dem Bekenntnis zusammen:

„Wir wollen die großen Traditionen unseres Volkes, seiner Geschichte und seiner Kultur in demütiger Ehrfurcht pflegen als unversiegbare Quelle einer wirklichen inneren Stärke und einer möglichen Erneuerung in trüben Zeiten.“

Prophetisch deutet er mit diesen Worten auch auf Nürnberg hin. Beherbergte es in seinen trüben Tagen nicht die Schweden Gustav Adolfs zur Plünderung und zum Gastmahl, war es nicht der Nürnberger Palm, der das Volk zur Befreiung vom Erzfeind des Vaterlandes aufrief? Ging von Nürnberg aus nicht die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit römischer Kaiser deutscher Nation!

So wurde Nürnberg eine der Quellen, aus der den Deutschen die Hoffnung zufloß und das Gottvertrauen im Glauben an Reich und Nation. Schon der „erste deutsche Tag“ in schmachvoller Zeit vor Alarmruf, Sehnsucht und Bekenntnis zog die Blicke aller aufrechten Deutschen auf Nürnberg. Diese Stadt war es, die Liebe ausstrahlte, um Liebe zu ernten, Liebe zu Heimat und Volk, zu Deutschland.

So bleibt Nürnberg lebendes Symbol des Ernstes, Fleißes und Mutes, dessen eine Nation bedarf, um zu kämpfen für des Reiches immerwährende Herrlichkeit.

Vorm Fang

Von Hans Friedrich Blunck

Die beiden Heringsboote liegen seit Tagen dicht nebeneinander und warten, daß der Fisch in die Bucht dringt. Vor mehreren Wochen sind Fänge gemeldet, die Leitung hat davon voll gestanden. Jetzt lauern die Ostseefischer die Küste herab und hinauf auf den Sprotten- und Heringsstegen.

Holtorps beiden Boote haben den Tag über in Nebel und Regen Schollen gekurrt; es ist nicht viel geworden, ist ja auch nicht ihre Sache, auf Schollen zu gehen. Die Männer lauern auf anderen Fang. — Das größere der beiden Fahrzeuge führt der Schiffer selbst. Auf dem kleinen sind sie zu viert an Bord. Der Junge und der Bestmann Schwencke sind feste Leute bei Holtorp; die andern sind vom Hafen, sie verdingen sich auf Tage. Allermanns Schaden ist es, wenn der Hering ausbleibt.

Der Junge macht sich an den Tauen zu schaffen. Es ist eine böse Stimmung an Bord, er freut sich, daß er zu tun hat. Die beiden Neuen haben in der Langeweile zu viel mit dem langen Schwencke geredet. Der Bestmann hatte eine alte Sache mit dem Fischer, die seit vielen Jahren begraben war, jetzt haben sie alles wieder aufgewühlt.

„Bist immer noch so'n Alleinläufer. Schwende? Denkt wohl noch an Holtorps Deern, was?“

„Holts Maul!“

„Die hätte gern gewollt, sag ich dir, aber Holtorp selbst hatte zu viel mit ihr, der ließ sie nicht los.“

Sie lachen. „Na, eines Tages ist sie ihm ja doch leid geworden, da hättest du aufpassen müssen.“

Der Lange sieht sich heimtückisch um. „Ich nehm nichts aus anderer Leute Hand.“

„Hättest man tun sollen, nun ist sie doch unterm Karren.“

„Hat Holtorp dir wohl gesagt?“

„Ja, hat er mir gesagt“, antwortete der Bestmann ehrlich.

Da grinsen die beiden, daß es zum Erbarmen ist, immer breiter und breiter. Selbst als Holtorp vom andern Boot herüberkommt, lachen sie noch immer herausfordernd. Der Fischer ärgert sich, er hat nichts vom Hering gehört und ist schlechter Laune. Er fragt den Bestmann im Vorbeigehen, ob's denn nichts zu tun gäbe. Der antwortet nicht; aber der Junge sieht, er hat die rote Strieme des Fäßzorns über der Stirn.

„Ich möchte wissen, wer hier noch zu grinsen hat“, sagt der Bestmann endlich drohend — vielleicht nur, um seine eigenen Worte zu hören.

Die beiden Neuen können es nicht lassen. Der Schiffer ist unter Deck gegangen und vor dem Jungen fürchten sie sich nicht. „Wenn du nicht rausstillt, dann brauchen wir dir ja nichts zu erzählen.“

„Es war nur, weil die Deern mal zu mir klagen kam“, bemerkt der Hagere. Er war früher Schneider, man weiß, daß er Holtorp gegenüber wohnte.

„Als ich noch die Wirtschaft hatte“, sagt der Dicke, der dem Fischer gern etwas einbrocken möchte, „als ich noch den Krug hatte, war Holtorp mal bei uns und die Deern dazu. Sie hatten einen zuviel genommen —“

Der Bestmann hat ein Kurzholz in der Hand seine Augen sind beide unterlaufen. „Lüge“, knurrt er. Er wirft das Holz dem Jungen zu und der Junge, dem sie seine Ohren zutrauen, nimmt es und wickelt schweigend ein Tau darum. Nun kann keiner mehr Schaden damit anrichten. Da ruft der Fischer aus der Luke. Er will sich über Nacht vor die Förde legen aber er hat jemand nötig, der die böse Laune mit ihm teilt. Der Junge solle heißes Wasser zum Grog kochen, ruft er, und wer einen Skat mit ihm versuchen wolle.

Die beiden, die eben noch den Mund am weitesten offen hatten, sind als erste bereit. Der Fischer aber will seinen Bestmann dabei haben. Er prüft noch einmal seufzend die See, aber kein Heringsruf dringt herüber. Er unterdrückt die Laterne und sagt, der Hagere solle auf Wache bleiben, und der meckert und knöpft sich den Rock dicht.

„Verdammt, was ist los mit euch?“ fragt der Fischer, dem das Lachen sonderbar vorkommt.

Der Dicke zieht den Mund breit, um zu antworten. Da rennt ihn der Junge mit dem heißen Kessel an, und es wird nichts als eine lange Verwünschung.

Der Junge kriegt überhaupt viel zu tun. Die drei unter Deck haben ihre nassen Tranröcke abgeworfen, aller Nebel von oben scheint draußen zu dunsten. Die Lampe qualmt über das Kartentrett, das die Männer zwischen den Knien haben, Pfeifen fahren und der Grog ist rasch ausgetrunken. Der Bestmann sitzt dem Schiffer gegenüber, seine Lippen sind riffig, sein mächtiges Gebiß ist wie das eines Raubtieres. Er verliert ununterbrochen. Mitunter wirft er einen schrägen Blick von unten auf Holtorp, unheimlich anzusehen. „Alles Lüge“, sagt er unvermittelt, als der Fischer ihm ein Wort zuruft. Der Junge gießt gerade den Rum ein, er sieht so zwischen den beiden, daß der Fischer vergißt, zurückzufragen. Er schiebt das Geschwätz wohl auf das verwünschte Warten, er ist selbst halbkrank von der Spannung. Wenn der Hering nicht bald kommt, woher soll er Zinsen und Leute bezahlen?

Der Junge bringt ein heißes Glas zu dem Machtmann hinauf. Der Nebel ist körnig wie Reis und ringt unablässig am Boot vorbei. Vom Schwesterschiff leuchtet das grüne Steuerbordlicht herüber. Kramm hördar schilpt die See am Bord entlang. Bebbes scheint sie heut und trägt doch fern unter ihrem Pelz Reichtum ohne Ende. Irgendwo steht der Fisch, irgendwann kommt der Augenblick, wo diese Fährte von silbernen Heringen wimmeln wird, die einmal im Jahr die seichten Förden suchen.

Fernher ein Möwenschrei. Der Junge lauscht ihm nach, aber die Möwen schreien schon den langen Tag, aus Hunger schreien sie.

Ein Ruf von unten. Er tritt rückwärts zur Lücke, um zu horchen. Es bedrängt ihn sehr, was er gehört hat. Er haßt die beiden Fremden, die dem Fischer um den Bart gehen und mit Jan Schwenke reden, daß ihm das Blut in den Augen steht. Voll Angst ist der Tag.

Wieder der Ruf. Aber der Junge hat noch kein heißes Wasser bereit; er schürt das kleine Feuer und klettert zu den Männern hinab, um Bescheid zu geben. Aber die haben ihn nicht gerufen. Sie schweigen, als er eintritt. Die Karten sind zur Seite gelegen, Jan Schwenkes Fäuste liegen auf dem Brett vor seinen Knien.

„Wenn das wahr ist“, knurrt der Bestmann. Er kann den Streit nicht mehr einhalten, der Schaum steht ihm vor den Zähnen.

Der Fischer hat sich zurückgelehnt, er will gleichgültig tun, aber seine Faust liegt so am Kartenbrett, daß er sich wehren kann.

Der Dicke hat sich ins Dunkel zurückgelehnt, das sieht der Junge. Vielleicht hat er jetzt eine Furcht, daß er zuviel gesagt hat?

Jan Schwenke sieht starr vor sich hin, seine geballten Hände heben vor Erregung. „Wenn das wahr ist, Holtorp —“

„Hat der Schneider gesagt“, wirft der Dicke ängstlich dazwischen.

„Was lauerst du hier“, brüllt der Fischer den Jungen an. Er hat seine Sinne beisammen, aber niemand weiß, wie der Streit ablaufen wird.

Der Junge stolpert auch schon wieder nach oben. „Ob ich beten muß“, denkt er. Ihm sind die beiden Männer wie Vater und Vaters-bruder, seit drei Jahren fährt er mit ihnen. „Ob ich beten muß?“, denkt er außer sich und zieht die zitternden Knie durch die Kapp.

Ein schriller Rauschton im Nebel. Kürrk! — Kürrk! Ist das die Möwe noch? Kürrk! — rääh! Das Blut fährt ihm im Hals hoch, viele Schreie sind da. Rääh, rääh, härrk! Dann schlägt in der Ferne ein Schwarm Möwen ins Wasser ein.

„Was war das!“, denkt er. Noch einen Blutschlag lang horcht er. Wie ein wilder Heerzug kommt es näher. Zwischen Himmel und See ist die Möwe eingefallen, kreischend, unersättlich, raubwild und flügelbrausend.

„Hering!“ schreit der Junge nach unten. Man hat ihn wohl nicht gehört, er stolpert selbst unter Deck. Die Männer sind aufgesprungen, sie stehen noch geduckt gegenüber.

„Der Hering!“ kreischt er. Sie fahren zusammen und sehen sich sonderbar an.

„Hering?“ stammelt einer.

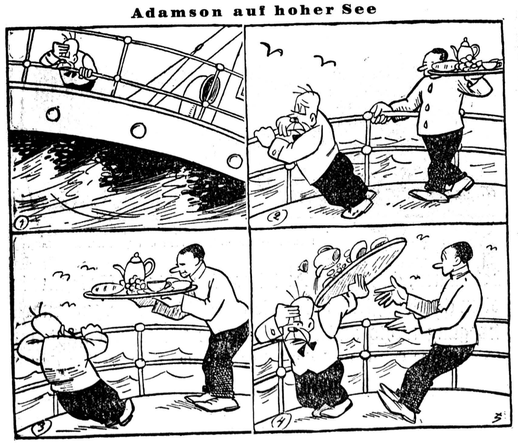
„Der Hering!“ grölt der Dicke, in dem der Beutedurst erwacht.

„Der Hering ist da!“ brüllt der Zug noch einmal.

Da wachen Fischer und Bestmann wie aus einem bösen Schlaf auf; „Der Hering?“ Das Kartenbrett fällt auf den Boden. „Der Hering?“

„Die Möwen sind am Hering!“ brüllt der Junge; er klimmt nach draußen und hört, wie schwere Stiefel ihm stolpernd folgen.

Adamson auf hoher See



Dies nebenbei

Das „blaue Band der Eisenbahn“ wollen jetzt die Engländer gewonnen haben. Ihr schnellster Eisenbahnzug, der „Silver Jubilee“, hat vor einigen Tagen die Strecke von Newcastle nach London mit einer Höchstgeschwindigkeit von 113 englischen Meilen durchlaufen. Diese Geschwindigkeit — 182 Stundenkilometer —, die in der Tat von einem dampfgetriebenen Zug noch nicht erreicht wurde, konnte allerdings nur auf einen knappen Kilometer durchgehalten werden.

Vergleichsweise seien einige Zahlen aus anderen Ländern genannt: In Deutschland erreichte eine Stromlinienlokomotive mit Zug (dieselgetrieben) im Juni vorigen Jahres annähernd 120 Stundenmeilen, etwas mehr als der „Blaue-Band“-Zug Englands. In den Vereinigten Staaten wurde eine Höchstgeschwindigkeit von 112½ Meilen erreicht. Etwas zurück liegt Frankreich mit nur 93 Meilen, knapp 150 Kilometer. Wir können die Engländer zu ihrem Erfolg beglückwünschen, aber genau genommen hat es doch noch nicht ganz zum blauen Band gereicht.

*

Der japanische Adlige Graf Kanetomo Ijuin veranstaltete vor einigen Tagen ein großes Diner, zu dem 300 Personen eingeladen wurden. Auf der Speisekarte stand als wichtigstes Gericht — Rattenbraten. Erläuternd sei vorweggenommen, daß es sich keineswegs um gewöhnliche Ratten handelte, sondern um eine ganz besondere Art, die auf der halbtropischen Insel Formosa gedeiht. Diese Ratten werden eigens zu dem Zweck des späteren Gebratenwerdens gezüchtet und nur mit Zuckerrohr gefüttert. Sie werden sehr fett und erreichen eine Länge von rund 60 Zentimetern.

Graf Ijuin hatte einen besonderen Grund, die Ratten auf den Speisezettel zu setzen. Der japanische Kalender ist nämlich mit zwölf verschiedenen Tieren unmittelbar verknüpft. Das Jahr 1936 ist das sogenannte Rattenjahr. Die verschiedenen Gerichte, die bei jenem Festessen serviert wurden, sollen den Gästen vorzüglich gemundet haben. Man ist nur gespannt, wie Graf Ijuin im nächsten Jahr das Ernährungsproblem lösen will: Denn das Jahr 1937 steht im Zeichen des — Drachen!

*

Der Gerechte muß viel leiden. Das bewies wieder eine Meldung, die aus Belgrad kommt und die folgendes zu erzählen weiß: Michael Manditsch war Landarbeiter. Eines nachmittags war er in einem Heustock eingeschlafen. Als er erwachte, standen zwei Bauern neben ihm, die ihn fragten, ob in dem Dorf drüben angezündet habe. Ab der Schlaftrunkene nicht einmal Auswahl vorzeigen konnte, schlugen sie auf ihn los.

Er entfloh, sprang in einen Fluß und erreichte das gegenüberliegende Ufer. Dort waren Zigeuner auf der Suche nach einem Fremden, der einen von ihrem Stamm erschlagen hatte. Als sie Manditsch aus dem Wasser auftauchen sahen, hielten sie ihn natürlich für den Mörder und setzten ihm nach.

Der Unglückliche sprang daraufhin wieder in den Fluß zurück und ließ sich nach Süden hinuntertreiben. Als er dort erschöpft durch die Straßen lief, hielt die Polizei ihn für einen Wahnsinnigen und Nachtwandler und sperrte ihn ein. — Erst ein paar Tage später erwies sich die völlige Unschuld Michaels. Im Heustock schlafen aber wird er sobald nicht wieder.

*

Bei der Auflösung eines Nachlasses, der der Besitz von vier alten Damen gewesen war, stieß man auf eigenartige Kugeln mit einer Schlinge. Man konnte sich gar nicht erklären, wozu diese Geräte gedient hatten und zog einen Museumsfachmann zu Rate. Dieser stellte fest, daß es sich um Silberbälle handelte, die vor rund 100 Jahren die älteren Damen in England und Amerika in den Mund nahmen, um nicht so eingefallene Backen zu haben. Dicke Backen sollen nämlich gleichzeitig die Runzeln beseitigen. Um nun die Kugeln nicht plötzlich herunterzuschlucken, konstruierte man jene Schlinge, die um die Zunge gelegt wurde und die durch den Silberball hielt, während die Trägerin stolz mit ihren dicken Backen durch die Welt schritt.

*

Der Londoner Scotland-Yard erhält demnächst das größte Kriminallaboratorium der Welt. In dem Laboratorium sollen „wissenschaftliche“ Detektive ausgebildet und neue Kriminalmethoden erprobt werden. Zu diesen Letzten sollen vor allen Dingen Verfahren zur Identifizierung von Verbrechern gehören. Die Fingerabdruckmethode ist zwar so leicht nicht mehr zu übertreffen, sie hat nur den Nachteil, daß erst nächst einmal der Fingerabdruck eines Verbrecher registriert sein muß, wenn man ihn Hand von Abdrücken Verbrecher festnehmen will. Augenblicklich arbeitet man in London an einem Verfahren, daß dadurch die Identität eines Verbrechers festgestellt werden kann. Ferner soll sich das Laboratorium mit der Untersuchung von Stoffresten und anderen Spuren eines Verbrechens beschäftigen.

Das Hauptgebiet des „größten Kriminallaboratoriums der Welt“ wird aber die forensische Medizin sein. Richter und Ärzte sollen hier zu „wissenschaftlichen Detektiven“ erzogen werden. Das Laboratorium wird daher eng mit der Universität London zusammenarbeiten und sowohl von Hochschullehrern wie von Beamten des Scotland-Yard geleitet werden.

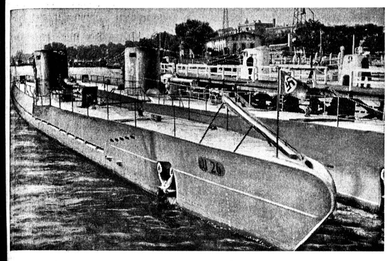
Vom Reichsparteitag in Nürnberg

Wo der Führer in Nürnberg wohnt
Das Hotel „Deutscher Hof“ in Nürnberg, in dem der Führer während des Reichsparteitages wohnt. (Weltbild, K.)

Das Lager der Wehrmacht
von einem Wachtturm aus gesehen. (Scherl Bilderdienst, K.)

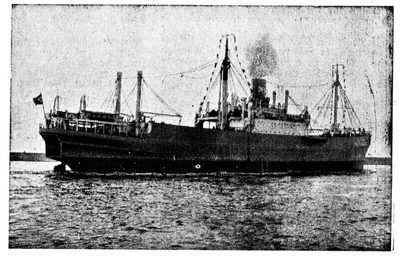
Lloyd George beim Führer

In Berchtesgaden empfing der Führer den früheren englischen Ministerpräsidenten Lloyd George. Im Hintergrund in der Mitte Botschafter von Ribbentrop. (Heinrich Hoffmann, K.)



Unterseebootsflottille „Salzwedel“ in Dienst gestellt

In Kiel wurde die 2. Unterseebootsflotille, die auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers der Wehrmacht den Namen Unterseebootsflotille „Salzwedel“ trägt, in den Dienst gestellt. Ein Teil der Boote im Kieler U-Boothafen. (Weltbild, K.)

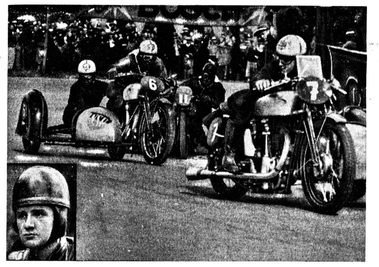


Deutschland erhält wieder eine Walfangflotte

Die erste deutsche Walkocherei „Jan Wellem“ machte ihre erste Probefahrt. Sie ist durch den Umbau des ehemaligen Hapagdampfers „Württemberg“ entstanden und wird sich demnächst mit den dazugehörigen Walfangbooten auf Fang begeben. (Heinrich Hoffmann, K.)

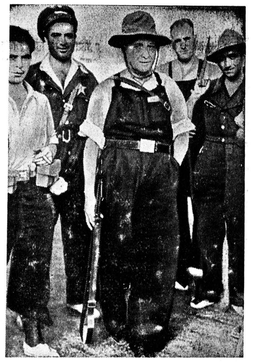
König Eduard bei Kemal Attatürk

Im Anschluß an seine Reise nach Griechenland stattete König Eduard von England mit seiner Jacht dem türkischen Hafen Istanbul einen Besuch ab, wo er vom türkischen Staatspräsidenten Kemal Attatürk (rechts) empfangen wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)



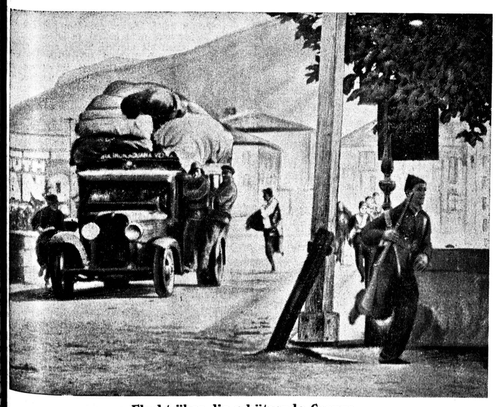
Rekordfahrten auf dem Schleizer Dreieck

Eng zusammengedrängt nehmen hier drei Gespanne eine der zahlreichen Kurven. Vorn das Schweizer Ehepaar Stärkle (NSU) vor dem Sieger der 1000er-Maschinen Hans Schumann-Nürnberg (NSU) und Bock-Mannheim (Norton). Links unten der NSU-Fahrer Steinbach, der in der Halbliterklasse die Tagesbestzeit fuhr. (Schirner, K.)



Caballero - der neue Gewalthaber

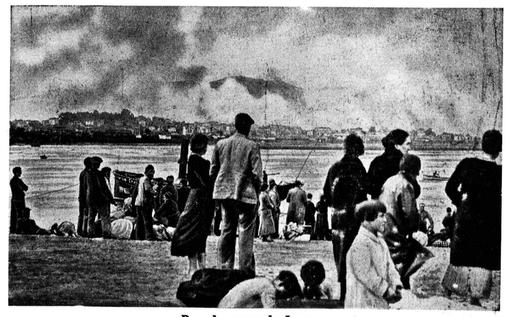
Die Scheinregierung Giral hat nunmehr der Führer des bolschewisierten Flügels der spanischen Sozialisten, Largo Caballero, abgelöst. Wir sehen hier den „spanischen Lenin“, der zugleich auch den Posten eines Kriegsministers bekleidet, an der Spitze roter Miliztruppen.



Flucht über die schützende Grenze

Rote Milizsoldaten flüchten aus Behobie über die internationale Brücke nach Frankreich kurz vor der Einnahme des Ortes durch die nationalen Truppen. (Pressephoto, K.)

Vom spanischen Bürgerkrieg



Das brennende Irun

Nach heftigen Kämpfen gelang es den Nationalisten, Irun einzunehmen und die rote Miliz zu vertreiben. In wilder Flucht verließ sie die Stadt, nicht ohne vorher Feuer angelegt zu haben. Unser Bild zeigt das brennende Irun. Im Vordergrund spanische Flüchtlinge auf französischem Boden. (Weltbild, K.)

Der fremde Gast / *Von Ernst Kreuder*

Als der Sommer nahte, wurde Eberhard immer unruhiger, und eines Tages beschloß er, sein Zimmer bei dem alten Onkel für eine Zeit zusammenzuschließen und die geliebte süddeutsche Landschaft wieder einmal nach Herzenslust zu durchstreifen. Onkel Clemens ließ ihn ungern fort, aber dann gab er ihm noch einen alten kleinen Lederbeutel, in dem sich das Zehrgeld für einige Wochen befand.

Als Eberhard die lärmende Stadt im Rücken hatte und in die schweigende grüne Dämmerung des Waldes trat, befiel ihn wieder ein geheimer, beseligender Rausch der Einsamkeit und der tiefen, verzauberten Stille des Waldes. Der Abendsonne sich spiegelte, unterwartet die dunkeln Türme und Mauern eines alten Schlosses unter sich erblickte. Sein erstes Gefühl war ein unbestimmtes Erschrecken, als hätte er plötzlich einen geheimen, verwunschenen Ort erblickt. Das alte Schloß lag so verlassen in dem stillen abendlichen Tal, als läge es auf dem Grund der Einsamkeit selbst. Die Schatten zogen drunten schon über die hohen Wiesen ringsum heran, und das Schloß wurde im Zwielicht noch dunkler und unheimlicher. Eberhard zögerte, weiterzugehen, aber dann unterlag er doch dem dunklen Bann dieser abgeschiedenen Stelle. Mit seltsamen Ahnungen und leichtem Herzklopfen stieg er den Hügel zum Schloß hinunter.

Als er über die Brücke des Schloßgrabens schritt, war es in dem kleinen Tal schon dunkel geworden. Das Tor zum Schloßhof stand angelehnt. Eberhard stieß das geschmiedete Gittertor auf und ging hindurch. Gleich darauf vernahm er das leise Plätschern und Rauschen des Hofbrunnens, das ihm wieder ein Gefühl von Frieden und Arglosigkeit gab. Er erblickte nirgend Licht, und um sich zu überzeugen, ob das Schloß unbewohnt sei, rief er im Schloßhof mehrere Male gegen die dunklen Fenster hinauf. Aber es rührte sich nichts hinter den hohen schwärzlichen Mauern, nur der Brunnen rauschte und sang leise in der Stille fort. Nun trat Eberhard durch ein Portal in eine dunkle Halle, zündete ein Streichholz an und suchte in den staubigen Gemächern, bis er einen alten sieckigen Leuchter mit einem Kerzenstumpf fand. Er stellte den Leuchter auf den langen Tisch in der Mitte der Halle und setzte sich auf die breite Bank. Nahm aus seinem Rucksack Brot und Käse und verzehrte in der tiefen Stille sein Abendbrot. Die Bangigkeit war verschwunden, eine leichte Verzauberung erfüllte ihn hier, als hätte er alten blumigen Wein getrunken. Da war er sehr müde war, streckte er sich bald auf der Bank aus, schob den Rucksack unter seinen Kopf und schlief ein.

Es mochten Stunden vergangen sein, als ihn ein Geräusch weckte. Zuerst glaubte Eberhard, es sei schon Tag, aber dann sah er durch die hohen Fenster, daß es der Mond war, der mit seiner geisterhaften bleichen Helligkeit den einsamen Schloßhof erfüllte. Gleich darauf hörte er Schritte. Er konnte sich jetzt nicht mehr von der Bank erheben, er lag wie gebannt, und über seine Haut liefen tausend Ameisen. Die Schritt mit auf den Weg gehen?" — „Gern", sagte die Fremde, und sie sann eine Weile nach. Plötzlich fragte sie ihn, ob er schon einmal gesiebt habe. Verlegen und leise verneinte Eberhard.

„Dann wird das Leben für Sie erst noch beginnen", sagte sie still. „Alles wird schöner für sie werden, die Menschen freundlicher und die Natur draußen wunderbarer, weil Sie verzaubert sein werden. Wenn die Liebe Sie getroffen hat, werden sie glauben, sie dauere ewig. Aber nichts ist ewig in dieser Welt, und alles können wir wieder verlieren. Darum mögen Sie aus der Liebe lernen, daß sie wie alles Schöne eine himmlische Gnade ist, die wieder von uns genommen werden kann. Die Liebe kommt zu uns wie ein fremder Gast, und ebenso verläßt sie uns. Deshalb denken Sie später einmal daran, diesem fremden Gast in Ihrem Herzen eine dauerhafte Stätte zu bereiten, sonst er lange bleibt. Denn die Liebe ist kein Schatz, den man eitel verschwenden, sondern hüten und bewahren soll."

Eberhard hörte schweigend zu. Er sah eigentlich erst jetzt ganz, wie schön die stille Fremde war, wie zart ihr Gesicht und wie beseelt ihre großen dunklen Augen waren. Wie verliebt sah er auf ihren jungen, blühenden und doch so schmerzlichen Mund, zuletzt hörte er gar nicht mehr, was sie zu ihm sprach, weil er sie nur noch ansah.

Aber nun stand sie auf und reichte ihm freundlich lächelnd die Hand, die er benommen drückte. Sie ging und er blickte ihr lange nach, und als sie schon längst hinter einem hohen Kornfeld verschwunden war, stand er noch immer reglos und wie geblendet von einem inneren Gesicht. Eine bange, wehmütige Süßigkeit erfüllte ihn, er lauschte noch ihrer reine, weiche Stimme im Ohr, und die Stimme schlich in sein Ohr und verzauberte es.

Er hatte mit einem Male alle Lust an seiner schönen Wanderung verloren. Auch in das Dorf mochte er nicht mehr gehen. Er warf sich ins Gras und schaute stumm und traumverloren zu dem weiten, grenzenlosen Sommerhimmel hinauf. Nach einer Weile trug der Wind aus der Ebene das schwache Rollen des Zuges herüber, und ihm war, als zerriß ein langer, glücklicher Traum und verwehte für immer in der blauen Unwiederbringlichkeit der Ferne.

Frühpirsch / Von Otto Lühmann, Hamburg

Westen sind sie, so grundverschieden, wie Berg und Tal, gleich weißen Wundern, in kristallener Klarheit, sich erhebende Spitzen, und blumige Wiesen, über die traulich das Bächlein schleicht Schlünde, in denen der Sturzbach brüllt und Waldeinsamkeiten voll feuchter Schauer, in denen der Hirsch sich suhlt an schwülen Tagen.

Ein herrlicher Tag, als ich den Berg hinaufstieg in würziger Luft. Wie nach vollendeter harter Arbeit lastete die Natur, kraftvollen Gottesfrieden im reifen Antlitz. Im Bergwald herrschte feierliche Stille eines herbstlichen Sonntages. Die letzten Hütte stiegen noch von dem ewig feuchten Boden, das Fallen der spät ten Blätter war Abschiedsakkorde. Alles ist auf Ruhe gestimmt, ganz anders, als bei der Hahnenbalz, kein drängendes Lauschen nach etwas Unbekannten, Nahendem. Da plötzlich bringt ein Rauschen und Tosen an das Ohr. Ein Windstoß fährt in die Wipfel der Tannen, es pfeift und stöhnt um die bemoosten Steine weißer Gischt taucht auf zwischen den grauen Stämmen, ein Sturzbach drängt sich zwischen zerklüfteten Gestein. Am donnernden Fall dann plötzlich blendendes Licht, tief unten im Talkessel grüne Matten, am Hange verwetterte Fichten mit dürren Wipfeln, morsche Baumleichen, zu einem Chaos gehäuft. — Das Ganze ein Bild wilden Lebenskampfes, heroischen Ringens. Nun stößt ein Windstoß hinein, schüttelt die alten Tannen und verdoppelt das Tosen des Falles, während unten im Kessel im Gewirr der Büsche und gestürzter Stämme Rotwild flüchtbar wird. Weiter geht es aufwärts, die schmale Schneise hinauf an Felsen fehlt es nicht. Rings um den Kahlplatz auf der Höhe ging wohl nächtlich das feurige Liebesspiel, von dessen Verlauf der weiche Boden Kunde gab. Ein Starker, sicherlich ein Zwölfer, alles andere nur geringes Zeug, das sich in respektvoller Ferne hielt, während das Wildbret ihm getreu Gefolgschaft leistete. Sein Wechsel war nicht zu verfehlen, ein ganzer Weg war ausgetreten vom Hange her. — Kein Wölkchen ging, kein Steinchen regte sich, blau zog es herauf im Westen und vertrieb die hastig fliehenden Nebel. Ein süßes Träumen tritt ein, und das Licht der untergehenden Sonne überströmt das wilde Chaos des Kessels tief unten. Nicht meldet sich, schon erblickt die Glut der Verspätten, und blaue Schatten ziehen herauf aus dem Kessel. Allmählich füllt die Nacht ein; es geht zurück zur Hütte. Muß ja nicht sein, grad zum ersten Male. — —

Mieze auf verbotenen Wegen (Weltbild, M.)

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

4

Sie fühlte sich irgendwie befangen ihrem neuen Freunde gegenüber. Sie spürte etwas wie ein unerklärliches Unbehagen, wie sie so dasaß unter dem merkwürdig erregenden Feuer seiner versteckten Augen.

Alles Wehren dagegen half nichts, — das Gefühl ließ sich nicht vertreiben.

So kam es, daß Gerda mit einer ihr sonst ganz fremden Schüchternheit, die beinahe wie eine Benommenheit war, an der weiteren Unterhaltung teilnahm, kaum hinhörend, von was man eigentlich sprach, obwohl doch von Dingen die Rede war, die sie aufs höchste interessieren, sie gleichsam bis ins Herz erwärmen mußten, denn man sprach ja von der Heimat, man sprach von Heidelberg, man wandelte in Gedanken die schmale Hauptstraße entlang und promenierte in den Anlagen, — die Türme des Schlosses schauten für einen Augenblick herein in den steifen Frank von Wilfred Fergusons Salon, und die Gemütlichkeit kleiner Kneipen der Altstadt brachte etwas wie einen Hauch von Heimweh in die Herzen, — aber bei alledem sah Gerda immer wie alarmbereit, unfähig, sich dem Gesprächsthema hinzugeben, das doch so sehr an ihr Herz rührte; sie saß vor diesem Herrn Winter, der ihr Landsmann war, mit dem Gefühl einer eisigen, abweisenden Kälte in der Brust, und wenn sie die Augen des fremden Mannes auf sich ruhen sah, war sie erfüllt von einer zornigen Scham und hilfloser Bitterkeit, die ihr quälend und aufpeitschend zugleich waren.

Und unerklärlich war ihr auch, daß sie in stummem Gehorsam dennoch zu Mister Winters Vorschlag nickte, sich als gute Landsleute doch auch einmal in der Stadt zu treffen, um einen gemütlichen Tee zu trinken. Ja, man verabredete sich sogar gleich auf drei Tage später, — und erst, als der Fremde gegangen war, und Gerda wieder im Kindzimmer bei den Kleinen saß, fragte sie sich voll empörtschändender Verwunderung, wie sie eigentlich dazu gekommen.

In der auf diesen Tag aber folgenden Nacht träumte Gerda Paulini einen seltsamen Traum. Sie meinte Walter Steinhoff, ihren Verlobten, einsam auf einer weiten, leeren Straße stehen zu sehen, mit einem harten und bösen Gesicht, wie sie es nie an ihm gekannt, — und plötzlich krampfte sich ihr Herz vor Schreck zusammen, denn in rasendem Tempo kam ein niedriggebautes, gelbes Sportauto des Weges gebraust, — deutlich war am Steuer das Gesicht dieses Herrn Winter aus Deutschland erkennbar. — Das Fahrzeug fuhr mit haarsträubender Schnelle auf den einsam stehenden Walter Steinhoff los, — ein gräßliches Unglück konnte nur noch die Frage von Sekundenbruchteilen sein, und Gerda schrie im Schlafe ein entsetztes, gellendes „Wal — ter! Wal — ter!", aber da war ihr mit einem Male, als sähe sie die Faust des jungen Walter Steinhoff sich heben und seine Augen in verachtungsvollem Grimme blitzen, — und zerschellt in hundert Fetzen lag der rasende Wagen am Wegrand, Walter Steinhoff stand wieder allein auf seinem einsamen Weg, — und als Gerda Paulini, die Stirne feucht von der Aufregung dieses tollen Traumes, erwachte, glaubte sie noch lange die Augen ihres Verlobten aus der Dunkelheit auf sich gerichtet zu sehen . .

4.

Es war immer dasselbe:

Unvermutet, wie ein Schatten, pflegte ein junger, hagerer Chinese in einem schmutzigen Seidenkittelchen zur Dämmerstunde vor Walter Steinhoffs Tür zu stehen. Ihn aus der Tiefe einer sklavischen Verneigung heraus angrinsend, und zu sagen:

„Um neun Uhr, Mister Steinhoff!"

Oder um zehn. Oder um elf. Das wechselte.

Dann aber war es wieder stets das gleiche. Die Barkasse tattert mit halber Kraft gemächlich durch das Golden Gate, ließ scheinbelig eine ganze Weile nordwärts oder südwärts die Küste entlang, ehe sie Kurs aufs offene Meer nahm, wo sie dann nach langen Stunden der Fahrt ihre geheimnisvollen Zusammenkünfte mit einem fremden Schiff hatte, das ohne Lichter gespenstisch wie der fliegende Holländer der Nacht zu entlauchen pflegte, um ebenso wieder zu verschwinden, bald Tseng Ki's Barkasse ihre Taue gelöst hatte.

Längst wußte Walter Steinhoff, was gespielt wurde.

Tseng Ki betrieb als eines seiner vielseitigen Geschäfte auch das illegale Anlandbringen von Rassegenossen, denen die strenge Fremdenpolizei der Union die Einreise verweigerte. Natürlich war es nicht etwa eine Nächstenliebe an seinen gelben Brüdern, was Tseng Ki zu diesem heimlichen Gewerbe veranlaßte; die Einwanderer hatten einen klingenden Lohn dafür zu leisten, und Tseng Ki schien nicht schlecht bei dem Geschäft zu stehen. Aus den überfüllten Städten Asiens, aus China und Japan kamen sie wie nahrungsuchende Ratten nach dem Kontinent jenseits des Stillen Ozeans, zu jeder Arbeit und zu jeder Entbehrung bereit, jeder einzelne erfüllt von der vagen Hoffnung auf Emporsteigen und Reichtum, jeder gerne die oft letzten und sauer verdienten Ersparnisse opfernd, um den Boden des verheißungsvollen Amerika betreten zu dürfen, dessen Grenzen so wohl behütet und dessen Einwanderungsgesetze so unerbittlich waren.

Illegal war, was auf Tseng Ki's Barkasse geschah. Walter Steinhoff wußte das.

Aber schließlich war er doch sich selbst der Nächste. Hatte nur die Wahl zwischen dieser Arbeit und dem Hunger. Und überdies brauchte er ja von nichts zu wissen. Er bediente einen Rohölmotor — das war alles. Von dem Reiseziel und dem Reisezweck seines Schiffes hatte er keine Kenntnis. Es war ihm ja ausdrücklich verboten, den Maschinenstand zu verlassen, solange die Barkasse in Fahrt war.

Freilich, wenn die Sache eines Tages einmal schief ginge — wer würde ihm diese angebliche Unkenntnis wohl glauben? Kein Mensch!

Mitgefangen, mitgehangen würde es dann heißen.

Und Walter Steinhoff verlebte seine Tage in steter Unrast, immer auf dem Sprung sozusagen, jedem neuen Tag mit Mißtrauen entgegensehend.

Aber ein bitterer Trotz war in ihm, und es war, als sei es gerade dieser, der ihm am zähesten aufrecht hielt. Das Gefühl, um seines Unglücks, seiner Stellenlosigkeit, seiner Armut willen verschmäht zu sein von der Frau, die er geliebt, fraß Tag und Nacht an ihm, ihn gleichsam aushöhlend.

Ich bin ein anderer, dachte er oft, und belächelte sich selbst mit Bitterkeit, wie er so breitbeinigen Schrittes durch Friscos Straßen schlenderte, Walter Steinhoff, der in Livingstone zärtliche Briefe geschrieben an eine gewisse Gerda Paulini in Chikago.

Halb schon bist du verloren, ehrenwerter Mister Steinhoff, höhnte er dann sich selber und besah in irgendeinem Schaufenster sein Bild, das ihn zeigte in einem hellen Matrosenpullover und blankrandiger Schiffermütze, eine Zigarette im stets etwas verkniffenen Mund. —

Nachdem er zwei Wochen für Tseng Ki gefahren war, legte ihm die kleine Chinesin, des Trödlers Tochter, die ihm stets die Sühnung auszahlte, noch zwei Zehndollarscheine extra hin.

„Nun?" fragte Walter erstaunt. „Gibt's heute mehr?"

Die kleine Gelbe lächelte an ihm hinauf.

„Vater hat angeordnet, daß Sie diese Zulage bekommen!" antwortete sie mit ihrem hohen Flötenstimmchen. „Wir wissen jetzt, woran wir mit Ihnen sind!"

Da lachte Walter auf. „Haben Sie das zuvor nicht gewußt?"

„Wir . . . haben Sie beobachtet!" sagte die kleine Asiatin ehrlich. „Wir tun das bei allen Neuen!"

„Verständlich!" nickte Walter und strich das Geld ein. „Sie sind also zufrieden?"

Die Augen des Mädchens schimmerten wie schwarze Kirschen. „Vater sagt, auf den Germanen könne man ein Haus bauen!" Sie lächelte, und Walter lachte abermals auf. „Sehr schmeichelhaft! Good bye!" Damit ging er. Aber als er an der Türe noch einmal umblickte, sah er die Kirschenaugen der Chinesin noch immer an sich haften, mit einem Blick, der seltsam versonnen und beinahe traurig war.

Er dachte nicht weiter darüber nach. Er ging seinem Quartier zu und verbrachte sich selbst, daß er es soweit gebracht habe, daß uneingeschränkte Vertrauen eines Clans von Verbrechern zu erringen.

Aber er schlief deshalb nicht schlechter in dieser Nacht . . .

Tags darauf war Schiffsreinigen.

Das tat immer bitter not. Es war kaum

Ludwig Richter (Deike M)

zu glauben, welchen Schmutz und Unrat es immer wieder zutage fördern galt, wenn einige „Ladungen" der heimlichen Einwanderer befördert worden waren.

Walter Steinhoff drückte sich so gut es ging von dieser Arbeit. Er hatte mit seinem Motor zu tun und lehnte es barsch und erfolgreich ab, bei dem Ausmisten der hinteren Räume beteiligt zu werden, in denen die galoen Passagiere stets neue Berge von Dreck aufhäuften.

Auch dießmal ging der Tag des Reinemachens vorüber, ohne daß Walter etwas anderes getan hatte, als seinen Motor durchzusehen.

Es dämmerte, als er an Bord kam, wo zwei Leichtmatrosen, schwarz wie Kaminfeger, sich in zwei Eimern den Schmutz der unappetitlichen Arbeit von Gesichtern, Hälsen und Armen wuschen.

Am Heck standen Willard, der „Kapitän", und Torrens, der Steuermann. Sie lehnten über die Reling und streckten ihre breiten Hinterteile bordwärts. Sie kauten Gummi und spuckten wechselseitig in das Wasser der Bai.

Walter klimmerte sich nicht um sie. Er holte sich gleichfalls einen Eimer warmen Wassers und fing an, sich zu waschen. Dabei stand er — völlig unbeabsichtigt — unweit seiner beiden Vorgesetzten. Und zwischen dem Geplätscher seines Waschwassers fing er ungewollt immer wieder einige Bruchstücke der Unterhaltung auf, welche die beiden gummikauenden Seebären da in der Feierabendstunde führten.

„Muß wieder ein glattes Geschäft gewesen sein diesen Monat!" brummte Torrens, der Steuermann, halblaut.

„Für ihn ja — aber nicht für uns!" kam nach einer Weile Willards Antwort. „Immer sind wir es, die wir die Kastanien aus dem Feuer holen!"

Das Waschwasser plätscherte um Walters Ohren. Torrens brummte etwas Unverständliches. Er spie über die Reling.

„Die Allerschlimmste aber ist sie — die Tochter —, dieser kleine gelbe Racker!" ertönte dann wieder Willards Stimme. „So etwas Ausgepitztes ist mir noch nicht vorgekommen! Mit jedem Cent knausert sie an uns! An uns, die wir . . ." Der Kapitän schloß seine empörte Rede nicht. Auch er spuckte über die Reling, wie zu einer Bekräftigung.

Walter Steinhoff begann, sich trocken zu reiben. Er drehte sich weg — er wollte nichts davon wissen, was die zwei Unzufriedenen sich da zu erzählen hatten. Aber gerade in diesem Augenblick war Torrens, der Steuermann, auf ihn aufmerksam geworden. Der wechselte einen Blick mit Willard. Die beiden schwiegen einige Minuten. Doch als Walter Steinhoff seinen Eimer über die Reling ausgoß und nach seiner Jacke griff, sich fertigzunehmen, um von Bord zu gehen, fühlte er plötzlich die harte, stämmige Rechte des Käpins auf seine Schulter herabfallen.

„Na, Steinhoff, alters Greenhorn! Willst du schon gehen? Hast du denn niemals Durst, he?"

„Kein Geld!" knurrte Walter ausweichend, mißtrauisch und kurz angebunden.

„Topp, wir laden dich ein, alter Junge!" Willard lachte heiser. „Nicht wahr, Steuermann? Soll auch mal zeigen, was er vertragen kann!?"

Walter war es nicht recht geheuer bei dieser plötzlichen Vertrautheit. Aber er wagte nicht, abzulehnen.

Man ging zusammen von Bord. Man ging durch ein paar Straßen. Zuletzt blieb man vor einer Tür stehen, hinter der buntes Licht und lärmende Musik waren.

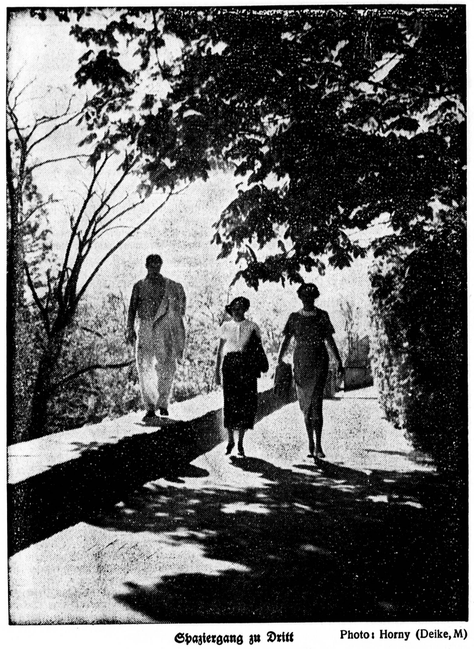
„Hier wollen wir einen genehmigen!" lachte Willard. „Bei Katka, der blonden Russin, hahaha!"

Walter bemerkte, wie sich der Arm des Steuermanns unter den seinen schob, als fürchte Torrens, sein junger Gast könne noch in letzter Minute auf der Schwelle kehrtmachen wollen.

Aber Walter war jetzt alles gleichgültig; er trat ein in den „Salon" der Russin Katja, die ihn nicht im mindesten interessierte, und fand sich in einem der üblichen Vergnügungslokale letzter Sorte, von denen es in Frisco eine Unzahl gab.

Man schritt zur Bar vor und Willard patschte gleich mit zwei Pranken auf den Bartisch, nach „etwas Trinkbarem" schreiend. Er gefiel sich wohl in der Rolle des hier heimatberechtigten Stammgastes.

Walter war teilnahmslos und mpf, als er sich neben den beiden Alten vor die Bar



Spaziergang zu Dritt Photo: Horny (Deike, M)

stellte. Er hatte keinen Blick für seine lärmende, gewaltsam lustige Umgebung. Schließlich glichen sich diese Lokale ja auch wie ein Ei dem andern, diese Vergnügungshöhlen armer Teufel, die selten Geld hatten und niemals es festzuhalten verstanden. Das war so in Genua und in Marseille, wie in den Londoner Docks und um die Piers von Newyork.

Hinter der Bar saß oder stand — man sah es nicht genau — Katja, die Russin. Ihr markanter Blondkopf mit dem mächtigen, gänzlich unmodernen Haarknoten war bekannt im ganzen Vergnügungsviertel von Frisco. Man erzählte sich und glaubte es auch, daß Katja die Tochter eines von den Bolschewiken erschossenen Zarengenerals sei. Daß sie auf abenteuerlicher Flucht durch Sümpfe und Wolfsrudel den Reden entronnen sei. Man sagte auch, daß die blonde Russin es verstanden habe, in der neuen Welt zu einem stattlichen Vermögen zu kommen, und daß Bar und Tingeltangel ihr Eigentum seien.

Warum schließlich auch nicht?

Und selbst wenn alles nur erlogen war, — so war es doch unterhaltend und interessant, beim Whisky darüber zu schwatzen.

Walter Steinhoff zwar war auch dies gleichgültig. Er saß mit leeren Augen über all die Buntheit des Lokals und über das Blondhaar der Russin hinweg, die ihm gerade gegenüber einen Drink mixte. Er merkte auch nichts davon, daß er insgeheim so etwas wie der Mittelpunkt des kleinen Kreises war, den er mit Katja und den zwei Seelenten an der Bar bildete. Es fiel ihm nicht auf, wie Willard und Torrens die Russin vielsagend anblinzelten, worauf diese, sofort verstehend, ihr ganzes Interesse dem jungen „German" zuwandte.

Sie lag weit über den Bartisch gebeugt. Sie schob nach dem ersten Whisky ihren Gästen einen bunten Drink hin und erklärte lächelnd, daß sie es sei, die diese Lage stifte, — und dann griff sie wie spielend nach einer der Hände Walters, die sie eingehend zu betrachten schien.

„Auch bei Käptn Willard an Bord?" fragte sie, eine Unterhaltung beginnend.

„Ja!" nickte Walter stumpf und sah auf die weiße Hand dieser seltsamen Frau, die so ganz anders war als alle, die hier in buntem Gemisch mit Seeleuten und vergnügungshungrigen jungen Menschen aus der City sich herumtrieben.

Sie hatte ein kleines Muttermal an der linken Seite ihres weißen Halses, die schöne Russin. — ein Muttermal in der ungefähren Form eines kleinen Kreuzes, — „the holy cross gul", nannte man sie frivol in San Franzisko's Vergnügungsstätten. — und Walter mußte immer wieder auf dies kleine Mal hinstarren, während die Frau über den Bartisch herüber sich weiter mit ihm unterhielt.

Uebrigens hatte er auch das zweite Glas ziemlich rasch in die durstige Kehle geschüttet. Katja schob ihm ungefragt ein drittes hin, und Willards heisere Stimme lachte auf:

„So ist's recht! Gib ihm zu trinken, dem lahmen Gesellen, daß er ein wenig auftaut!"

Walter Steinhoff wunderte sich. Was für ein Interesse dieser sonst so grobe Willard plötzlich an ihm hatte!

„Gefällt es dir bei deinem Käptn?" lächelte Katja über den Bartisch.

„Ich bin zufrieden!" antwortete Walter lakonisch.

Torrens und Willard lachten. „Die Germans und die Kulis sind immer zufrieden!" höhnte der Steuermann.

Walter wandte den Kopf. „Und wenn ich's nicht wäre?" knurrte er ärgerlich. „Würden Sie bei Mister Tseng Ki für mich sprechen, daß ich mehr Lohn bekomme, he?"

Aber jetzt lachten Willard und Torrens erst recht. Ein häßliches Lachen. Und Katjas helle Augen lagen forschend auf Walters Gesicht.

„Auf diese Weise wirst du es im Leben zu nichts bringen, Junge!" schrie endlich Willard heiser. „Fordern muß man! Auftreten und fordern!"

Man trank. Katja goß die Gläser voll.

Sie hatte jetzt Walters Rechte zwischen ihre beiden Hände genommen und streichelte des jungen Mannes hartgewordene Finger. „Dieser Tseng Ki ist ein reicher Mann!" sprach sie beinahe flüsternd, über den Bartisch. „Man muß ihn nur richtig nehmen, verstehst du, mein Kleiner?"

Walter Steinhoff aber begann schon die Wirkung der vier Gläser zu spüren, die er so rasch hintereinander hinabgegossen. „Freilich!" sagte er, ziemlich gedankenlos. „Tseng Ki ist ein reicher Mann!"

Da schlug ihm die tätowierte Hand Willards auf die Schulter. „Jawohl! Und unsere Sache ist es, zusammenzuhalten und unsere Interessen zu wahren. Hast du gehört? Man muß diesen windigen Chinamann das Messer an den Hals setzen!"

Walter schwieg. Er wußte nicht, warum ihm plötzlich die schwarzen Kirschenaugen der kleinen Chang Ho Wen einfielen, die Nuaen von Tseng Ki's feingliedriger Tochter. Es war auch rasch vorüber. Katja lachte ihn an.

„Beschiedenheit ist eine Zier!" trällerte sie, und Walter erkannte mit Erstaunen, daß die schöne Russin auch deutsch sprach. Da wurde er vertrauter. Er fühlte die Wärme der weichen Frauenhände. Es war ihm, als dränge sie ihm bis zum Herzen.

Aber zugleich fielen ihm zwei andere Hände ein, die sich oft so zärtlich um die seinen geschlossen, die Hände eines deutschen Mädchens, das . . . ihn aufgegeben. — und mit einem Male war ihm, als sei es gar nicht die weißhäutige Russin, die ihm da gegenübersaß und ihn anlachte, sondern als schaue die gutmütige Zofe, mit erstauntem Augenaufschlag ihrer Verwunderung Ausdruck verlieh wie rasch May Pauline ihren früheren Verlobten habe vergessen und mit einem anderen tanzen gehen können.

Einige Tage verstrichen. Von dem Herrn Hermann Winter aus Deutschland kamen Blumen und höfliche Zeilen, die wie eine Werbung waren. Am vierten Tage kam sogar ein kleiner Armreif, der von beträchtlichem Wert schien.

„Die Annahme solcher Geschenke — verpflichtet, Miß Gerda!" sagte Mistreß Ferguson und sah die junge Deutsche wieder prüfend durch ihr Lorgnon an. „Sind Sie sich darüber klar?"

Worauf Gerda sehr errötete und sich vorbehielt, das Schmuckstück dem Schenker zurückzugeben. —

Aber während das junge Mädchen so in einem nie gekannten Zwiespalt dahinlebte, wußte es nichts davon, daß ihr angeblicher deutscher Landsmann und Verehrer gar nicht mehr in Chikago weilte. Sie sah ihn nicht, wie er, seltsam verändert, einen kleinen, aber entstellenden Bart um den Mund, am Steuer eines Wagens südwestwärts fuhr, Meile um Meile, — sie sah nicht, wie er irgendwo eine zweite Gestalt in den Wagen nahm und die Fahrt sodann in verdoppelter Geschwindigkeit fortsetzte, — und kein Traumgesicht wies ihr in der Nacht das Bild dieses Mannes, der, als Mitternacht vorüber war, mit Auto und Gefährten untertauchte im nächtlichen Strahengewühl einer anderen großen Stadt, in St. Louis, wo vor der Tür eines gartenumstandenen Vorstadthauses die lange Fahrt ihr Ziel fand.

„Guten Abend, boys!"

Den Bart von den Lippen nehmend, trat Lytton Ward, — jetzt nicht mehr Hermann Winter vom deutschen Rhein, — ein in ein von Tabaksrauch und einem halben Dutzend Menschen gefülltes Zimmer, — er trat ein, wie ein leutselig lächelnder General, der die Zuversicht naher Siege auf der Stirne trägt, und er nahm zwischen den wilden Burschen Platz, halb Kameraden unter Kameraden, halb ein Herzog unter seinen Vasallen.

Sie saßen im Rauch ihrer Zigaretten beisammen, die Freunde und Komplizen, zusammengeschweißt durch das Wissen um gemeinsame Verbrechen und geeint durch gemeinsame Gefahr; Edward Hombruck saß da, Lytton Wards besonderer Vertrauter, und Teddy, der Mann, der außer dem Revolver auch die Schreibmaschine zu handhaben hatte und den Spitznamen „der Sekretär" führte; — Big Jack war anwesend, ein langer, blassgelichtiger Kerl mit seltsam gedunkelten Augen, von dem man wußte, daß er bis zur Hoffnungslosigkeit dem Kokain ergeben war, und der „rote Harold", ein „Spezialist des Westens", heftgehaftet Todfeind vieler Former entlegener Siedlungen und ein toller Reiter, dem schon zweimal der Gaul unter dem Gesäß erschossen worden war; — sie saßen beisammen, ruhig, fast ein wenig gelangweilt, rauchend, kauend, trinkend, — und nur wenn ihre Augen denen Lytton Wards begegneten, kam etwas wie Erwartung und Spannung in sie.

„Was erzählt man in Chikago?" fragte einer, als Ward sich niedergelassen. Und der „Hauptmann" lachte trocken auf. „Sie tun sich hart, die vornehmen Kollegen am Michigansee!" sagte er und rieb sich ein paarmal über die Schläfen, wie er oft tat, wenn er nach stundenlangen Fahren sich gleichsam die Müdigkeit vom Gesicht massieren mußte. „Geschieht ihnen recht! Haben jahrelang geschlemmt und nicht gewußt, was anfangen vor Geld und Uebermut. Jetzt sitzt man ihnen um so höher an der Kehle!"

„Bäh . . ." machte einer. Es war „Big" Jack. Er wollte mit dem verächtlichen Laut wohl andeuten, daß er auch jetzt noch keinen Policeman der Union fürchte.

Man achtete nicht auf ihn. Er war wieder halb im Rausch seines Giftes.

„Jedenfalls", sprach Lytton Ward über ihn hinweg, „scheint es mir klüger als je, unsere Operationsbasis weiterhin in den Weststaaten zu belassen. Ich war nicht untätig in Chikago. Ich habe die Augen und Ohren offen gehabt. Braucht ihr Geld, Jungs?"

Ein lärmendes Gelächter brauste durch die Stube.

„Was mich betrifft, so habe ich keine zwanzig Dollars mehr!" grinste der rote Harold.

„Das ist Leichtsinn!" tadelte Lytton Ward mit gerunzelter Stirne. „Man sollte stets einen Vorrund setzen!"

Der Rote schnitt eine Grimasse. „Habe Vorminder genug!" sächte er, und wieder lachten alle. Man wußte, daß der rote Hetzter in geradezu hemmungsloser Weise sich oft genug um eines Paares schöner Augen willen die Taschen bis auf den letzten Cent leeren ließ.

Lytton gab keine Antwort mehr. Er blickte streng. Diese Burschen, die ihre Beute stets in wenigen Tagen klein hatten, waren in gewisser Hinsicht eine Gefahr für die ganze Gesellschaft. Immer waren sie es, die aus Geldnot nach neuen Taten drängten, und oft genug hatte man ohne genügende Vorbereitung irgendeine verzweifelte Sache wagen müssen, nur weil Big Jack oder der rote Harold allzu toll nach neuem Geld verlangten. (Forts. folgt.)

Drei Tage und drei Städte IN FLANDERN

Von Emil Vorbeck

Brügge, die Stadt der Kanäle

England, wo wir aus Fremden zu Freunden geworden waren, lag hinter uns. Nun sollten wir Flandern begegnen, das uns, obwohl wir ohne eine Mittlerschaft zu ihm kamen, schon beim ersten Schritt deutsch und vertraut anmutete.

Nicht nur das Festland, das wir so lange entbehrt hatten, grüßte uns heimatlich, auch die Geschichte, die wir sofort als etwas sehr Gegenwärtiges spürten. Dazu erklang eine leicht erkennbare Mundart des Deutschen, die fast von allen gesprochen wurde.

Zunächst befanden wir uns allein und ohne andere Hilfe als unsere Augen der neuen Umwelt gegenüber. Sie mußten sich daher um so fester an die Dinge heften, um von ihnen Näheres zu erfahren. Von ihrem Zeugnis hing es ab, was wir von Flandern heimbringen würden.

Ein weises Schicksal führte uns gleich anfangs nach Brügge, wo sich in einem stillen Kreise müder Kanäle das Wesentliche des ganzen Landes knapp zusammendrängt. Die Stadt empfing einst ihren Namen von den vielen Brücken, die ihre Viertel wie feste Spangen miteinander verbinden. Daher scheint sie für immer das Siegel ihres Ursprungs.

Früher umstand sie ein Wald von Masten. Sie war ein Hafen der Nordsee, bis der Sand sich an ihrer Schwelle sammelte und sie schließlich durch eine breite Borte vom Meere nannte, zu dem jetzt nur noch windgeneigte Segel mehr ziehen.

Trotzdem verdroß es uns, Brügge die „tote Stadt" nennen zu hören. Wir sahen es belebt und fleißig, still und verträumt, wie wir es uns gerade wünschten und wie wir für gewöhnlich die Jugend lieben. Kleine Läden besetzten die beiden Zeilen der Straße, die uns zum großen Platze der Mitte geleitete.

Spitzen, Backwerk, Messinggeräte erfüllten die Fenster, und dazwischen streute sich ein frischer und dennoch verschollener Duft. Bald da und bald dort lockte uns eine Ware, die es nirgends sonst in der Welt, sondern nur hier zu geben schien. Damit begann zugleich für uns das Besondere, das wir wünschten, denn es ist stets das Ziel jeder Reise.

So traten wir, einen Vorgeschmack von Brügge auf den Lippen, aus enger, niederer Straße auf die Weite des großen Platzes, wo sich der alte Bürgerstolz in gewaltigen Zunfthäusern vor uns entfaltete. Im rechten Winkel zueinander hatten sie sich die eine Längs- und die eine Brustseite dieses Freiraumes mit der geschlossenen Wucht ihrer Mauern erobert, und jedes von ihnen richtete die Absicht eine geschickten Baumeisters, wie das Ergebnis eines spielerischen Zufalles hin. Dazu paßte es dann noch, daß die beiden anderen Platzflanken mit zierlichen Zacken lustiger Wohngiebel gegen den abendlichen Himmel gesäumt waren.

Ein salziger Wind hob die bunten Flaggen, die ihre Farben von den Blumen der letzten Markttage entlehnt haben mochten, und wirbelte um einen weißroten Riesenschirm, der eiserne Notenpulte überspannte. Zuweilen fiel in die Leere, die der Verkehr noch reichlich übrig ließ, das Glockenspiel der Türme, das fast jede Minute mit seinem tänzerischen Geläute umrankte.

Vor den Gasthäusern breiteten sich gestreifte Zelte aus, und eine Flut von Tischen und Stühlen ergoß sich aus geöffneten Türen unter diese sommerlichen Dächer. Eine schmetternde Militärkapelle, die sich bald vor den Musikständern aufstellte, lockte eine fröhliche Menge von überallher an, die, auf- und abwandelnd, unser Abendessen betrachtete.

Der nächste Morgen, der zu einem Freitag gehörte, führte uns durch eine Seitengasse zum mittelalterlichen Rathaus, dessen Stockwerke von unten nach oben durch spartanischen Schmuck in schlanker Anmut gegliedert waren. Trotzdem wirkte das Ganze sprühend von Einfällen, die noch die Falten der steinernen Gestalten verschwenderisch machten, und beherrschend durch Größe, die mehr in der Gesinnung als im Ausmaße aufleuchtete.

Durch ein offenes Tor gerieten wir in eine Kapelle, deren vielfaches Bogengewölbe von schweren, schwarzen Schichtsäulen in die Höhe gestemmt wurde. Wie durch dittere Alleen blickten wir auf verschiedene, ferne Wandnischen, in denen, von inbrünstigen Opferkerzen umflackert, hölzerne, mit reichen Gewändern umhüllte Heilige sich zu knienden Betern herabneigten.

Härter und rücksichtsloser fanden wir kaum jemals Erde und Himmel getrennt und diese Teilung auf die einfachste Formel gebracht. Wie bei Rembrandt, dem Landsmann des niederdeutschen Volkes, griff der Gegensatz von Hell und Dunkel auch alles, was dazwischen lag. Und wir lernten, daß die Flamen ein kraftvoller Stamm sein müssen, wenn sie solche Spannungen ertragen können.

Unter einem Bogengang hindurch, der das gotische Rathaus mit einem barocken Nebengebäude kühn verknüpfte, gelangten wir an eine stille Gracht, die das köstliche Bild von bunten Fenstern, neugierigen Erkern und hochmütigen Türmen verdoppelte, als ob die Wirklichkeit allein nicht ausreichen würde. Blumen und Bäume schlugen rote und grüne Fäden in das goldbraune Mauergewebe, das zuweilen im Wasser hin und her wehte.

Wir stießen auf einen freien Säulenhof, in dem Brunnen rauschten und Fische auf glitschigen Brettern für seilschende Käufer zappelten. Wie auf einer Bühne traten die Glockentürme naher und ferner Kirchen zwischen den Arkaden auf und ab.

Das lud uns zu einem Besuche bei Unserer Lieben Frau ein. Gleich den Priestern, die hier in langen Röcken, wehenden Schärpen und flachen Seidenhüten würdevoll einherschritten, hüllte sich dieses Gotteshaus in einen Rausch von allerlei Bauwerk, das zusammen Grauthaus genannt wurde und sich mit Steildächern, Treppengiebeln und Wasserspeiern nicht genug tun konnte.

Zwischen den Spitzbogen des gewaltigen Schiffes nistete, von geflügelten Engelkindern bevölkert, die Kanzel. Ein Lettner verbarg das Geheimnis des Hochaltars. In den Kapellenkranz des Chores war die Grabstätte Karls des Kühnen eingeflochten. Das edle Antlitz mit der schmalen, herrischen Nase schimmerte, von Licht und Verklärung getränkt, in gelblichem Marmor. Nicht weit davon wuchs eine hüfthohe Madonna des Michelangelo mit ihrem Kinde über jedes irdische Maß hinaus und trieb dabei trotzdem immer neue Blüten von süßer Lieblichkeit.

Im Hospital des heiligen Johannis ruhten wir vor dem Schreine der königlichen Jungfrau Ursula aus, den Memling mit seiner zarten Kunst wie von innen erleuchtet hatte, ehe wir durch die eisigen Reihen schwarzhaariger Klöpplerinnen den berühmten Beghinenhof suchten. Auf einer Insel schwamm festungsgleich die friedliche Siedlung beschaulicher Frauen. Um das Rasenrechteck, über das kreuz und quer Wallfahrtszüge frommer, gestutzter Linden pilgerten, standen schlichterne, winzige Häuser, deren Backsteinwände Hemden aus weißem Kalk trugen. Hinter verschleierten Scheiben wachten zwischen Leuchtern kleine, himmlische Beschützer. Orgelklang und Weihrauchduft umwanden die Pforten des Kirchleins. Das holperige Pflaster der Wege erschreckte unter unseren Tritten. Dann gingen wir auf hohen Damm, in einem Blätterdome alter Ulmen, an Kanälen entlang, auf denen Schwäne wie Lilien lagen. Zu unserer Rechten öffnete sich das weite, ebene Land der Ernte.

Gent, die Stadt der Brüder Eyck

Brügge kam uns entgegen, Gent floh uns. Wir mußten uns erst mühsam durch gleichgültige Viertel durcharbeiten, bevor wir ins Herz dieser Stadt trafen. Unterwegs zweifelten wir sogar einmal daran, ob wir in ihr angelangt seien, so sehr wich sie uns aus.

Ebenso mieden uns die Gasthöfe. Wir ärgerten uns nicht darüber, sondern nahmen es für ein gutes Vorzeichen. Endlich, nachdem wir auf flämisch und französisch im Kreise von wohlmeinenden Genten herumgeschickt worden waren, mieteten wir für einen Tag den schönsten Blick aus vier hohen Fenstern.

Warum soll ich es nicht bekennen? Ich fürchte mich vor gotischen Kirchen. Die meisten sind durch ihre Wiederherstellung zerstört. Nun aber sah ich eine, wie ich sie bisher nur träumte.

Ein dunkelgrauer Rumpf, von den Jahrhunderten zu einem gerklüfteten Gebirge umgestaltet, streckte die hohen Fühler seiner Streben aus, zwischen denen die Mauern sich ungestört von den kleinen Wagen und Bahnen, die ihn umlärmten.

Diese Kirche wurde uns zu einem Gleichnis von Gent. Ein überirdischer Ernst haust im Kern der Stadt. Krieg und Aufruhr, die ehedem tobten, rissen sie aus der allzuweltlichen Schale, die deshalb, trotz ihrer Dichte, so mühelos zurückbleibt.

Ihre Mitte ist ein riesiger, gekrümmter Platz, auf dem zwischen dem Nikolausmünster und der Kathedrale St. Bavo der Belfried jauchzend wie ein Kind sein Schellengeläute emporhebt. Uns fielen die Zeilen Goethes ein:

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitte."

Er allein prunkt mit einem steil zugespitzten Turm, den an den Ecken noch vier kleinere Auswüchse vermehren. Als Sohn einer freiheitlich gesinnten Stadt übt er sich ein wenig in der Hoffart des Leibes.

Er ist so stürmisch und breitbrüstig, daß man ihm die Gewalt seiner Höhe nicht glauben will. Kaiser und Könige erklommen abermals schlossen, so daß alles trotzdem von einer geschlossenen Einheit war. Selbst die Fenster durchbrachen nicht das feste Gefüge, sondern waren wie aus mattgewordenem Zinn in es eingelegt.

An der Stirne des Gotteshauses thronte der viereckige, niedrig abgedachte Turm. Er entsagte allem Stolze und tauschte dafür einen heiligen Ernst ein. Kaum, daß er sich mit zeitgemäßen Zieraten schmückte. Nichts an ihm wollte nach außen kinden. Er schien vielmehr in sich hineinzuhorchen. Die Stimmen der Glocken könten ihm auch dann noch in der Brust, wenn sie schwiegen.

Ueber das Gemäuer war ein liebliches Pflanzengewand geworfen. Es blühte wie ein Steingarten, den der Himmel sich bestellt hatte. Es war, als ob sich keine menschliche Hand getraute, diese Festung des Herrn anzugreifen. Nur die Vögel wetten an ihr die Schnäbel, um süßer singen zu können.

Wir betrachteten lange die Kirche, die wir auf dem Stadtplane dem heiligen Nikolaus geweiht fanden. Dann trieb es uns die Treppen hinunter, um in ihr Inneres zu treten. Doch die Pforten waren allseits verschlossen. Eine unheimliche Stille stand starr um den Bau, in dem Gott zu ruhen schien, schon seinen Gipfel und mußten sich auf einer enge Stiege bücken. Wir indes hatten keinen Ehrgeiz, es ihnen gleichzutun, und lauschten lieber nachts vom Bette aus auf das luftige Glockenspiel, das sich wie ein Flug schillernder Tauben zu uns niederließ.

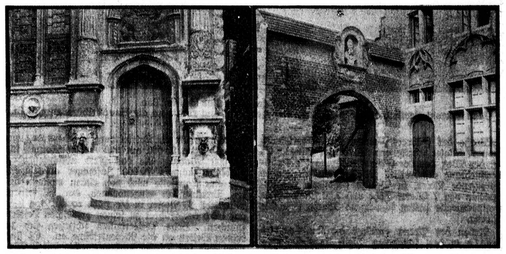
St. Bavo ging uns an. Das Geheimnis, das seinen westlichsten Bruder, St. Nikolaus, so unnahbar machte, öffnete sich hier in einer schlanken, einladenden Schauseite. Während dort der Verkehr summen durfte, ohne die Stille des Heiligtums zu übertönen, hielt er hier den Atem an, um auf die Sprache dieser Steine zu achten.

Wie kühle, feingebogene Wasserstrahlen schossen Pfeilerbündel vor uns auf und trafen sich im Scheitel der Gewölbe. Eine hohe Helle überspeigerte sich noch und ließ uns ganz gering und dunkel zurück. Immerhin tropften auch Schatten in diese klare Flut, doch nur, um die Menschen zu trösten, daß sie nicht wie die Himmlischen sein können.

Alles Wissen um die Geschichte der Kunst verstummte in uns. An diesem Bau — und es war deutlich genug — wirkte der Geist des Schöpfers selbst mit, und die irdischen Meister durften mit der herrlichen Fülle ihres Könnens seine Handlanger sein.

(Forts. folgt.)

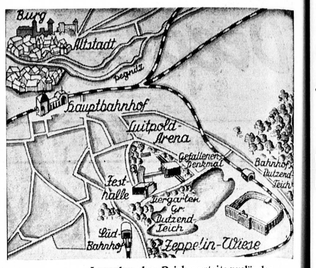
Brügge: Kanäle durchziehen die Stadt und geben ihr das Gepräge. Im Hintergrund (links) sieht man den Turm der Kathedrale.



Brügge: Das reichverzierte Portal des Rathauses (links) und der Hof im Kloster „Unserer lieben Frau". Photos (4) Vorbeck. (Eig. Kl.-Anl.)

Adolf Hitlers ureigenstes Werk

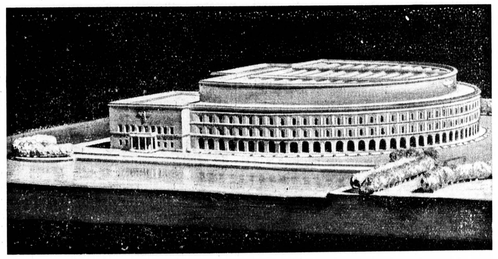
Das Reichsparteitaggelände in Nürnberg



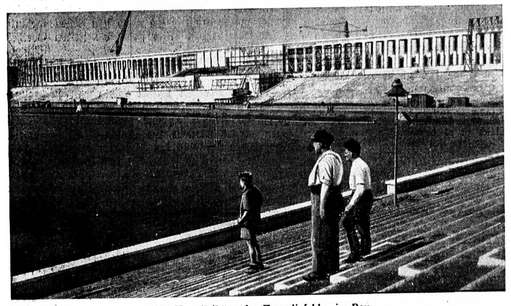
Lageplan des Reichsparteitaggeländes

Noch vor wenigen Jahren war es möglich, daß sich der Reichsparteitag in wesenlichen in den Mauern der alten Patrizierstadt abspielte. Der Aufmarsch der Hunderttausende aber hat die Mauern der Stadt gesprengt, und so ist vor ihren Toren, in der Umgebung der Dutzend-Teiche, die früher den geruhsamen Nürnberger Bürgern als Ausflugsort dienten, das Reichsparteitaggelände entstanden, lebendiger noch im Entstehen, denn erst mit dem Neubau der Kongreßhalle wird es seine bleibende gültige Form erhalten haben. Die Bauten, die hier der Wille des Führers aus dem Boden wachsen ließ, sind echte Schöpfungen nationalsozialistischen Geistes, schlicht und doch formschön, wuchtig und doch zweckentsprechend, in jeder Hinsicht monumental.

Der Kranz der Anlagen wird eröffnet von der Luitpold-Arena, dem traditionellen Aufmarschplatz für die SA. und die SS. In einer eigenhändigen Skizze hat der Führer selbst seine Gestalt festgelegt. Weit schweift der Blick über das quergestellte Rechteck, dem die Führertribüne in einem ausgebuchteten Halbrund angegliedert ist. Dies ist die Stelle, von der Adolf Hitler alljährlich seine politischen Soldaten grüßt. Gegenüber der Führertribüne liegt das Ehrenmal der Gefallenen, beide verbunden durch die



Das Modell der riesigen Kongreßhalle
Der Entwurf stammt von Prof. Ludwig Ruff



Die Haupttribüne des Zeppelinfeldes im Bau
Man erkennt deutlich den Säulengang, der sich links und rechts an die Haupttribüne anschließt.

„Straße des Führers", einem Granitplattenweg von 17 Meter Breite und 240 Meter Länge. Es ist der Weg, den der Führer während der Gefallenenehrung abschreitet. Riesige, die Schwingen spreizende Adler, in Bronze gegossene Hoheitszeichen von 7 Meter Höhe und 7,50 Meter Flügelspannweite halten schweigend Wache über der Arena.

Neben der Arena erglänzt die Luitpoldhalle in dem schmucken Weiß ihres Dolomitgesteins, eine der ersten baukünstlerischen Taten, die auf dem Reichsparteitaggelände vollbracht wurden. Es ist die Halle, in der alljährlich die Parteikongresse stattfinden, die jetzt durch ein neues großartiges Orgelwerk um eine Sehenswürdigkeit reicher geworden ist. Ursprünglich als Maschinenhalle erbaut, hat sie nach Anordnungen des Führers eine neue würdige Form erhalten.

Aber schon ist die neue Kongreßhalle in Bau, die dereinst nach ihrer Fertigstellung die Luitpoldhalle ablösen wird. Dieses Bauwerk wird alles übertreffen, was Menschenhände bisher errichtet haben. Bei einer Länge von 250 Meter, einer Tiefe von 224 Meter und einer Höhe von 50 Meter wird sie 60 000 Personen Raum geben und damit die weitaus größte Halle der Welt sein. Bis 1945 ist ihre Bauzeit berechnet. Schon dieser Zeitraum beweist die Größe der hier gestellten Aufgabe, die noch erschwert wird durch den schlechten Baugrund, der in seiner ursprünglichen Form diese Riesenhalle gar nicht zu tragen vermöchte. Die moderne Technik hat jedoch auch hier einen Ausweg gewiesen. Große Dampframmen treiben 14 Meter tief Stahlrohre in den Boden, in die Quarzsand und Granitsplit eingefüllt und ruckweise in die Erde eingestampft werden. 16 000 solcher Füllsäulen werden notwendig sein, um den Boden zu festigen. Und schon heute macht die Menge des in den Boden eingestampften Füllmaterials 80 Waggons täglich aus. Aber wenn diese Vorarbeit geleistet ist, dann wird der Boden die Festigkeit des Felsens angenommen haben.

Weiter nach Süden gelangen wir zu dem Zeppelinfeld, dem Aufmarschplatz für die politischen Leiter, den Reichsarbeitsdienst und vorläufig auch für die Wehrmacht. Das Zeppelinfeld ist andersgradratisch, es hat eine Länge von 820 und eine Breite von 312 Meter. Seine Aufmarschfläche, die gegenüber dem vergangenen Jahre noch um ein Drittel vergrößert wurde, umspannt etwa 90 000 qm und bietet Raum für 250 000 Mann. Die das Feld umschließenden Tribünen können 70 000 Zuschauer aufnehmen. Die eine Langseite wird von einem monumentalen Tribünenbau eingenommen, der in seinem Mittelteil 23 Meter in die Höhe ragt. Von hier aus wird der Führer zu seinen politischen Leitern sprechen. Hohe Pfeilerhallen schließen sich zu beiden Seiten an die Riesentribüne an. Es sind insgesamt 144 Pfeiler vorhanden, die fast 9 Meter hoch sind. Um die drei anderen Seiten des Zeppelinfeldes läuft ein hoher Wall mit Sandsteinstufen, dessen Rückseiten durch 34 turmartige Bauten unterteilt sind, zwischen denen Treppen zu den Tribünen hinaufführen.

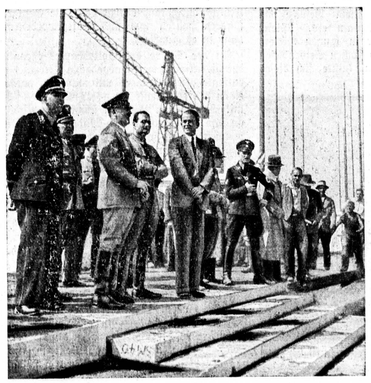
Und noch größere Pläne harren der Verwirklichung. Südlich der Zeppelinarena wird als drittes Aufmarschfeld das Märzfeld entstehen. Der Führer hat ihm diesen Namen zur ewigen Erinnerung an jenen Monat gegeben, in dem er die Wehrfreiheit verkündete. Das Märzfeld, das in den kommenden Jahren das Aufmarschfeld der Wehrmacht sein wird, übertrifft an Ausdehnung alle anderen. Mit einem Flächenumfang von 480 000 qm wird es fünfmal größer sein als die ohnehin gewaltige Zeppelinarena. Auf dem Märzfeld werden bequem Flugzeuge landen und schwere Geschütze auffahren können.

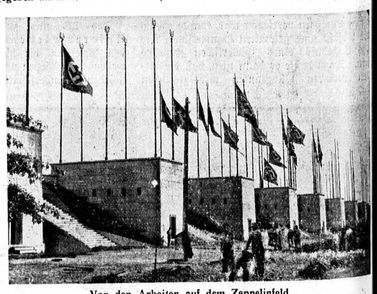
Damit aber ist die Reihe der bereits fertiggestellten oder im Bau befindlichen Reichsparteitagbauten noch nicht erschöpft. Für die Elektrizitätsversorgung — man denke nur an die vielen riesigen Scheinwerfer — ist ein neues Unternehmen nötig geworden, das nun, aus Juramarmor erbaut, hinter der Zeppelinwiese hervorleuchtet. Im Westen erhebt sich der Wasserausgleichsturm, der auf dem Reichsparteitaggelände die Wasserversorgung sicherstellt. Nicht zu vergessen die mächtigen Lagerbauten, wie das SA.-Lager Langwasser, das 120 00 SA.-Männer beherbergt. Eine besondere Leistung für sich sind die Aufmarschstraßen. 85 Meter breit führt eine große Straße vor der Luitpoldarena bis zum Märzfeld, die langsam aber stetig wächst. In Kompaniefront werden hier die Soldaten an ihrem Führer vorbeimarschieren können. Die Anmarschstraße zum Lager Langwasser ist auf 40 Meter verbreitert worden, so daß hier 48 Männer in einer Reihe marschieren können. Im nächsten Jahre wird schließlich auch der Bahnhof Reichsparteitag fertig sein, der in der Nähe des Märzfeldes liegt. Innerhalb weniger Stunden wird er Hunderte von Sonderzügen bewältigen können.

So fügt sich ein Bau zum anderen, so rundet sich ein wahrhaft grandioses Bild. Allen diesen Bauten ist eins gemeinsam: Sie sind Adolf Hitlers ureigenstes Werk. Groß und einfach strahlen sie seinen Geist aus, erbaut nicht nur für die Gegenwart, sondern für alle Zukunft.

(Selle-Eysler 4, Heinrich Hoffmann, Presse-Bild-Zentrale, K.)

Nürnberger Reichsparteitaggelände aus der Vogelschau
Blick auf die Luitpoldarena. Im Hintergrund der Dutzendteich mit Baugelände für die neue Kongreßhalle. (Freigegeben durch RLM. am 3. 9. 36.) (Heinrich Hoffmann, K.)





Von den Arbeiten auf dem Zeppelinfeld
Man sieht die Rückseite eines der drei Wälle, die zusammen mit der Haupttribüne das Feld umschließen. Zwischen den Türmen führen Stufen zu den Zuschauerplätzen hinauf.

Der Führer sieht sein Werk
Adolf Hitler bei einer Besichtigung der Arbeiten auf dem Reichsparteitaggelände. Links vom Führer Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Brigadeführer Schaub, rechts Reichsminister Heß und Architekt Speer.

Bildnis des Deutschen

Im Spiegel der Kunst des Nürnberger Meisters Albrecht Dürer

Der Vater des Künstlers 1497
London, Nationalgalerie

Albrecht Dürer, ein Sohn der Stadt Nürnberg, hat uns in seinem künstlerischen Werk einen unermeßlichen Schatz deutschen Kulturgutes hinterlassen, daran die Geschichte und vor allem die Gegenwart den nationalen Gehalt besonders rühmt und würdigt. Aus seinem umfangreichen Gesamtwerk aber hebt sich wie kostbares Kleinod die Bildnis-kunst des Meisters heraus, in der er sich selbst, seine nahen Verwandten und große Männer seiner Zeit gedeutet hat. Wir sagen gedeutet, denn gerade das ist es, was uns vor den Bildern des Meisters Dürer so sehr ehrfürchtig macht, daß er nicht bloß malt oder zeichnet, was das körperliche Auge sieht, sondern gestaltet und deutet, was nur das Auge der Seele ahnt und erschaut: die innere Haltung, das seelische Bild des Menschen. „Innen voller Figur" zu sein, verlangte der Meister von seinem Modell, will er das Große und Edle darstellen wollte, das Adelige im Menschen, selbst dort, wo es sich dem menschlichen Auge unter einer kärglichen Hülle verbirgt. Wer kennt nicht das Bildnis der Mutter Dürers, jene schlichte Kohlezeichnung, die rein äußerlich nichts zeigt als ein abgehärmtes Gesicht, die dennoch aber dem Betrachter die ganze Größe mütterlichen Leidens und Dienens, Sorgens und Leidens erschütternd offenbart. Wer kennt nicht das Bildnis seines Kaisers Maximilian, des letzten Ritters, oder das Bild Pirkheimers, seines humanistischen Lehrers, das des Kaufherrn Oswalt Krell oder sein berühmtes Selbstbildnis aus der Münchener Pinakothek. In all diesen Bildern spricht uns nicht nur an der Mensch sich, hier begegnet uns der Deutsche in Adel seiner Art und Gesinnung, der Künstler, dessen Tracht und Putz sich längst modernstals gewandelt, der aber im Innern immer derselbe bliebe wie ihn Dürer gemalt und wie wir ihn wollen.

Wir haben nun aus dieser Bildnisfolge drei Bilder vor allem ausgewählt, die uns dieses Thema besonders zu verdeutlichen meinen. Es sind das das Selbstbildnis des Zweiundzwanzigjährigen, das Bildnis seines Vaters und schließlich das „Männliche Bildnis" (s. Titelseite), von dem wir nicht wissen, wen es darstellt. Es ist notwendig, sich diese Bilder lange und eingehend zu betrachten: in herrlicher Größe, voll Farbe und Plastik wird sich uns das Bildnis des Deutschen offenbaren.

Suchen und Erkennen

Das Selbstbildnis des Zweiundzwanzigjährigen mag uns auf dem ersten Blick ein wenig seltsam erscheinen. Indes hat es gerade mit diesem Bilde seine besondere Bewandtnis. Es ist nicht nur das erste uns erhalten gebliebene Selbstbildnis des Meisters, sondern auch das erste Selbstbildnis der europäischen Malerei überhaupt. Die Gestalten auf größeren Gemälden, in denen wir in irgendeiner nebensächlichen Figur den Künstler wiedererkennen, können wir nicht als Selbstbildnisse in diesem Sinne ansprechen, da sie lediglich Signaturcharakter tragen; ein solches Gesicht, eine solche Gestalt sollte besagen: Dieses Bild habe ich gemalt. Das eigentliche Selbstbildnis aber entspringt dem Trieb nach Selbsterkenntnis, nach Deutung des eigenen Wesens, des eigenen charakterlichen Gesichtes. Daß dieser Trieb zuerst in einem Deutschen, in Albrecht Dürer, erwachte, ist gewiß nicht Zufall. Dieser Wille zur Selbsterkenntnis entspringt der deutschen Eigenart, dem faustischen Drange, nicht nur über die Dinge der Welt, sondern auch über sich selbst die letzte Wahrheit zu erfahren. Sehr treffend schreibt Hans Möhle in seinem aufsehenerregenden, empfundenen Aufsatz „Dürer-Bildnisse", den er dem 8. Heft der Folge „Deutsche Kunst" (im Angelsachsen-verlag, Bremen) zu den herrlichen Reproduktionen der Dürerbildnisse verfaßt hat: „Gerade darum aber ist dieses in Straßburg entstandene Bildnis so überzeugend und lebensfrisch, weil es die seelische Haltung des Jünglings im Zwielicht zwischen Suchen und Erkennen, zwischen Scheu und Sein so unmittelbar widerspiegelt. Den klar und schön gebauten Schädel mit der kühn gebogenen Nase umspielen jugendlich keck die blonden Locken. Kritisch schauen zwei blaue Augen, sinnenhaft frisch sind die Lippen aufgeworfen, wundervoll herausgearbeitet die Hände, die die Blume Männertreu halten. „Reich und unschuldig" nannte Goethe treffend das Bild. Reich ist es besonders auch durch den festen Klang der Farben von Rot, Goldgelb, Silbergrau grün und Weiß . . . Der Spruch, den der Maler neben die Jahreszahl setzte: Mir sach die gat als es oben schtat" (Meine Sache geht, wie es im Himmel geschrieben steht) ist gewiß nicht Ausdruck einer fatalistischen Resignation, wie man gemeint hat, sondern Bekenntnis zum Erbe seiner frommen Eltern, denen er das Bildnis schenkte". So ist dieses Bildnis Dürers zugleich das Bildnis eines jungen deutschen Mannes, der suchend in die Welt hinauszieht, im Herzen das stolze Bekenntnis zum Erbe seiner Väter, zu ihrem Glauben, zu ihrer Arbeit.

Bewußtsein eigenen Wertes

Einen wie starken Sinn Dürer für dieses Erbe aufbrachte, das er aus der Tradition seiner Familie übernommen hatte, geht aus der Familienchronik hervor, die er selbst angefertigt hat. Das Geschlecht der Dürer oder Türer ist aus Ungarn nach Nürnberg eingewandert; vermutlich sind die Ahnen einst als deutsche Kolonisten nach den Mongoleneinfällen nach Ungarn gezogen. Sein Großvater hatte das Goldschmiedehandwerk erlernt, der Sohn, hatte es übernommen und auch unser Albrecht war zunächst Goldschmied geworden. 1497 malte er dieses Bild seines Vaters, der damals siebzig Jahre alt war. Er malte den biederen, ehrsamen Handwerksmann, in dessen Antlitz sich Strenge gegen sich selbst, väterliche Güte, zugleich die Unbestechlichkeit des Herzens und das Bewußtsein eigenen Wertes ausprägen. In seiner Chronik gibt uns Dürer wertvolle Ergänzungen zu diesem Bilde seines Vaters. Er nannte ihn einen „künstlichen (d. h. tüchtigen) reinen Mann, der sein Leben mit großer Mühe und schwerer harter Arbeit zugebracht, und von nichten anders Nahrung gehabt, denn was er vor sich, sein Weib und Kind mit seiner Hand gewunnen hat . . . . Er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt . . . , er hat sich auch nicht vieler Gesellschaft und weltlicher Freud gebraucht, er war auch weniger Wort und ein gottesfürchtig Mann. Mein lieber Vater hatte großen Fleiß auf seine Kinder, die auf die Ehr Gottes zu ziehen . . . darum war sein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott lieb sollten haben und treulich gegen unseren Nächsten handeln." Das ist das Bild, das der Meister in Worten uns von seinem Vater entworfen hat; es ist das Bild des charaktervollen deutschen Mannes aus ehrbarem Handwerkergeschlecht, der 18 Kindern das Leben schenkte, für die er sich aufopferte und verzehrte. Was in diesem Bilde uns anspricht, ist das Bewußtsein der Verpflichtung gegenüber der großen Tradition, der Verpflichtung auch gegenüber seiner Gegenwart, gegenüber seiner Familie, seinem Stand, seiner Stadt, seinem Volk.

Selbstbildnis des Zweiundzwanzigjährigen 1493
Paris Louvre

Glaube des Herzens, Adel der Seele, Wille zur Leistung

Und wenn wir nun noch einen letzten betrachtenden Blick auf das Bildnis des unbekannten Mannes werfen, werden wir von der Großartigkeit und Eindringlichkeit der Gestaltung geradezu überwältigt. Wir sehen es als eine glückliche Fügung an, daß die Kunstgeschichte uns den Namen dieses Mannes unterschlug; so haben wir hier doch das vollendete Bildnis des deutschen Charaktermenschen. Alles Unwesentliche ist in Halbdunkel gehüllt, nur im Gesicht und in den Händen projeziert sich die Seele dieses Mannes, die eine einzige ungeheure Konzentration des Willens und der Energie ist, des Kämpferischen um jeden Preis. Aber nicht Brutalität ist es, die hier durchbricht. Diese große männliche Regung, die sich in diesem Bilde offenbart, ist völlig durchgeistigt, erscheint klar und geläutert. Sicher und des großen Zieles gewiß schauen diese Augen aus. Darin ist kein Falsch, darin spricht sich der Adel einer reinen Seele, die Kraft eines hohen Glaubens und das Bewußtsein der Bindung. Hinter den energischen, aber dennoch beseelten Zügen waltet ein Wille, der seines Weges sicher ist, der führen und gestalten wird. Man beachte nur einmal die feine Geistigkeit der Hände, in denen er die Schriftrolle hält als Zeichen seines geistigen Berufes. Dieses Bildnis ist des Meisters großartigstes Bekenntnis zu deutscher männlicher Haltung, die sich hier im deutschen Gelehrten verkörpert, die sich aber ebenso stark äußern könnte im deutschen Soldaten, im deutschen Handwerker, im deutscher Arbeiter. Es ist eben das Bildnis des deutschen Mannes, rein, ehrlich, streng, kämpferisch, gläubig und darum seines Sieges gewiß.

L.

Die Bilder (2) und das Titelbild sind entnommen der 8. Folge der vortrefflichen Kunstblattsammlung: „Deutsche Kunst" (Angelachsen-Verlag, Bremen); diese Folge ist ganz der Bildniskunst Dürers gewidmet.

(Eigene Klischeeanlertigung)

„Wer Gott fürchtet ob allen Dingen,
Dem kann nimmermehr mißlingen,
Wem da gnügt an dem, was er hat,
Der ist fast reich gnug und wird satt, wo er gaht.
Dem ist auch wol zu jeder Frist,
Dem sein Seel und Leib gsund und unbschwert ist."

Albrecht Dürer

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Deutsche Städte im Volkswitz

Von Dr. Hans Pflug

Die deutsche Volksseele ist unerschöpflich in ihrer schmückenden und deutenden Phantasie. Was steckt nicht alles an feinem Humor und überlegener Lebensweisheit in Sprichwort und Volkslied! Zu allen Zeiten haben es sich die Stämme und Gaue, Stände und Berufe gefallen lassen müssen, in Anekdoten und Menschentypen scherzhaft treffend charakterisiert zu werden. Der schalkhafte Sinn des Volkes hat auch viele Städte zum Gegenstand gutmütigen Witzes und Spottes gemacht. Jedem werden Beispiele aus seiner Heimat oder von Reisen bekannt sein. Wie vielseitig sich dieser Zug des Volkshumors entfaltet hat, zeigt eine kleine Auslese von Neckereien des Volkswitzes über deutsche Städte und ihre Bewohner.

Wenn die Bewohner eines Ortes Zielscheibe des Spottes sind oder Spitznamen tragen, so verdanken sie diese meist ihren Nachbarn, die dabei oft an eine Eigenart oder ein bezeichnendes Geschehnis anknüpfen. Besonders freigebig sind damit die Bewohner des Badener Landes. Da gibt es die Karlsruher Brigantenund Sibilladitschaner, die Mannheimer Blo(Blau)männler, die Durlacher Letsche (Kohl)bäuch' und die Freiburger Boppele. Hier wie bei Nürnberg ist der Name eines bestimmten Menschentyps auf die Bewohner der ganzen Stadt übergegangen. Wenn man die Nürnberger Peterlesbub'n nennt, so ist in Nürnberg selbst ein Peterlesbub das, was in Bayern ein Gschaftlhuber oder anderswo ein Hans Dampf in allen Gassen ist, nur daß er hier „aus allen Suppen" ist. Oft werden von sprachlichen Zusammenklängen her Scherzworte gebildet, wobei etwa mit Halle nicht sehr zart verfahren wird, wenn man sagt, daß es dort Hallenser, Halloren und Hallunken gebe.

Die Frankfurter heißen wegen ihres lebhaften Temperamentes die Mainfranzosen. Von ihnen sind aber wieder die Sachsenhäuser zu trennen, die im Rufe besonderer Grobheit stehen, und von denen manches Geschichtchen umgeht. Die Einwohner der Industriestadt Schweinfurt, die Sonntags nach dem nahen Bad Kissingen fahren, werden dort die Schweinfurter Engländer genannt, weil sie früher oft die Gewohnheiten der Badegäste nachahmten. Bewachaarte Gäßchen hingen sich überhaupt gern etwas an. So haben sich Elberfeld und Barmen, die heute als Wuppertal ein Gemeinwesen bilden, früher manchmal gegenseitig geneckt. Auf den ländlichen Charakter von Barmen anspielend, soll einmal ein fürstlicher Besucher auf der Wagenfahrt von Barmen nach Elberfeld an der Grenze der beiden Städte zu seiner Gemahlin gesagt haben: „Liebe, setze Dich gerade, wir kommen in eine Stadt." Das Verkleinern ist immer beliebt gewesen. Im Ruhrgebiet spricht man von der Großstadt Gelsenkirchen als von Gelsendorf, und die Berliner reden manchmal herablassend von Potsdorf statt Potsdam.

Die Berliner sind besonders witzig und schlagfertig, aber sie bekommen in den anderen deutschen Landschaften auch manches ab. Die Bewohner der Reichshauptstadt haben wieder kleinere Städte ihres Umkreises zu Zielscheiben ihres Witzes gemacht. Was hinterwäldlerisch und kleinstädtisch ist, kommt aus Finsterwalde oder Trebnitz-Tschechien. Auch Kottbus und Burtehude spielen eine ähnliche Rolle. Calau in der Lausitz muß sich die faulen Witze, die Calauer zuschreiben lassen. Geradezu berühmt aber wurde Schildau als Heimat der Schildbürger, deren Streiche ein altes Schwankbuch, das Lalebuch, schildert. Fast jede Landschaft hat wieder ihr eigenes „Schilda". In Westfalen werden ähnliche Dinge den Bockumern nachgesagt, in Franken haftet der gleiche Ruf an dem Städtchen Münnerstadt, und in Schleswig-Holstein ist es das Nordseebad Büsum, dessen Bewohner so manchen Schildbürgerstreich auf dem Kerbholz haben. In Schwaben aber teilen sich diese Städte in die Schwabenstreiche, wenn auch Ulm den größten Anteil daran und auf dem Münsterdach den Ulmer Spatz hat.

Zu Hornberg im Schwarzwald ist wirklich einmal eine Veranstaltung ausgegangen wie das „Hornberger Schießen". Auf eine tatsächliche Begebenheit könnte auch der Ausspruch jenes Handwerksburschen zurückgehen, der in Offenbach (Main) hinfiel, dabei von einem Hunde gebissen wurde und ausrief: „Krie(g) die Krätz'. Offenbach! Die Stein' binde' se an, und die Hund' lasse' se laufe!" Auf seine Heimat Frankfurt hat der Lokaldichter Stoltze den klassischen Ausspruch gemünzt: „Es will mer nit in de Kopp enei wie kann nur e Mensch nit go Frankfurt sei." Weniger liebevoll denken die Frankfurter über andere Städte. Daß nach Kassel alles fünfzig Jahre später komme ist mit einer Frankfurter Anekdote verknüpft. Die Redensart „Ab nach Kassel", heute noch häufig gebraucht, geht wohl auf die Gefangensetzung Napoleons III. in Wilhelmshöhe zurück.

Bei manchen Städten heftet sich der Volkswitz an stadtbekannte Originale oder Lokalgrößen. Was Tümes und Scheel für Köln sind, sind Eulenspiegel und Schildbürger für Kassel, ist der Fischer-Matthes für Trier. Eulenspiegel hat in vielen niederdeutschen Orten seine Späße getrieben, seine Stadt aber ist mit ihm so verbunden wie Braunschweig, das ihn mit einem Denkmal ehrte. Auch Dichter haben in ihren Werken Menschentypen und Volkscharakter einer Stadt unübertrefflich gezeichnet. Der Ecken-steher Nante verkörpert ein Stück Unterlinnerturm, und Darmstadt hat den unsterblichen Datterich des Niebergall.

Mancher Scherz knüpft auch an Städtenamen an, wie die Frage nach der Zahl der Pole. Die Antwort lautet: Es gibt drei Pole, den Nordpol, den Südpol und dann ist noch a Pol da — nämlich Apolda in Thüringen.

Keine Stadt ist vom Volkswitz verschont geblieben, wenn es auch nicht bei allen einen so pathetischen Spruch gibt wie bei Bitterfeld, wo sich allsährlich an der Kreuzung vieler wichtiger Handelsstraßen die Kaufleute vor der Leipziger Messe trafen: „Seh'n wir uns nicht in dieser Welt, so seh'n wir uns in Bitterfeld."

Bergfahrt

Voller Schönheit ist mein Vaterland, und voller Lieblichkeit sind seine Fluren!

Groß ist das Meer, das mit weißen Schaumkämmen seine Küsten säumt. Verträumt und still ist die Heide mit ihrer roten Blütenpracht und dem leisen Gesäute der Bienen. Tief rauschen die Wälder der Gebirge und die Flüsse und Bäche flechten Silberbänder ins grüne Gewand unserer heiligen Erde.

Aber willst du die Erhabenheit dieses Landes schauen, dann wandere mit mir zur Höhe in Fels und Eis! Laß hinter dir den Dunst der Städte und das Gezänk der Straße. Stille Steige laß uns gehen, hinauf in die Welt des Unbeginnens und des ewigen großen Werdens wo das reine Licht noch aus tiefblauem Himmel fließt.

Laß hinter dir die laute Betriebsamkeit der Märkte. Komm mit wo der See im stillen Winkel träumt und der Weg den Bergen zuleitet. Noch ist die Straße breit, doch schmaler wird sie und einsamer mit jedem Schritt. Wie ein ermunternder Freund kommt die der Bach entgegen, toller Jugend froh erzählt er dir von den Wundern seiner Kindheit. Folge ihm aufwärts, er führt dich zu den Wundern der Höhe!

Zage nicht, wenn du am felsigen Tore der Klamm stehst, wo die steinernen Wände dich zu erdrücken scheinen. Blicke ruhig hinab in die gurgelnde Flut, die unterirdisch dahinfost. Laß dich durchdröhnen vom Grauen dieses Wanderns, dich tröste das Licht, das oben um die Felsen die Krone des Tages legt. Hier lerne, dich zum Lichte zu sehnen. Nime befreit auf, wenn am Ende des wilden Weges dein Blick wieder Weiten grüßen kann!

Der schattende Wald läßt dich hindurch zum tiefen Grün der Almen, und die Glocken der Bergkühe läuten dir Einsamkeit und Frieden zu. Näher kommst du der Welt, die den Sehnenden gehaut ist. Fern leuchtet verheißend das silberne Weiß der Firnen. Dein Auge lernt wieder zur Höhe schauen, und deine Seele fliegt flügelstark empor in die kristallenen Räume des Lichtes. Und kehrt sie zurück, laß sie ausruhen am Glanze seidiger Matten und am dunklen Grün der säumenden Bergtannen. Gehe ehrfürchtig und schweigend vorbei am blitzerhellten Stamm, der vom Sturme zerzaust einsam trotzend sich nach oben reckt und die Male harter Kämpfe trägt! Steige höher in Einsamkeiten! Das Leben bleibt hinter dir. Stein und Fels ist deine Welt. Rube aus auf ausgesrautem Blick und gib deine Seele dem Lichte hin, wie sich ihm hingibt die harte felsige Brust der Berge. Vieles ist von dir schon abgefallen von den Nichtigkeiten des Tales!

Schließe deine Augen und lausche. Stark und tief tönt das Orgellied der stürzenden Wasser.

Mutig steige höher über wildes Geröll und schwindlichen Weg. Laß nun deinen Willen leben zur Höhe. Alles Weiche nimmt die Starrheit der Felsen von dir, gehärtet wird deine Seele. Am drohenden Schlund wahre den Blick zu den Graten, die vor dir leuchten, schreckt dich in der Tiefe dämonisches Donnern der Wasser, droben ist Ruhe. Gähnen schattendunkle Schründe heraus, droben ist Licht. Blicke nicht hinter dich, vor dir in der Höhe ist dein Ziel. Aus aller Müdigkeit laß dich reißen durch deine Sehnsucht zum höchsten Gipfel, der lichtumflossen sich ins Blaue reckt!

Das Verlangen zur Tiefe ist in dir erstarben und nun darfst du auf dem reinen Weiß der Gletschers schreiten, umflutet von begnadendem Licht. Der Berg offenbart dir seine Heimlichkeiten, wenn du in die grünblauen Eisspalten blickst, in die Silberkammern seines Reichtums.

Noch ein letztes, erfüllungnahes, jubelndes Hingeben deiner Kraft, und du stehst oben. —

Bebende Seligkeit voll tritt deine Seele in die Tore deiner Augen. Alles will sie auf einmal fassen, Gipfel um Gipfel an sich reißen in Beglückung. Um sich schlagen will sie den ezigantischen Mantel des Himmels und sich schmücken mit dem Hermelin der strahlenden Firnen. —

Weit, fern in dämmernden Schleiern liegt die Tiefe der Täler. Wie eine verwehte Sage ist dir, was drunten dich ängstigte und müde machte. All deine Kraft kehrt dir zurück, und dennoch macht dich das große Staunen demütig und still.

Zwei Verwandlungen hast du hinter dir: den Greis des Tales überwand der Mann des steigenden Wanderns, und den willensharten Mann überwindet hier das staunende Kind.

Und dieses laß hinabgehen in das Tal zu deinen Brüdern und mutigen Glaubens freudig vergiß nicht die Stunde der Höhe!

Eduard Böger.

Kleine Ferienerinnerung (Weltbild, M.)

Kurzer Reisemerker

Der grobe Beethoven

Ludwig van Beethoven war im Leben nicht immer der Höflichste. Darüber gibt es so manche Anekdote, davon erzählen aber auch recht eindeutige Briefe des unsterblichen Tondichters, die man in seinem Geburtshause in Bonn, dem stimmungsvollen Beethoven-Museum, findet.

Beim ersten internationalen Musikfest, das 1845 in Bonn stattfand, waren König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die Königin Victoria von England anwesend. Sie waren auch bei der hierlichen Weise des Denkmals für Beethoven zugegen, das der Bildhauer Hähnel für die Geburtsstadt des großen Komponisten geschaffen hat. Vom Balkon des Fürstenberg'schen Hofes, in dem heute die Bonner Hauptpost untergebracht ist, wohnten die Majestäten der Enthüllung bei.

Als endlich die Hüllen des Denkmals fielen, stellten die Fürstlichkeiten verstimmt fest: Beethoven drehte ihnen doch tatsächlich den Rücken zu!

Alexander von Humboldt war es, der in diesem Augenblick die Lage rettete. „Der Beethoven war schon immer ein grober Kerl!", sagte er humorvoll und hatte damit die Lacher auf seiner Seite. Auch die beiden Fürstlichkeiten waren versöhnt.

An der Weinstraße

Mit dem Beginn der Weinlese kommt auch die Zeit der fröhlichen Winzerfeste, mit denen der Abschluß der fleißigen Arbeit im Weinberg gefeiert wird. In der Pfalz, an der Deutschen Weinstraße, bildet der Dürckheimer Wurstmarkt, das größte deutsche Weinfest, das in diesem Jahre vom 12. bis 20. September stattfindet, den Auftakt. Eine Woche später, am 27. September, feiert Edenkoben sein Weinlesefest, dem weitere Winzerfeste in verschiedenen Orten am Erntedanktag, 4. Oktober, folgen. Das große pfälzische Weinlesefest in Neustadt an der Weinstraße, bei dem die deutsche Weinkönigin gekrönt und der „Neue" getauft wird, findet am 10. und 11. Oktober statt. Der 18. Oktober bringt die feierliche Einweihung des Weintores am südlichen Endpunkt der Weinstraße in Schweigen und ein Weinlesefest am anderen Ende in Bockenheim. Vom 31. Oktober bis 2. November feiert Grünstadt an der Weinstraße den „Wein-Wettstreit der Unterhaardt" in Verbindung mit Heimattagen. Und am 8. November, wenn auch die letzte Traube beerntet ist, haben die beiden Weinbauorte Deidesheim und Forst ihre Winzerfeste, die den Reigen der fröhlichen Pfälzer Volksfeste beschließen.

„Lambertus soll liäwen . . ."

Wie seit Jahrhunderten, begeht Westfalens Hauptstadt Münster am 17. September wieder ihr Lambertus-Fest. Das ist ein Volksfest, das einst aus der festlichen Gestaltung des Tages entstand, an dem in den Handwerksstuben der alten Zunftstadt zum ersten Male bei künstlichem Licht gearbeitet werden mußte. Wenn der Tag auch heute nicht mehr diese Bedeutung hat, so ist doch die Lambertus-Feier lebendiges Volksgut geblieben. Die Kinder werden wieder in fröhlichem Reigen um die lichterflankende Pyramide beim Lambertusbrunnen in der Stadtmitte tanzen und springen und dabei die alten Lambertuslieder singen. „Lambertus soll liäwen, de hätt uß so leiw, — weil dat nich kann miärken dat iß en dummen Steiw . . .", „Guter Freund, ich frage dir, bester Freund, was frägst du mir? . . .", „O Buer, wat kost ein Hai? . . ." und andere Lieder erklingen dabei aus hellen Kinderkehlen.

Besuch in einem unbekannten Land

Frauen, Soldaten und Nachkriegszeit in Paraguay

Von unserem Mitarbeiter in Südamerika

Asuncion, im September

Das kleine Paraguay gehört zu den südamerikanischen Ländern, die nicht nur in Europa — wo nicht viel besagen will, denn Europa liegt weit von Südamerika —, sondern auch auf diesem Kontinent so gut wie unbekannt sind. Es hat keinen Zugang zum Meer. Seine einzigen Verbindungen mit der Außenwelt bestehen in einer Dampferlinie nach Buenos Aires, einer Eisenbahn nach Argentinien und einer Fluglinie nach Asuncion. Aber in der Woche gehen nur zwei Dampfer nach Buenos Aires und nur ein einziger Zug. Das Schiff braucht von Buenos Aires nach Asuncion fahrplanmäßig vier, in Wirklichkeit meistens fünf Tage, während die Reise flugtäglich, von Asuncion über den Paraguanfluß und dann über den Parana-Strom dem Plane nach nur 2½ Tag dauern soll, während sie in Wirklichkeit etwas länger als drei Tage währt. Der Verkehr zwischen Buenos Aires und Asuncion ist drei Tage ununterbrochener Fahrt, nämlich rund 60 Stunden . . . Das Flugzeug aber, das einmal die Woche nach Rio de Janeiro ging, steht heute auch seltener als früher; die Zeiten sind unruhig, und nach der paraguayschen Revolution hat man den Luftdienst erheblich eingeschränkt.

So ist Asuncion, die Hauptstadt von Paraguay, in zu einem gewissen Grade

von der Außenwelt abgeschnitten.

Es führt ein zurückgezogenes, ganz und gar kleinstädtisches Leben, und wer hierherkommt, glaubt sich mit einem Male in ein südspanisches Städtchen oder in das Südamerika der Kolonialzeit versetzt. Schmale Straßen, niedrige Häuser, hinter noch viele im unverfälschten Kolonialstil, jener Mischung aus Barock und aus maurischen Elementen, welche die Spanier im 17. und 18. Jahrhundert nach Südamerika gebracht haben. In den obern, der Städte liebt, die einen eigenen Stil und eine eigene Note haben, auch wenn es sich um jeglichem Komfort und jeglicher oder jedenfalls dem uns geläufigen Maß von Zivilisation fehlt, ist Asuncion eine Ausnahme. Sie liegt an Ufern des Paraguan-Flusses, dessen Wasser oft ganz so braun wie das des Parana und des La Plata, aber imerhin noch trübe und grau ist, mit sich Alluvion ins flache Land hinein. Hohes Pfeilrohr, über das nur wenige Automobile ragen, aber viele hochrädrige Pferdekarren rollen. Kleine graue und weiße Esel traben gemächlich durch diese Straßen, sie tragen paraguayische Frauen, die in der Stadt ihre Besorgungen zu machen haben oder etwas verkaufen wollen und zum Markt reiten. Und wo das ganze Land einen Stil und seine immere Geschlossenheit in der Abschließung gegen die Umwelt bewahrt hat, so auch die Kleidung dieser Frauen, die meist aus einem weißen, als Rock getragenen Hemd, oder einem weißen Kleide besteht, über das malerisch das lange, schwarze Kopftuch herabfällt. Manche dieser Frauen, die fast alle barfuß sind — denn Schuhzeug ist teuer, und Paraguay ist ein armes Land, aber dafür entschädigt es die Sonne, die ist das ganze Jahr hindurch scheint und die Menschen wärmt —, rauchen kleine Zigarren. Nicht als ob die Paraguanerin, die sonst an alten Sitten festhält, sich als besonders moderne Frau betrachten und deshalb auf der Straße rauchen würde. Hier hat das Rauchen der Frauen einen besonderen Sinn, es entspricht einer alten Ueberlieferung. Denn Paraguay war einmal — und auch noch heute so genannt —

das Land der Frauen.

Es war ein Land, das kaum mehr Männer hatte, weil es unter den letzten der drei großen Feldherren des vergangenen Jahrhunderts — Francia und Lopez Vater und Sohn —, also unter dem jungen Lopez einen gewaltigen Krieg führen mußte, den drei südamerikanischen Nachbarländer, Brasilien und Uruguay führte, und in diesem heldenhaft durchgeführten Kriege fast alle wehrhaften Männer verlor. Wobei zu sagen ist, daß in Paraguay von jeher das wehrhafte Alter weit nach oben und nach unten abgegrenzt wurde, denn in diesem Kriege von 1865 bis 1870, wie auch im darauf beendigten Chacokriege waren sowohl alte Männer als auch halbe Kinder, Fünfzehn- und Vierzehnjährige, unter den Fahnen. Nach der Beendigung des Krieges von 1865—70 zählte die Bevölkerung Paraguays, die vorher 1 300 000 Menschen betragen hatte, nur noch eine halbe Million. Darunter befanden sich kaum 30 000 Männer, so daß also von 16 oder 17 Paraguanern einer männlich, alle übrigen Frauen waren.

Es war nur natürlich, daß die Frauen nach diesem Krieg auch Männerarbeit verrichteten, daß sie Kaufleute, Handwerker und Bauern wurden, daß sie also die Männer im Lande ersetzten, bis die natürliche Vermehrung wieder einen besseren Ausgleich geschaffen hatte. Aus jener Zeit datiert die Sitte des Zigarrenrauchens der paraguayischen Frau, die sich, vermutlich bei den älteren Frauen, bis heute erhalten hat. Aus jener Zeit datiert auch eine fast unvermeidliche Freiheit im Verkehr der Geschlechter, die sich allerdings in dem Maße, in dem das männliche Element wieder zahlenmäßig zunahm, gemildert haben dürfte: Denn nach dem Kriege war es durchaus unmöglich, daß jede paraguayische Frau einen Mann heiratete, die große Anzahl der Männer mußte für die zahlreichen Frauen ausreichen, und jeder Mann hatte, auch wenn er in legitimer Ehe mit einer Frau verheiratet war, praktisch mehrere Frauen. Weil die Kirche war gegen diesen Zustand machtlos, und nirgendwo ist das Verhältnis der unehelichen Kinder zu den ehelich geborenen so abnorm, wie im „Land der Frauen" . . . .

Aber Paraguay ist

auch ein Land der Soldaten.

es ist ein Land der Krieger. Die Paraguayer, Abkömmlinge der spanischen Kolonisten und der wertvollen Indianerrasse der Guaranis, sind geborene Soldaten und in ganz Südamerika wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Jene Abschließung von der Außenwelt, die sowohl die natürliche Lage des Landes als auch die Politik der beiden ersten seiner drei großen Diktatoren-Präsidenten von Paraguay im 19. Jahrhundert — Francia und Lopez der Aeltere — bewirkt haben, hatte zur Folge, daß sich die paraguayische Rasse, die aus der Mischung von Conquistadoren- und Indianer-Blut entstand, weitaus reiner erhielt, als die Blutmischung irgendeines anderen südamerikanischen Volkes. Der Paraguayer hat vieles vom ritterlichen Spanier, er hat seine Vaterlandsbegeisterung und den Kampfwillen, der die ersten Eroberer Südamerikas kennzeichnete.

Mit seinen in ganz Südamerika bewunderten Elan und mit einer Begeisterung, wie sie sonst auf diesem Kontinent in Kriegen selten ist, sind die Paraguayer auch in den Chacokrieg gezogen. Sie wußten, sie verteidigten ihr Vaterland, und sie haben es heldenmütig verteidigt. „El Chaco es nuestro" war ihre Parole, und sie haben sie wahrgemacht.

Wie ihre Augen leuchten, wenn jetzt in einem Kaffeehaus ihr Kampflied von der Musik gespielt wird! Jeder Paraguayer ist ein Soldat, und der Bund der Frontkämpfer, der sich nach dem Kriege hier gebildet hat, trägt auch politisch das Land. In einer Revolution, die nur einige Stunden dauerte, ist das liberale Regime, das fast zwei Jahrzehnte lang das Land beherrschte, gestürzt worden. Oberst Franco, ein durch seine persönliche Tapferkeit berühmter und von den Soldaten wegen seines kameradschaftlichen Verhaltens vergötterter Offizier, hat die provisorische Regierung übernommen. Es ist ein in Südamerika völlig neues Experiment, das diese Regierung in Paraguan durchführen will: Sie hat alle Parteien für ein Jahr verboten und will zunächst — wahrscheinlich mit der Absicht das Verbot später zu verlängern, bis sich alle Paraguayer der Revolutionspartei angeschlossen haben — das Land ausschließlich durch die Träger der Revolution, die Frontkämpfer und die ihnen nahestehenden Gruppen, regieren lassen. Freilich unterscheidet sich dieser Versuch dadurch erheblich von den großen Umwälzungen etwa in Deutschland und Italien, daß in Deutschland und Italien jeweils eine große organisierte Partei mit einem festen Programm vorhanden war, die den Staat übernahm, während die Revolutionspartei erst jetzt in Bildung begriffen ist und sich innerhalb dieser sich formierenden Partei noch verschiedene Gruppen, namentlich die konservativer gerichteten Mittleren und die links orientierten Arbeiter gegenüberstehen. In den letzten Wochen ist jedoch der Einfluß der Frontkämpfer und des Militärs in der Regierung noch erheblich gewachsen, und mehrere der Regierung nahestehende Gewerkschaftsführer sind unter dem Verdacht kommunistischer Betätigung ausgewiesen worden.

Paraguay ist auch das erste südamerikanische Land, daß eine großzügige Agrarreform durchführen, zwei Millionen Hektar Landes enteignen und an kleine Siedler verteilen will, wobei zugleich die Ausbildung des einzelnen Paraguayers für die Landwirtschaft gefordert werden soll. Es ist ein Land, das unter Wahrung seiner Traditionen seines geschlossenen Nationalcharakters und seiner eigenartigen ganz und gar in der Vergangenheit wurzelnden Schönheit seinen Platz in Südamerika behaupten, seinen Boden bevölkern, seine Städte modernisieren und die schweren wirtschaftlichen und finanziellen Folgen des Krieges überwinden will. Und um dieses alles willen ist das kleine Paraguay nicht nur eines der pittoreskesten, sondern auch eines der sympathischesten Länder dieses südamerikanischen Kontinents.

Die Flechtkunst der Südseeinsulaner

Von Dr. Friedrich Burger

Wenn wir die Völkermuseen unserer Großstädte durchwandern und die Handarbeiten der Südseevölker mit Aufmerksamkeit betrachten, so sehen wir Plastiken, Schnitzereien und Flechtarbeiten aller Art, die meistenteils mit den primitivsten Werkzeugen hergestellt, doch als Kunstwerke ersten Ranges anzusprechen sind. Welche Mühe, welche Sorgfalt haben doch diese „kulturlosen" Naturmenschen zu diesen Arbeiten verwendet!

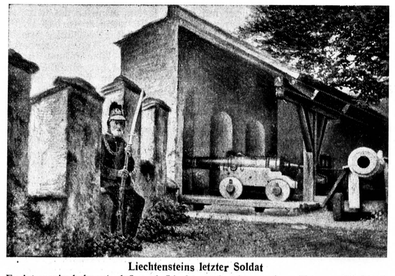
Betrachten wir die feinen Flechtarbeiten der Mikronesischen und Polynesischen Südseevölker, so werden wir finden, daß sie dauerhaft zweckmäßig und schön sind. Kaum wäre heute ein Künstler imstande mit den diesen Naturmenschen zu Gebote stehenden einfachen Handwerkszeugen ähnliches zu schaffen. — Zwei Völkergruppen sind es, deren Arbeiten unsere Aufmerksamkeit ganz besonders fesseln, nämlich die ostmikronesischen Völker, die Bewohner der Marshall- und Gilbertinseln und dann auch vor allem die Samoaner. Die Inselgruppen, die diese Völker bewohnen, standen vor dem Weltkriege unter deutscher Oberhoheit. Heute unterstehen die mikronesischen Inseln der japanischen, die Samoa-Inseln aber der neuseeländischen Mandatsverwaltung.

Die Flechtereien werden nach dem Gesetz der geschlechtlichen Arbeitsteilung bei diesen Völkern ausschließlich von Frauen besorgt. Es gibt Flechtarbeiten der verschiedensten Art, von denen wir hier nur die feinen Arbeiten, nämlich die Schlaf- und Bekleidungsmatten betrachten wollen. Diese Matten haben nicht nur einen Zweckmäßigkeitswert, sondern sie stellen auch den größten Reichtum einer Sippe dar. Die feinen Matten sind kostbarster Sippenbesitz, sie vererben sich von Generation auf Generation, und die Familie, die eine größere Anzahl von feinen Matten besitzt, genießt ein großes Ansehen beim Volke.

Betrachten wir zunächst einmal die feinen Arbeiten der Ostmikronesier. Diese Völkergruppen haben im Gegensatz zu den West- und Zentralmikronesiern keinen Webstuhl. Alle ihre Arbeiten sind mit den primitivsten Werkzeugen hergestellt. Die Natur liefert ihnen reichlich das Material, das sie zu ihren Arbeiten nötig haben, nämlich die leichten biegsamen Blätter des Pandanus (Schraubenpalme). Diese Blätter werden, um die holzigen Bestandteile daraus zu entfernen, mit einer Muschel geklopft und dann mit Hilfe einer besonders scharfkantigen Muschel in breitere und schmalere Streifen gespalten. Bei ihren Arbeiten bedienen sich die Frauen, um die Geflechtsstränge zum Einziehen der Geflechtsstreifen auseinanderzuhalten, eines Flachbrettes von etwa 1 Meter Länge und ½ Meter Breite. Zum Hereinziehen von einzelnen Strähnen benutzt die Künstlerin lediglich eine Flechtnadel aus dem Flügelknochen des Fregattvogels oder des fliegenden Hundes. Je schmaler die Strähne, desto feiner und wertvoller die Matte. Bei den feinsten Matten beträgt die Breite der Strähne 2 bis 3 Millimeter. Was nun die Matten der Marshallinsulaner auszeichnet, ist ihre Ornamentierung und Musterung. Zur Hilfe von Flechträten werden vielfach Ornamente aufgeflickt. Sorgfältig ausgewählte Muster in Schachbrettform oder in Zickzack Rautenband- oder Winkelbandlinien sind mit Hilfe brauner oder schwarzer Strähnen in das Geflecht hineingewirkt. Bei der Art der Musterung folgt man der alten Tradition, doch kann eine geschickte Künstlerin neue Ideen hineinbringen.

Sind schon die Kleid- und Schlafmatten bei den Marshallinsulanern von außerordentlicher Feinheit, so werden sie noch übertroffen von den einzig dastehenden Matten der Samoanerinnen. Die Kleidmatten der Samoaner sind von einer Feinheit, daß man sie von ähnlichen Webarbeiten kaum zu unterscheiden vermag. Man pflegt diese Matten mit Hilfe eines geflochtenen Gürtels um die Hüften zu befestigen. Die feinsten Sorten werden aus den Federn einer Schlingpflanze (Freycinetia) gewonnen, von der die kaum 1 Millimeter breiten Streifen verflochten werden. Die Art, wie diese feinen schmalen Blätter zur Flechtarbeit vorbereitet werden und die Art des Flechtens selbst ist überaus mühsam und zeitraubend. Die jungen Samoanerinnen arbeiten an einer solchen Matte unter Leitung älterer Frauen oft jahrelang. Andere Matten von geringerer Feinheit aus Hibiskus oder Pandanusblatt geflochten, dienen dem vornehmen Samoaner als Unterlage beim Schlafe. Je mehr Matten der Schläfer unter sich ausgebreitet hat und je feiner diese Matten sind, um so weicher ist auch sein Bett. Die Matten der Samoaner vertreten die Stelle des Brautgeldes. Die Sippe der Häuptlingstochter wird eingeschätzt nach den feinen Matten, die ihr der Vater mit in die Ehe gibt. Die Matten dienen auch als Zahlmittel besonders dann, wenn große Arbeiten geleistet werden, z. B. eine Hütte errichtet oder die Haut eines jungen Burschen tätowiert worden ist, aber auch dann, wenn der Zauberer für einen gelungenen großen Zauberakt belohnt werden soll.

Das weitere Eindringen der europäischen Zivilisation in die Südsee hat diese Völker nicht veredelt. Die Marshallinsulaner sterben von Seuchen infiziert dahin. Da die alte Mattentracht der europäischen Kleidung gewichen ist, werden feine Matten nicht mehr geflochten. Die Samoaner aber, dieses auf den paradiesischen Inseln lebende stolze und schöne Kulturvolk ist, nachdem die deutsche Verwaltung der ausländischen hat weichen müssen, durch Seuchen, Not und Unterdrückung sehr herunter gekommen. Die alten Sitten weichen europäischen Bräuchen, billige europäische Ware wird eingeführt, und damit ist die alte Flechtarbeit unrentabel geworden.

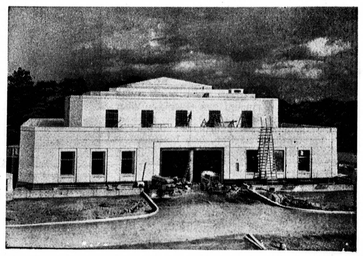


Liechtensteins letzter Soldat

Es ist wenig bekannt, daß auch Liechtenstein einmal einen Krieg geführt hat, und zwar im Jahre 1866 als Verbündeter Oesterreichs gegen Italien. Damals schickte das Ländchen eine „Armee" von 80 Mann ins Feld, die aber alle Ende August nach dem Friedensschluß mit Italien wohlbehalten heimkehrten, sogar in Stärke von 81 Mann, denn inzwischen hatte sich ein österreichischer Leutnant zu ihnen gesellt. 1868 wurde in Liechtenstein die Dienstpflicht abgeschafft. Von jenen 80 Mann ist nur noch einer übriggeblieben, Andreas Klieber, den wir hier als Wächter auf den Zinnen der Burg Vaduz sehen. (Atlantic, K.)

Amerikas Schatzkammer

Bei Fort Knox geht das neue bombensichere Granitgewölbe seiner Vollendung entgegen, in dem der Goldbestand der Vereinigten Staaten untergebracht werden soll. Insgesamt sollen hier 6 Milliarden Golddollar aufbewahrt werden. Natürlich sind alle erdenklichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen, um den Schatz vor Diebstahl und selbst im Kriegsfalle vor der Zerstörung zu bewahren. 50 gepanzerte Wagen werden das Geld von Neuyork und Philadelphia in die Schatzkammer bringen. (Pressephoto, K.)



Wissen Sie, was „Normen" sind?

Wenn an unserer Haushaltsnähmaschine oder am Fahrrad ein Teil ersetzt werden muß, wenn irgend wo eine Schraube fehlt oder die Kolbenringe im Automotor erneuert werden müssen, wenn wir Glühlampen kaufen oder Gummiringe für das Einmachglas — immer sind wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, gewiß, daß wir passende Teile erhalten. Obschon es in der Industrie Millionen verschiedener Artikel gibt, sind all diese Dinge nach genauesten Maßen hergestellt, sodaß sie überall passen. Wir sagen, die Dinge sind normalisiert, nach Normen gearbeitet.

Ohne die internationale Normung wäre unser Kulturleben nicht mehr zu denken. Einige Beispiele von der segensreichen Wirkung der Normalisierungsarbeit, die nicht nur von deutschen Technikern, sondern in der ganzen Welt geleistet wird, haben wir in den Eingangszeilen aufgezählt. An der Praxis muß sie einfach Staunen erregen. Wenn da, um beim markantesten Beispiel, dem Automotor, zu bleiben, die einzelnen Teile auf Lager gearbeitet werden, um beim Abruf durch den Käufer jederzeit zur Verfügung zu stehen, damit der Kraftfahrbetrieb eine möglichst kurze Unterbrechung erleidet, so sollen diese Teile auch ohne Nacharbeitung in den in Betrieb befindlichen Motor passen. Mit Zollstock und Schieblehre als Meßinstrumenten ist da nicht viel anzufangen. Der Zollstock ist überhaupt ein recht unzulängliches Meßgerät in der Hand des Industriearbeiters und eine Schieblehre mißt auch nur nach zehntel Millimetern. Dem Laien erscheint zwar ein zehntel Millimeter ein fast unvorstellbar kleines Maß; in der Praxis des Mechanikers und Maschinenbauers aber ist der zehnte Teil des Millimeters eine gar gewaltige Strecke. Wird nämlich irgend ein genormtes Automotorteil um dieses Zehntel zu klein gedreht, dann kann von „passen" überhaupt keine Rede mehr sein.

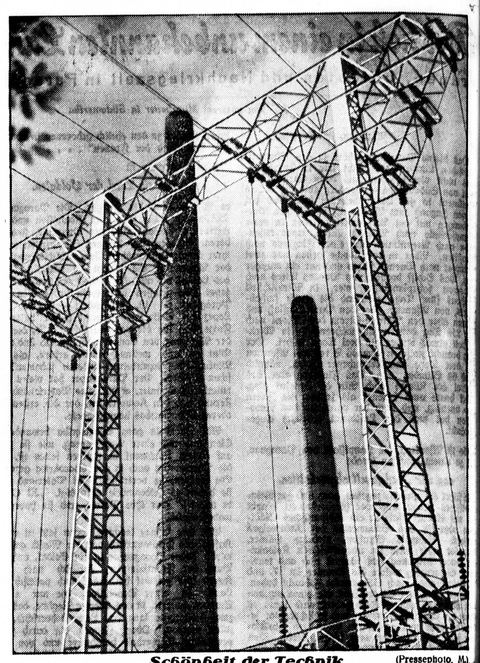
In unserer Maschinenindustrie wird nämlich nach ganz bestimmten Vorschriften „gepaßt". Da gibt es eine Grob- und eine Feinpassung; es gibt einen Gleitsitz, einen Dauersitz und einen Laufsitz. Diese Unterscheidungen sind dann noch mehrfach unterteilt, sodaß eine ganze Sammlung von Maßen heraus kommt. Man kann sagen, daß ein Teil, das einen Laufsitz haben muß, daß heißt, sich in einem Lager ohne zu klappern drehen soll, schon diese Eigenschaft nicht aufweist, wenn ein hundertstel Millimeter am vorgeschriebenen Maß fehlt. Heute ist es mit den anderen Sitzarten. Die Normung, die denn auch ebenfalls von den Vollfreaks einstimmig eingeführt ist, erfordert nicht mehr das Arbeiten mit direkten Messerlehren an Feilbank, Bohrschleifmaschinen und Drehbank, sondern mit Lehren, die „Toleranzen" aufweisen. Eine Welle darf zum Beispiel auf der einen Seite der „Nachenlehre" nicht durchgehen, während die andere Seite darüber gehen muß. Erfüllt die Welle diese Bedingung, dann ist sie „Lehrenhaltig", mit anderen Worten gesagt, man hat die Gewißheit, daß die Welle in das Lager paßt, auch wenn der Besteller mit seinem Motor meilenweit vom Herstellungsort der Welle entfernt wohnt. Weisen die beiden Seiten der Nachenlehre einen Unterschied von einem hundertstel Millimeter auf, so wird eben „auf einen hundertstel Millimeter genau" gearbeitet.

Heute gibt man sich etwas im Fluamotorendau, wo es auf unbedingte Auswechselbarkeit der Teile ankommt, kaum noch mit Hundertbruchteilen vom Millimeter zufrieden. Man schreibt Maße vor, die nur wenige tausendstel Millimeter betragen. Daß bei feinen Laufsitzen die letzte Abnahme von Material am Werkstück durch moderne Schleifmaschinen erfolgt, versteht sich am Rande. Indem wird in der Hauptsache mit Schnellschnittstählen gearbeitet, deren Abnutzung so gering ist, daß Veränderungen an den Stahlschnittflächen fast gar nicht in Betracht kommen. Da selbstverständlich die Lager nach ebenfalls genau maßhaltenden Lehren gearbeitet werden, so können getrost die einzelnen Teile eines Motors (oder jedes anderen Maschinenteiles) in getrennten Werkstätten, manchmal auch in verschiedenen Fabriken, hergestellt werden; sie werden immer zusammen passen. Im Weltkriege sah man die Notwendigkeit, nach Normung zu arbeiten, zuerst in größerem Umfange ein, weshalb auch diese Jahre als die eigentliche Geburtszeit der modernen Industrienormung anzusprechen sind.

Das Uebertragen der Kriegsnotwendigkeiten auf die Friedensfabrikation bedeutete dann nur noch einen Schritt nach vorwärts. Heute wird schon so ziemlich alles nach Normblättern angefertigt, was irgendwie Bedeutung im Leben hat. Bis zu Anfang des laufenden Jahres umfaßte das deutsche Normenwerk über 6000 endgültig fertig gestellte Blätter, die die unterschiedlichsten Dinge umfaßten. Da bestehen Normblätter für Krankenhausbetten so gut wie für Milchflaschen, Weckgläser, deren Deckel und Dichtungsringe und für Briefkoaden, von den Normungen der Gewinde, der Schrauben, der Röhren und ihrer Verbindungsstücke, der Baumaterialien, ja, selbst des Häuserbaues bis zur Dachluke ganz zu schweigen.

Wir wiesen eingangs schon darauf hin, daß nur durch genaueste Festlegung der Maße die Auswechselbarkeit erreicht werden kann. Was das heißt, weiß nun Beispiel der Landbewohner ganz genau, der einen Schaden an seinem Fahrrade hatte. Früher konnte er von viel Glück reden, wenn er nach kriegsschwerem Anfrage bei der Fahrradfabrik im Verlauf von einigen Wochen durch die Post einen Ersatzteil bekam, der erst nach entsprechender Nacharbeitung beim Dorfschmied einen sogenwürdigen Zustand darstellte. Heute acht er schlimmstenfalles zum Fahrradhändler der nächsten Stadt (oft führt auch der Dorfkrämer solche Artikel), und erhält dort mit tödlicher Sicherheit ein passendes Kugellager oder eine Schraube für den Freilauf. Wenige Handgriffe nur, und das kranke Fahrrad, der Lastwagen mit der Panne am Vergaser ist wieder betriebsfähig!

Gewaltige Summen werden auf diese Weise dank der Normung der Volkswirtschaft erspart. Man kann sich tausende von Briefbogen drucken lassen, ohne befürchten zu müssen, daß sich im nächsten Jahre die Größe des Papierformate ändert. Ein deutsches Berghauunternehmen erspart durch die Normung der Preßluftschläuche im Jahre 30 000 RM. Wer könnte die Summen ermessen, die für andere Zwecke frei werden dadurch, daß die Eisenkonstruktteure mit genau festlegenden Maßen der Profileisen für Bauten rechnen können. Das Gleiche ist der Fall mit Nieten, Nietlöchern, Schraubenbolzen usw., den dazu verwendeten Gewinden. Ein solches Gewinde kann mit einem zweiten im Durchmesser durchaus übereinstimmen; zu vollbrauchen beshalb Mutter und Bolzen noch lange nicht, denn während das eine Gewinde etwa 10 Gänge auf einen Zentimeter hat, weist das andere nur neun auf. Niemand dächte solche ungenormten Gewinde zusammen.



Schönheit der Technik (Pressephoto, M.)

Wie sendet man ein Bild?

Nachdem in Berlin, Frankfurt-Main, München und Köln schon vor längerer Zeit Versuche gemacht worden sind, Bilder drahtlos herzustellen zur Uebermittlung von telegraphischen Bildern, ist jetzt eingerichtet worden, daß auch Briefe eine solche erhalten. Die Geräte werden sich in Sender und Empfänger und sollen über Telegraphenleitungen mit den entsprechenden Bildsendern und Empfangsstellen im Deutschen Reich in Verbindung. Sender und Empfänger arbeiten nach dem elektro-optischen System und Photozellen. Der notwendige Gleichlauf der Geräte wird nach vorheriger Verständigung beider Stellen hergestellt.

Ein Bild zu senden ist für den Absender mit einigem Anstrengender, als die Aufgabe eines Telegramms. Man sucht die postalische Bildbehörde auf und gibt am Schalter das Photo ab. Der Beamte stellt nunmehr die nötigen Anschriften her, das Bild wird in das Gerät gespannt. Ein feiner Lichtstrahl tastet es Punkt für Punkt ab, und der Photozelle werden elektrische Ströme entsprechend, die sich über den Empfangsapparat stelle mitteilen. Dort spricht der Empfänger mit absolutem Gleichlauf an und übermittelt das Stromimpulse einer Platte mit lichtempfindlicher Schicht. Sobald der sendende Beamte das Schlußzeichen gibt, wird die Aufnahme entwickelt, und erst nach gelungener Entwicklung trennt man die Verbindung. Ein Abzug des Bildes wird dann sofort wie ein Telegramm dem Empfänger zugestellt.

Man kann sich vorstellen, daß die Sender und der Empfang eines Bildes, vielleicht eines köstlich einer Familienfeierlichkeit, eine ausgezeichnete Ueberraschung bedeuten kann. Nach unten der Bildgröße keine Grenze gesetzt; nach oben werden als größte Formate 13 mal 18 Zentimeter gesendet. Die Gebühren richten sich nach allen Bildfeindestellen nach der Größe. Für den Quadratzentimeter Bildgröße werden zwei Pfennige berechnet bei einem Mindestpreis von vier Mark.

Es hat immerhin neun Jahre gedauert, bis der zuerst eingerichteten Bildtelegraphenstelle von Berlin nach Wien die fünf Sendestellen im Deutschen Reich folgten.

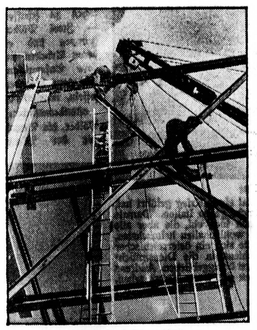
Drang nach der Höhe

Es geschieht immer öfter, daß dem durch die Straßen einer größeren Stadt Wandernden ein fesselndes Bild ins Auge springt: hochragendes schlankes Gitterwerk, das Skelett eines werdenden Hauses, und oben in schwindelnder Höhe die Männer einer neuen Bautechnik am Werk. Nicht mit Mörtel und und Kelle, nicht mit gewichtigen Ziegelsteinen, sondern mit Niet und Preßluftbammer. Da schwebt der lange Arm eines Krans heran, an Gehänge seines Flaschenzugs baumelt es wie ein schmaler Blechstreifen, den ein Knabe unterm Weihnachtsbaum für seinen Spielzeugbaukasten braucht. Und es ist in Wirklichkeit ein schwerer, massiver Träger. Eine Sprosse zwar nur in dem gewaltigen Gitterwerk des Stahlskeletts, das sich zum Ganzen fügt. Vielleicht ist dies das eindrucksvollste an dem Werden eines solchen Bauwerks: daß Glied für Glied sich mühelos zum Ganzen fügt.

Man weiß, daß sorgsame planende Arbeit dahinsteckt. Man weiß: die T-Träger und Winkeleisen, die Knotenbleche und Versteifungen, die Holme und Sprossen dieser fühlernen Himmelsleitern sind genau berechnet und in der Werkstatt haarscharf auf richtiges Maß zugeschnitten. Jedes Teil hat seinen ihm präzise zugewiesenen Platz, und wenn seine Zeit herangekommen ist, paßt er bis auf das Millimeter in das Notwerk der Stahlkonstruktion hinein. Und doch macht man sich selten klar, welch' eine ungeheure Umwälzung bautechnischer und organisatorischer Art gerade hierin liegt. Vielleicht am ehesten begreift man den Wandel, wenn man einmal Stahlbaumänner im Winter an ihrer Arbeit sieht, zu einer Zeit, wo sonst jedes Bauen aus Witterungsrücksichten ruhen muß. Man verwundert sich, daß in dieser Bauweise unaleich etwas wie ein neuer Triumph des Menschen über die Natur, über Winter und Kälte, steckt.

Aber man bearbeit auch noch etwas anderes: die Tatsache nämlich, daß hinter allem sichtbaren Werken und Schaffen Abertausende unsichtbarer Hände tätig sind, Hände der Werkmänner in den Hochofenanlagen und Stahlwerken, in den großen Walzwerken und Stahlkonstruktionswerkstätten. Es ist ja nicht anders als beim Bauwerk selbst: jedem Einsichtigen wird das beim Anblick eines solchen modernen Bauwerks klar, als daß der weitaus größte Teil aller Arbeit an Werken des Stahlbaus in den Werkstätten und Fabrikhallen fern von der eigentlichen Baustelle verrichtet wird. Ja verrichtet werden muß, wenn die Montage in schwindelnder Höhe glatt und reibungslos von statten gehen soll. Und es liegt auf der Hand, daß dieser Arbeitsanteil auch wiederum unabhängig ist von der Gunst oder Unaunst der Witterung, daß also die Bautechnik des Stahls das Bauwesen seines Charakters eines „saisonbedingten" Gewerbes entkleidet.

So klar und deutlich diese Merkmale dem Beschauer eines Stahlskeletts auch sein mögen, sie treten völlig zurück, wenn das Skelett



Das Bauen in Stahl sieht ganz anders aus als das Bauen in Beton und Stein. Die Montage fertig zugeschnittener Stahlteile vollzieht sich oft in schwindelnder Höhe. (Foto: Reinke)

seine „Ausfachung", seine Umhüllung mit feuersicherem Verblendmaterial erhalten hat. Aus dem feingliedrigen Gerippe wird ein steinernes Haus, das wie jedes andere aussieht und die besonderen Eigenschaften völlig von dem Dasein verschwinden läßt. Der Stahlbau in dieser Form, nämlich als Stahl-Hausbau, verliert nach außen sein Gesicht. Und er vermag nur dann die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken, wenn er sich in besonderer Höhe auftraft, wenn er in das Gebiet der Hochbäuser vorrückt. Hochbäuser sind die eigentlich „populären" Typen moderner Stadtbauten, weil sie Abwechslung in das Einerlei der Bebauung der Großstädte mit gleichartigen mehrstöckigen Häusern bringen, weil sie damit der modernen Stadt das geben, was im alten Stadtbebau die hochgiebeligen Rathäuser, die Kirchen und Stadttürme waren.

Das geringe Eigengewicht des Stahls zusammen mit seiner hohen Festigkeit steigern die Ausdehnungsmöglichkeiten nach oben fast ins Unermeßliche. Stadtbilder wie die von Newyork und Chikago sind in ihrer Wirkung geradezu überwältigend. Wie steile Blöcke stehen die großartigen Wolkenkratzerbauten vor-, hinter- und nebeneinander, sich wie die Kulissen eines grandiosen Freilichttheaters in vielfältigen Perspektiven überschneidend. Man mag über die wirtschaftliche und allgemein menschliche Bedeutung dieser Riesenbauten unterschiedlich denken: eines muß man ihnen lassen: sie sind als Baukörper besser als ihr Ruf. Denn dieser Baukörper ist das Ergebnis reiner Konstruktion nach bester Raumausnützung sowohl in der Breite wie in der Höhe, korrigiert nur durch die Bedingungen des Lichteinfalls.

Und ein richtiges Bild von diesen Bauriesen und ihrer Technik entsteht eigentlich erst, wenn man einen Blick in ihre Entstehung wirft. Diese ist heute nur noch eine zeitlich genau gegeaelte Folge von Montagevorgängen unter Benutzung von genormten Teilen. Nur dadurch nämlich ist es möglich, einen solchen modernen Hochhausblock von 140 000 Kubikmeter in der kaum vorstellbar kurzen Zeit von 6 Monaten vom Beginn des Ausschachtens bis zum Bezug des fertigen Hauses hinzustellen.

Welt der Frau

Am Webstuhl und Stickrahmen

Frauenhände ruhen nicht gern, besonders wenn nicht, wenn sie auf irgendeine Weise eigenen Gedanken Ausdruck zu geben vermögen. Sie kneten und formen sie allerlei Figuren oder nützliche Gebrauchsgeräte, schaffen praktische wie elegante Kleidungsstücke, und nicht zuletzt verwenden sie den einfachen Leinen-, Seiden- oder Wollfaden zu einem Gewebe, aus dem oft wahre Wunderwerke an kleinen und großen, den Alltag verschönenden Dingen entstehen. In mühsamlichem Fleiß sitzen sie neue Muster am Webstuhl und mit der Nadel aus, nicht ruhend, bis das Ergebnis den wirklichen Bedürfnissen entspricht. Und da das Stilgefühl und der künstlerische Formensinn in jener Entwicklung begriffen ist, wird es ja auch nicht immer fallen, einen sicheren Einfluß auf die breitesten Bevölkerungskreise zu gewinnen. Darum ist es so wichtig, daß erprobte Fachkräfte ihre Erfahrungen, ihre Talente und ihre Kenntnisse in steigendem Maße nutzbringend anwenden können.

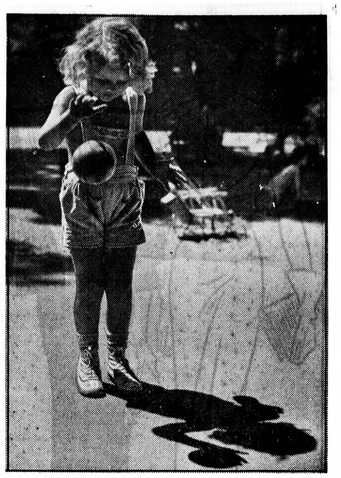
Sieht man eine solche Frau an ihrem Hochoder Flachwebstuhl sitzen, will man es gar nicht fassen, mit welcher Geschwindigkeit ihr die schwierigste Arbeit von der Hand geht. Das Klimmen der Kette und das Einführen von Schuß- oder Einschlagfäden geschieht im Nu und doch braucht die Vollendung eines Kleiderstoffes sowohl wie einer Decke und eines Teppichs eine nicht zu knapp bemessene Zeit. Besonders das Teppichknüpfen, wie es jetzt mehr und mehr den Fischerfrauen in Pommern und Ostpreußen nachgeahmt wird, bedarf großer Geduld und Sorgfalt, denn je dichter die Knüpfung ausfällt, einen um so höheren Wert erhält das fertige Stück. Findet ihr Werk dann Anerkennung fühlen sich die fleißigen Arbeiterinnen auch belohnt und mit Eifer gehen sie an die Erledigung eines neuen Auftrags.

Auch die vielen Frauen, die ihr Heim schmücken wollen und die nicht über die Mittel verfügen, eine fertige Handweberei zu erwerben, nehmen sich ohne weiteres die nötigen Kenntnisse für die Selbstherstellung zunächst eines kleinen Deckchens, eines Besatzes oder eines Kragens aneignen. Wer kennt nicht die Bandwebebrettchen, die Plättchen, den einfachen Webrahmen und den Tischwebstuhl? Hat man erst einmal die Grundlagen der Technik erfaßt, will man weiter Schritt für Schritt. Alte Flicken werden noch sorgsamer als bisher gesammelt, denn es soll nicht mehr lange dauern, bis der erste bunte Flickenteppich das Auge erfreuen wird. Und wer weiß, was sich aus einem so verheißungsvollen Anfang noch entwickeln mag.

Wen auch das Sticken nie in dem Maß so vernachlässigt worden ist wie jahrzehntelang die alte nordische Volkskunst des Webens, so hat doch auch dieser Zweig der Handarbeit lange Zeit nicht die ihm gebührende Geltung genossen. Die Maschine und ihre Erzeugnisse übertrumpften alle bescheidenen kleinen Künste und die Frauen suchten andere Beschäftigungsarten, die sie durchaus nicht immer befriedigten. Nun, auch dieses Blütchen hat sich gewendet, und wir leben selbst ungeübte Hände sich liebevoll mit Stickereien, Häkeleien und Strickjachen abgeben. „Uebung macht den Meister", heißt es nicht umsonst, und so erkennen wir an vorzüglich ausgeführten Arbeiten auch die Meisterin, die durch eine strenge Schule gegangen ist. Die Erfordernisse der Mode usw. verlangen ein immerwährendes Hinzulernen und ein gelegentes Anpassungsvermögen. Auch ist es gar nicht so leicht, die Uniformen, Fahnen und Abzeichen zu besticken. Der hierzu nötige Umgang mit dem spiralförmig gewickelten Draht aus Gold, Silber und Aluminium will gepflegt sein, denn so wenig wir Laien vielleicht im Straßenbild darauf achten, eine Unregelmäßigkeit und Unsauberkeit in der Ausführung würde uns doch sofort auffallen. Aber nie werden wir einen Fehler bemerken, weil eine berufstätige deutsche Frau nun einmal ihren Ehrgeiz darein setzt, ihr Bestes zu leisten.

Hilde Fries.

Spiel in der Sonne



(Mauritius, M.)

Frauen, fördert Familienkunde

Der Aufgabenkreis der Frau ist in den letzten Jahren erheblich gewachsen: es ist ihr eine neue, schöne Pflicht zugewiesen worden, nämlich die Pflicht, sich um die Geschichte ihrer Familie zu bekümmern. Der Anlaß dazu gab den Anlaß. Man wurde sich, als man die Fragen nach Namen und Herkunft der Groß- und Urgroßeltern vorgelegt wurden, mit einiger Beschämung bewußt, wie wenig man in der Tat von seinen Vorfahren weiß. Soweit man sich über seinen Ursprung klar war, hatte dieses gewisse Eindrücke mitgenommen, im ganzen aber sind sie der Vergessenheit anheimgefallen, und das ist eigentlich ein Jammer. Es wird sehr selten möglich sein, das einst Versäumte nachzuholen und außer ein paar an sich belanglosen Daten bedeutsamere Einzelheiten zur Familiengeschichte zusammenzutragen, aber gerade die Unmöglichkeit, tiefer in die Vergangenheit einzudringen, soll uns eine Mahnung sein, das lange Versäumte nachzuholen und für unsere Nachkommen eine Familiengeschichte, eine Familienchronik, zu begründen, in der auch wir und unser Tun vorkleben werden.

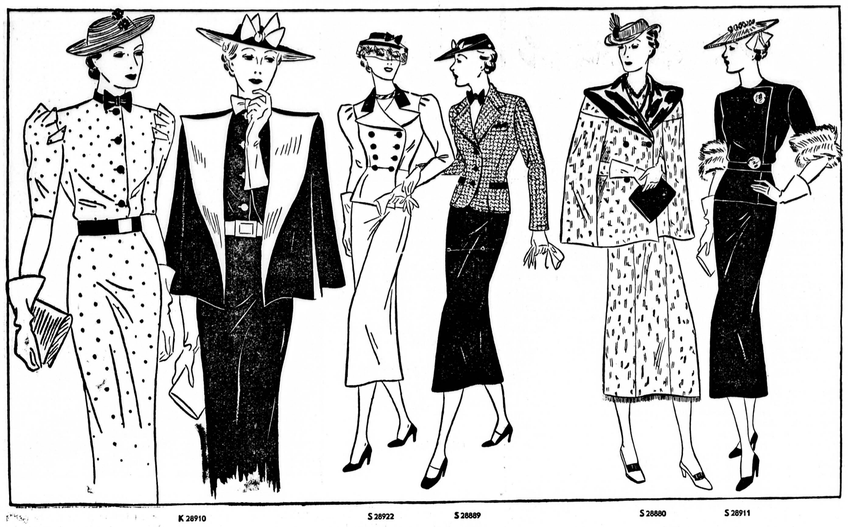
Diese Chronik wird uns zugleich eine Mahnung sein, unser Leben so zu gestalten, daß es den Enkeln und Urenkeln Freude und Stolz bedeuten muß, in diesen Blättern zu lesen. Es kommt nicht darauf an, daß diese Chronik in schöner Sprache oder Schrift aufgezeichnet wird; es genügt, wenn jeder es so gut macht wie er eben kann, aber es kommt darauf an, daß alles Wesentliche in der Chronik erwähnt wird. Beginnen wird man mit eigenen Kindheitserinnerungen an die Eltern und Großeltern. Da wird vielleicht die Erinnerung an eine alte Frau mit weißer Haube sein, die Tag für Tag Strümpfe strickte für die Enkelkinder und ihre Fuchsien und Pelargonien pflegte; da ist ein alter Mann, dessen Hände schon zitterten, der aber immer noch hinter dem Pfluge ging. Es werden einem Ausdrücke einfallen, die diese Alten taten, und man sollte sie eintragen in die Chronik. Sie geben vielleicht über Charakter und Wesen der Vorfahren Aufschlüsse, für die unsere Nachkommen dankbar sein werden.

Ein wird sehr selten möglich sein, das einst Versäumte nachzuholen und außer ein paar an sich belanglosen Daten bedeutsamere Einzelheiten zur Familiengeschichte zusammenzutragen, aber gerade die Unmöglichkeit, tiefer in die Vergangenheit einzudringen, soll uns eine Mahnung sein, das lange Versäumte nachzuholen und für unsere Nachkommen eine Familiengeschichte, eine Familienchronik, zu begründen, in der auch wir und unser Tun vorkleben werden.

Es

Die ersten Herbst-Modelle

Modelle aus „Bayers Mode für Alle". Zeichnungen n. Product.



K 28910 S 28922 S 28889 S 28880 S 28911

S 28880

K 28910. Das schlichte, hochgeschlossene Wollkleid mit modischen Armeln wird durch nebenstehendes Cape zum Complet ergänzt. Schleife, Gürtel und Capeaufschläge aus weißem Piké oder aus dunklem Samt. Erforderlich: 2,80 m Stoff, 130 cm breit, 60 cm Garnitur-Stoff, 50 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte f. 88 u. 96 cm Oberw.

S 28922. Neu an dem eleganten Herbstkostüm aus blauem Wollstoff ist der rote Lederkragen, mit dem die Knöpfe übereinstimmen. Doch wäre der Kragen auch aus dunklerem Samt modisch richtig. Erf.: etwa 2,50 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

S 28889. In diesem Herbstwerden Jackenkleider aus zweierlei Stoff besonders bevorzugt. Hier ist der schlichte Rock dunkelbraun, die einreihig geknöpfte Jacke aus beige-braun kariertem Wollstoff. Erf.: etwa 1 m Rockstoff, 1,50 m Jackenstoff, je 140 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 92 u. 100 cm Oberw.

S 28880. Zu dem Cape-Complet gehört das unten gezeigte Kleid, das mit Fransen, die aus dem Kleidstoff ausgezupft sind, u. mit Knöpfen verziert ist. Das Cape schließt vorn jackenartig und hat einen breiten Pelzkragen. Erf.: 3,80 m Stoff, 130 cm br. B. Beyer-Schn. f. 92 und 100 cm Oberweite.

S 28911. Sehr schlicht und vornehm als Straßenanzug wirkt das Kostüm aus dunklem Wollstoff mit kurzen Armeln, die mit langhaarigem Pelz besetzt sind. Große, dekorative Knöpfe. Erforderl.: 2,20 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

Allerlei Vorschläge für die Fischtage

Sobald die größte Sommerhitze vorbei ist, kommen die regelmäßigen Fischtage in der Woche wieder. Man hat ja eine reichhaltige Auswahl an guten möglichen Fischen. Es kommt dabei im wesentlichen auf den persönlichen Geschmack an. Aale sind vielen Leuten zu fett, Hechte zu grätenreich. Die vorzüglichen Fischfilets dagegen sind sowohl preiswert wie köstlich im Geschmack; sie werden für viele das Gegebene sein. Man kann sie jedenfalls genau so vielfältig zubereiten wie alle anderen Fische.

Die einfachste Art der Zubereitung ist immer, den Fisch in Salzwasser abzukochen. Will man dieses Fischwasser zur Soße verwenden, so soll man einige Zwiebelscheiben mitkochen. Der Fisch muß, wenn er fertig ist, noch einige Minuten zugedeckt im Kochwasser ziehen.

Die Fischsoße gibt der Mahlzeit ihren Hauptreiz. Man bereitet eine Mehlschwitze, die man mit dem Fischkochwasser auffüllt. Dann schmeckt man sie mit Salz richtig ab. Zu einer Kräutersoße gibt man dann reichlich feingewiegte Kräuter hinein (Petersilie, Schnittlauch, Dill und ähnliches).

Sehr wohlschmeckend ist auch eine Pilzsoße. Man putzt und wäscht die Pilze sorgfältig und dünstet sie in Wasser weich. Hierauf mischt man sie unter die Soße aus dem Fischkochwasser (aber ohne den Kräuterzusatz). Will man eine einfache holländische Soße kochen, so füllt man die Mehlschwitze halb mit Wasser, halb mit Milch auf, schmeckt mit Salz und Zitronensaft ab, nimmt vom Feuer und quirlt ein Eigelb hinein. Die Soße darf nicht allzu säuerlich sein. Man gibt dann einige Kräuterspitzen zum Fisch. Auch soll man den Fisch mit gebackten, hartgekochten Ei überstreuen.

Gekochter Fisch mit gerlassener Butter ist immer wohlschmeckend. Auch eine Senfsoße ist nicht zu verachten. Wenn man die Mehlschwitze mit Fischkochwasser aufgefüllt hat, gibt man soviel Mostrich daran, daß die Soße eine gute Farbe und einen kräftigen Geschmack bekommt. Unter Umständen muß man noch ein wenig Essig und etwas Zucker hineintun.

Beim Braten von Fischen kann man die nicht zu großen Stücke leicht mit Salz bestreuen, in Mehl wälzen und in brauner Butter in der Pfanne auf kleinem Feuer unter öfterem Umwenden langsam gar braten. Besser aber schmeckt der Fisch, wenn man aus vier Löffeln Mehl, etwas Wasser und einem Ei einen leichten Eierkuchenteig rührt, die Fischstücke darin wälzt und sie nun in schwimmendem Fett ausbackt.

Besonders fein ist ein gebackener Fisch. Man schneidet passende Stücke von dem Fisch, der natürlich von allen Gräten befreit sein muß. Dann wälzt man die Stücke in gequirltem Ei, dem man ein wenig Mostrich zugesetzt hatte, dann in Semmelmehl und brät sie nun rasch auf beiden Seiten in Butter braun. Hierauf legt man die Stücke in eine feuerfeste Schüssel, bestreuselt sie mit dem Saft einer Zitrone, belegt sie mit Butterflöckchen und löst ein Glas Apfelwein (oder einen leichten Weißwein) zu. Der Fisch muß noch 20 Minuten im Bratofen langsam weiter braten. Man gibt ihn in der Form möglichst heiß zu Tisch und reicht dazu zu Sahne gerührte Butter, die man mit Kapern gemischt hat.

Aal zu braten. Aal, den man braten will, darf nicht allzu dick sein. Mittelgroße Aale sind das richtige. Die Aale werden gut gesäubert, dann in fingerlange Stücke geschnitten, eingekerbt und mit Salz bestreut. Nach einer Stunde streicht man das Salz ab und wälzt die Stücke in Mehl, worauf man sie in der Pfanne in brauner Butter brät. Man ißt dazu Gurkensalat.

Fischpastete. Gekochter Fisch wird von allen Gräten befreit und in kleine Stücke zerteilt. Hierauf verrührt man ihn mit 30 Gramm Margarine und 2 gut verquirlten Eigelb, schlägt das Weiß der vier Eier zu steifem Schnee, würzt es mit Pfeffer und Salz und hebt es leicht unter den Fisch, worauf man die Masse in feuerfester Form in mittelheißem Ofen etwa 30 Minuten backen läßt.

Fischklöße. Der gekochte Fisch wird fein gewiegt und mit Semmelmehl, 1 Ei, Pfeffer und Salz zu kleinen Klößen geformt, die man in kochendem Wasser leicht aufwallen läßt. Man gibt sie mit Kapernsoße zu Tisch.

Henriette Pahlen.

Tomatenschnitten. Weißbrotscheiben werden in Butter auf beiden Seiten hellbraun gebacken und auf eine heiße Platte gelegt. Auf jede Schnitte legt man je nach Größe ein bis zwei Tomatenscheiben, auf diese ein Spiegelei, das mit Zuhilfenahme von Brettern zu kleinen Boen von etwa 30 cm Höhe geformt. Dadurch überzieht das Ganze mit einer dicken, mit Kräutern gewürzten Tomatentunke oder mit einer gut mit Zitrone geschärften Sardellentunke.

E. S.

Silbenrätsel.

Aus den 39 Silben:

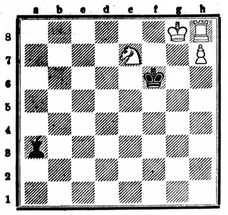
a — batt — bo — chei — do — dol — e — ech — eid — gi — i — ka — king — la — lart — le — li — mehl — na — nek — nie — nil — nyi — ra — ra — rat — ri — ro — sack — se — sen — statt — te — tenz — tong — un — va — wa — zri —

sind 16 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Teil von Rumänien
2. kleine witzige Geschichte
3. Bezeichnung für Spruch
4. feines Gewürz
5. Stadt in Italien
6. Stadt in Baden
7. Gold- u. Juwelengewicht
8. Stadt in Westfalen
9. Kriechtier
10. kaufmänn. Bezeichnung
11. Feldherr
12. französische Kolonie
13. Stadt in Ostpreußen
14. Versteckter Spott
15. Berg in der Schweiz
16. Mündungsarm der Ems

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Goethe.

Schachaufgabe



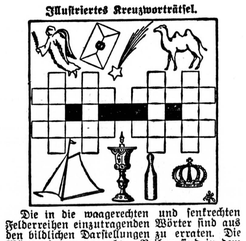
Weiß zieht und gewinnt.

Stellung: 6. Figuren. Weiß: König g8. Turm h8. Springer e7. Bauer h7. — Schwarz: König f6, Läufer a3.

Ballrätsel.

Auf jedem Ball befindet sich ein Wort mit fünf Buchstaben mit folgender Bedeutung: 1. Rückstand verbrannter Kohle, 2. Naturerscheinung, 3. kleines Raubtier, 4. Ausdruckschafter, 5. Zurechtweisung, 6. militärische Dienste, 7. industrieller Ring. Die nicht sichtbaren Buchstaben ergeben, hintereinandergelesen, eine Kunststätte.

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Wann wurde das Paket abgeschickt?

Am 26. eines Monats im Weltkriege wurde in Berlin ein Paket nach Bukarest in Rumänien aufgegeben. Dort wurde es am 1. des folgenden Monats dem Adressaten zugestellt. Das Paket war, Aufgabe- und Zustelltag eingerechnet, fünf Tage unterwegs. In welchem Jahr und Monat ist das Paket abgesandt worden?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1. Le2—c4, b5×c4. 2. Tf2—b2. Ke4—d5. 3. Df1—e4†. Kd7—c4. 4. Sd7—b6, matt. Oder: 2. ...., Sb1—d2. 3. Th2—d2, Le3×d2. 4. Df1—f3, matt. Oder: 2. ...., Le3—c1. 3. Df1—c4†, Ke4—e3. 4. Tb2—e2†.

Bilderrätsel:

Die Probe eines Genusses ist seine Erinnerung.

Einschalträtsel:

Das rechte erkennen und nicht tun, Mangel an Mut.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1 Moche. 5. [illegible] 8. Ahr. 9. Ifere. 11. Tee. 12. Saebv. 13. [illegible] 14 Ome. 15 Kra. 18. Fro 19. Mraß. 23. [illegible] 25. Weise 26 All 27 Iro 28. Einem. [illegible] oben nach unten: 1 Rat 2. Dheim 3. [illegible] 4 Eis 5 Lee 6 Ord 7. Beyla. 10 [illegible] 14 Otawi 15 Krain 16. Rolle 17 [illegible] 20 Mer 21 Rio 22 See 24. Ilm. Dreyer 1 bis 18 Rhein 7 bis 17 Brenn 17 bis 27 [illegible]

Der Kaffee ist zu heiß.

Wir würden Herrn Eilig raten, [illegible] Kaffee erst einige Minuten stehenzulassen und dann die Milch zuzuschütten. Dann [illegible] der Kaffee mehr abgekühlt. Das klingt [illegible] wahrscheinlich. Es aber so: denn 1. [illegible] Wärmegefälle und damit die Wärmeabgabe sinkt bei großem Temperaturunterschied [illegible] rasch. 2. Durch das sofortige Aufgießen nimmt die Flüssigkeit mengenmäßig zu, [illegible] eine größere Menge kühlt sich langsamer ab. 3. Die Milch bildet auf dem Kaffee eine [illegible] haltige Schicht welche der Verdampfung [illegible] damit Abkühlung hinderlich ist.

Viersilbige Scharade.

Tropfsteinhöhle.

Synonym:

1. kritteln, 2. ahnen. 3. fechten, 4. flunkern, 5. erwägen, 6. erlösen, 7. feimen, 8. [illegible] 9. abschätzen, 10. tünen. 11. luxten, 12. [illegible] tern, 13. hintertreiben — Kaffeeklatsch.

Scharade:

Seetund.

Haus, Hof und Garten

Kampf dem Verderb

Trockene, luftige Ueberwinterungsräume für Gemüse

Weißkohl, Rotkohl, Blumenkohl, Wirsing, Kohlrabi, Möhren, Rote Rüben, Sellerie, Schwarzwurzel, Grünkohl, Rosenkohl, Lauch und noch einige andere Gemüse lassen sich über Winter gut im frischen Zustand aufbewahren. Doch es fehlt oft an Platz und Räumlichkeiten für die Aufbewahrung, so daß einmal einige Möglichkeiten gezeigt werden sollen, wie man mit wenig gute Aufbewahrungsräume schaffen kann, um das Gemüse vor Verderb zu bewahren. Hat man nur wenig Gemüse zur Ueberwinterung, so wird man für dieses kleine Quantum schon ein Plätzchen im Keller schaffen. Der Keller muß frostfrei sein und sich vor allem gut lüften lassen. Denn das Luftbedürfnis des eingelagerten Gemüses ist kaum geringer als zur Zeit des Wachstums. Auch an frischen Frosttagen brauchen die Kellerfenster nicht gleich geschlossen zu werden, dumpfe Luft ist für die Erhaltung viel schädlicher als Kälte, die nicht so leicht in den Keller eindringt. Ein Gemüsekeller sollte eine mittlere Temperatur von 3 bis 6 Grad Celsius aufweisen. Ungeeignet sind feuchte, dumpfige Keller und solche, die stark duftende Materialien, wie Petroleum, Heringe, Käse, lagern, weil von ihnen das Gemüse, ebenso wie das Obst, einen üblen Duft erhält und unschmackhaft wird. Vor dem Einbringen der Gartenfrüchte wird der Keller gründlich gereinigt, gelüftet und womöglich noch abgeschwefelt. Der Sand, in den das Gemüse eingeschlagen wird, soll etwas feucht, keineswegs aber trocken sein, damit kein Welken der Gemüse eintritt. Der Sand wird in zweckmäßiger Weise mit Zuhilfenahme von Brettern zu kleinen Boxen von etwa 30 cm Höhe geformt. Dadurch hält der Keller auch ein ordentliches Aussehen. Eine andere Art der Ueberwinterung ist die in Scheunen, wie den Kohlschuppen in Polen, und Schuppen oder Bodenräumen.

Ein sehr geeigneter praktischer Ueberwinterungsraum im Freien, dazu dicht am Gebäude gelegen, läßt sich in folgender Weise herstellen. Es wird der Erdboden dieses Platzes tüchtig ausgehoben, und dann wird, wie in der Abbildung 1 angegeben, ein Bretterverschlag mit schrägem Dach so hoch aufgerichtet, daß sich ein erwachsener Mensch darin bewegen kann. Beim Eintritt strengerer Kälte wird dieses Dach überdeckt mit Strohmatten und durch Einschütten von Erde ein ausreichender Schutz hergestellt. Die Abbildung 1 erläutert alles nähere und erspart eine eingehende Beschreibung.

Abbildung 1

Leicht herstellbarer Ueberwinterungsraum für Gemüse

Ein anderer Ueberwinterungsraum, eine Art Gemüsekeller, der etwas tiefer in der Erde steckt, läßt sich aus sechs Bretterwänden — den zwei Stirn- und zwei Längswänden, dem Boden und dem Dach — in einfacher Weise zusammensetzen, wie das in Abbildung 2 erläutert wird. Die Größe der Wände richtet sich nach dem Vorrat, meistens genügt ein Außenmaß der Längsseitenwände und des Daches von 1,80 mal 2,50 m, die Vorder- und Hinterwand werden bei gleicher Höhe von 1,80 m schmaler genommen. Die Bretter, die nicht zu schwach sein dürfen, erhalten an der Außenseite einen Ueberzug von Dachpappe. Die Vorderseite erhält eine Oeffnung, die als Einsteigeloch dient. Nach Fertigstellung der Wandung wird die Grube in der erforderlichen Größe 1 m tief ausgehoben. Dann erhält die Bodenwand einige Feldsteine als Unterlage, die Seitenwände werden aufgestellt, miteinander befestigt und dann schließlich das Ganze, soweit es aus dem Erdboden herausragt, mit Erde oder Stroh überdeckt.

Aehnlich dem Gemüsekeller sind einfache Gruben. Nur wird man entsprechend dem geringen Vorrat sie kleiner anlegen, vielleicht 50 cm tief und 1 m breit, die Länge richtet sich nach dem Bedarf. Die ausgehobene Erde wird an den Seiten aufgeworfen, wodurch sich die Wände der Grube erhöhen. Auf die Sohle kann man Sand bringen, um in ihn das Gemüse einzuschlagen. Die gefüllte Grube wird mit Stangen abgedeckt, die auf den Erddämmen ruhen, und auf die Stangen kommt Laub, Stroh, Heidekraut als Schutz gegen den Frost. Die beiden Schmalseiten bleiben zur Entlüftung möglichst lange offen, um erst bei stärkerem Frost geschlossen zu werden. — Größere Erdgraben oder Mieten, in gleicher Weise, wie sie zum Einbringen von Rüben oder Kartoffeln angelegt werden, können auch für Wintergemüse verwendet werden. Die Mietenbreite beträgt hier meistens nur 1 m, und damit das Gemüse trocken liegt, wird der Boden mit Heidekraut, Ginster, Stroh ausgelegt. Nach Füllung wird die Miete mit Langstroh bedeckt und mit Erde beworfen. Damit keine zu starke Erwärmung eintritt, die leicht zur Fäulnis führen würde, ist für ausreichende Entlüftung ähnlich der Bodenentlüftung bei Kartoffel- und Rübenmieten, zu sorgen.

Wer einen Frühbeetkasten besitzt, kann in diesem auch Gemüse, besonders Kohl, überwintern, nachdem statt der Fenster Bretter aufgelegt worden sind, auf die bei Bedarf Laub und Stroh aufgepackt wird, wobei die Seitenwände einen gleichen Schutz gegen Kälte erhalten müssen.

Schließlich kommt noch eine sehr einfache Ueberwinterung im Freien, das Einschlagen im Gräben oder flachen Gruben, in Betracht. Voraussetzung aller Ueberwinterungsverfahren im Freien ist die Vorbedingung, daß keine Mäuse in den Vorrat eindringen können. Er würde mehr oder weniger stark zerfressen und vom Kot beschmutzt werden. Der Mäuseeinwanderung beschränkt muß einem mäusesicheren Ueberwinterungsraum schaffen.

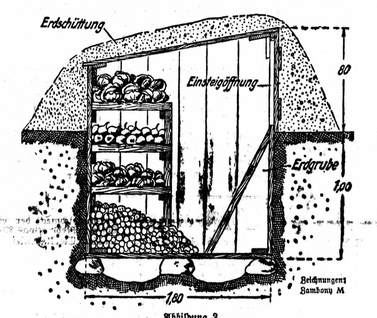


Abbildung 2

Durchschnitt durch einen selbst zusammensetzbaren Gemüsekeller

Praktischer Ratgeber

Arbeitskalender. Landtechnische Arbeiten im September. Die ersten Tage und Wochen des Monats werden mit der Saat der Wintergerste ausgefüllt. Es schließt sich daran die Aussaat der weiteren Winterfrüchte, des Weizens, Roggens, Dinkels. — Kein ungereinigtes Saatgut verwenden! In der Windfege und in dem Trieur sind wichtige Saatgutmaschinen geschaffen, deren Benutzung mit zum Ernteerfolg beiträgt. Die Winterfaat soll mit Druckrollen gedrillt werden, was noch immer viel zu wenig beachtet wird. Die Zeit der Aussaat richtet sich nach dem Boden und nach den klimatischen Verhältnissen. Je früher ausgesät wird, um so besser für die Bestockung der Pflanzen vor dem Winter. — Zur Verhütung des Brandes des Saatkorns wird es geheizt, und zwar am besten mit Tillantin. Germisan oder Abavit B. — Bei schweren Böden sind mit dem Häufelpflug nach der Saat Wasserfurchen zu ziehen. — Ist die Saat beendet, so werden sämtliche verwendeten Maschinen und Geräte sorgfältig gereinigt und bei vorhandenen oder drohenden Schäden am besten gleich dem Landmaschinenhändler zur Instandsetzung übergeben. Sind Landmaschinen und Landgeräte in Ordnung, so werden sie für die Winterruhe durch Einfetten und Anstreichen vor Rost- und Faulschäden geschützt. Für den zweiten Wiesenschnitt kommt jetzt noch einmal die Grasmähmaschine zur Benutzung. Auch sie wird nach Gebrauch wieder gründlich gereinigt, und zweckmäßig werden gleich die Messer nachgeschärft und eingefettet, sowie alle beweglichen Teile abgeschmiert. Da die längere Zeit unbenutzt bleibt, wird sie mit einem Plan abgedeckt. Natürlich ist sie vorher ausgebessert worden, wenn sie beschädigt war. — Ist ein Ackerschlepper vorhanden, der in den vorangegangenen Ernte- und Saatwochen ebenfalls wie alle übrigen Landmaschinen und Landgeräte stark beansprucht worden war, so wird dieser sofort dem Ausbesserungswerk zugeführt. Ueber die vorgeschriebenen Reinigungs- und Schmierarbeiten darf der Bauer keinerlei Arbeiten an seinem Kraftschlepper vornehmen oder es dulden, daß ein Laie sich daran zu schaffen macht. Zu beachten ist, daß die verwendeten Schmiermittel, Fette und Oele, in vorgeschriebener, bester Güte verwendet werden müssen. Nk.

Die Fischerei und Teichwirtschaft im September. Mit abnehmender Temperatur sinkt mehr und mehr das Kraut, und damit gestaltet sich auch die Zugnetzfischerei immer günstiger. Dem Zugnetz geht aber gewöhnlich erst das Sellnetz und Stellnetz voran, oder es folgt ihm. Diese stehenden Netze werden an Gelegen und Bergen aufgestellt, an denen der Fisch jetzt gern wechselt. Nachdem die Gelege abgetrieben sind, tritt das Zugnetz in den tiefen Stellen und Buchten in Tätigkeit. Der Fang auf den abwandernden Aal nimmt in diesem Monat sein Ende, der Hecht wird noch gelegentlich in Vorstellnetzen gefangen. Die Bestellung der Satzfische, Karpfen, Schleien, Brachsen, Zander, für die Herbstbesetzung ist jetzt vorzunehmen. Wem an sicherer Lieferung gelegen ist, bestellt am besten auch schon die Satzfische für das Frühjahr. Der September ist auch die richtige Zeit zum Aussetzen von Satzkrebsen. Man setze zwei bis drei Weibchen auf ein Männchen aus. Es kommt auf 1 Morgen Fläche Flußkrebs in Betracht. Zu empfehlen ist, erst durch einen Versuch festzustellen, ob die Krebse und das Gewässer frei von der Krebspest sind. Zu ersterem Zweck werden die Krebse zwei Wochen lang in abseits liegenden Hältern quarantänisiert, zu letzterem ein Dutzend Krebse in einem geschlossenen Korb zwei Wochen lang in dem betreffenden Gewässer beobachtet. Die Aussetzung hat, um Erstickung zu verhindern, am Abend oder auf einem Schilfloß zu geschehen, von wo die Krebse aus freien Stücken das Wasser aufsuchen können. — An warmen Tagen ist die Fütterung der Karpfen noch fortzusetzen. Man achte aber sorgfältig auf die Fütteraufnahme und beende die Fütterung, wenn die Aufnahme zu wünschen übrig läßt. Bei kühler Witterung kann man wenn es erwünscht ist, zu Ende des Monats schon mit der Abfischung einzelner Abwachsteiche beginnen. Voraussetzung ist, daß entweder Gelegenheit zu sofortigem Absatz oder zu guter Hälterung gegeben ist. Sonst müssen jetzt die Hälter und Abfischerungsgeräte, Kätcher, Transportfässer, Abfischkästen usw., für die Hauptabfischungen im Oktober und November instand gesetzt werden. — Die Forellenteichlinge werden sortiert, die Fütterungsteiche gereinigt und gekalkt. Für winterfischere Teiche und Bäche werden jetzt Forellenjetzlinge bezogen und eingesetzt, die jetzt besser und billiger sind als im Frühjahr und sich noch vor Winter gut eingewöhnen. Wer sich selbst mit der Ausbrütung befaßt, kann jetzt die embryonierten Eier in den Zuchtanstalten bestellen. Dr. W.

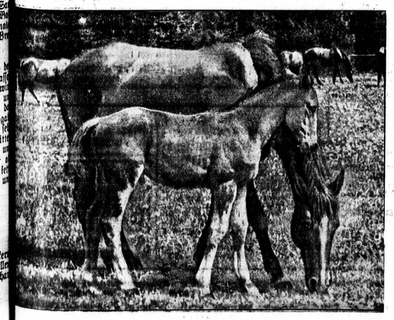
Durchfall bei Ferkeln. Das Auftreten von Durchfall bei Ferkeln wird begünstigt durch Mangel an Jod, an Kalk und an Vitamin D, hohen Säuregrad, hohen Gehalt an Eiweiß bzw. Magnesium (viel Weizenkleie) im Futter der trächtigen Sau während und nach der Geburt, alles was Verdauungsstörungen bei der Sau veranlassen kann sowie Mastitis der Sau unmittelbar nach dem Werfen. Vorbeugend ist für warmen Stall und warmes Lager, einwandfreie Fütterung der Sau und Ferkel zu sorgen. Einige Tage vor dem Ferkeln verabreicht man ein Futter, das abführt (Zusatz von Leinmehl oder wenn nötig von Glaubersalz). Plötzlicher Futterwechsel ist zu vermeiden. In allen Fällen von aufgetretenem Durchfall, der Ferkel verabreicht man der Sau Glauberzalz (5 Gramm je Tag), den Ferkeln klinisches Karlsbader Salz (1 Gramm je Tag). Ganz allgemein empfiehlt es sich, den Muttersauen und den Ferkeln, sobald sie Beifutter erhalten, Brambeau im Futter zu verabreichen. M.

Vor allem abends brauchen Deine Zähne Chlorodont

Ein vergessenes Gewürzkraut

In früheren Zeiten war das Liebstöckel besonders in den Bauerngärten allgemein vertreten. Man kennt die ausgezeichnete Pflanze „Maggipflanze" allgemeiner. Doch darf dieser Name im Handel nicht benutzt werden. Aus diesem Grunde erscheint das Liebstöckel im Handel unter der Bezeichnung „Suppenkraut". Doch sollte man es bei dem alten Namen lassen. Die Blätter geben mitgekocht den Fleischsuppen einen ausgezeichneten Geschmack; darum wurde das Liebstöckel in vergangenen Jahrhunderten so überaus hoch geschätzt. Alle abgekochten Teile der Pflanze sollen wohltuend auf die Nierentätigkeit einwirken. Unsere Abbildung zeigt ein blühendes Liebstöckel. Die Blütezeit ist Juli—August.

(Brandt, K.)



Das Paradies der Pferde

Stute mit Fohlen auf der Koppel der Fuchskehren. Eine Aufnahme aus dem neuen Kulturfilm der UFA „Das Paradies der Pferde".

(Pressephoto, K.)

Der gute Junge

„Mit den Kindern hat man schon seine Sorgen! Haben Sie auch Kinder?"

„Ja! Einen Sohn!"

„So? Macht der auch den ganzen Tag?"

„Nein! Der hat überhaupt noch nie eine Zigarette angerührt!"

„Aber vielleicht trinkt er oder spielt er oder treibt sich bis spät in die Nacht hinein herum?"

„Nein! Das macht er auch nicht!"

„Was? Der kommt nie spät nach Hause?"

„Nie! Nach seinem Abendessen geht er sofort zu Bett!"

„Sie Glückliche! Sie sind zu beneiden! Und wie alt ist denn der junge Mann?"

„Uebermorgen wird er sieben Monate!"

Wahr

„Das ist mein voller Ernst", sagte die Frau, als sie nachts um 3 Uhr ein polterndes Geräusch auf der Treppe hörte. (Jugend.)

Unverschämt!

„Dein Hauptgläubiger scheint ein reicher Mann zu sein."

„Ja. Und trotzdem tut er so, als ob ich über seine Mittel lebte."

Doppelte Mitgift

Vater: „Ich hoffe, junger Mann, Sie sind sich dessen bewußt, daß, wenn ich Ihnen meine Tochter gebe, Sie ein edelmütiges und großzügiges Mädchen heiraten?!"

Bewerber: „Das weiß ich und hoffe, daß sie diese Eigenschaften von ihrem Vater geerbt hat!"

Immerhin

Der junge Vater muß ausgiebigst bei den Verwandten über sein halbjähriges Söhnchen berichten. Die Fragerei will kein Ende nehmen.

„Kann er denn schon Papa zu dir sagen?" will Tante Amalie wissen.

„Na, so einigermaßen", sucht sich der Geplagte endlich Ruhe zu verschaffen, „nur die Konsonanten kriegt er noch nicht 'raus!"

Zeit lassen

Eine Dame wird in einem Modegeschäft vom Chef selbst bedient. Nach dem sie sich zwei Stunden durch das Lager hat führen lassen ohne etwas zu kaufen, fragt sie: „Ich halte Sie doch nicht auf?"

„Eigentlich wollte ich morgen verreisen", sagt der Chef, „aber schlimmstenfalls kann ich auch bis übermorgen warten!"

Juristerei

Der kleine Franz geht morgens mit seinem Vater von Hause fort, er zur Schule und jener zum Gericht, wo er Amtsgerichtsrat ist.

„Vater", fragt Franz unterwegs, „kann man auch für etwas bestraft werden, was man nicht gemacht hat?"

„Nein, mein Sohn, im allgemeinen nicht. Trotzdem kann es einmal vorkommen, daß man sich irrt und jemand für etwas bestraft, was er nicht getan hat."

Erleichtert atmet Franz auf. „Dann bin ich zufrieden, Vater, ich habe nämlich meinen Schulaufsatz nicht gemacht."

*

Mit rotem Kopf und offenbar in höchster Wut stürzt die junge Frau in das Atelier des Photographen.

„Guten Morgen, gnädige Frau! Womit kann ich Ihnen dienen?"

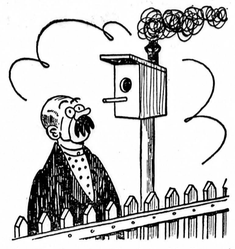
„Dienen? Von Ihnen will ich überhaupt nichts mehr! Sehen Sie sich das Hochzeitsbild an, das Sie gemacht haben! Es ist eine Schande! Mein armer Mann sieht ja aus wie ein Affe!"

Der Photograph guckt bedauernd die Schultern:

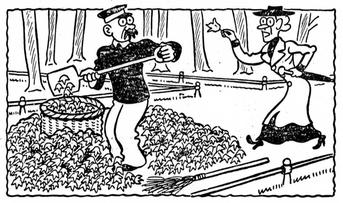
„Das tut mir wirklich sehr leid, gnädige Frau. Aber das hätten Sie sich überlegen müssen, ehe Sie ihn heirateten." (Answers.)

Gelbe Blätter

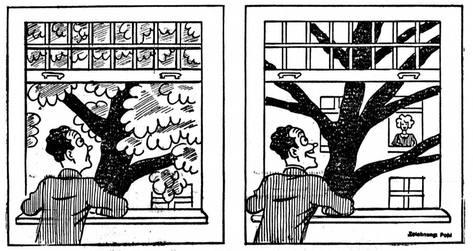
„Sieh' Liebling, endlich ist unsere Bank mal frei."



Der Vogelfreund: „Nun habe ich ihnen ein heizbares Häuschen gebaut, und trotzdem sind sie nach dem Süden gezogen."



Heilige Ordnung
„Halloh! lieber Mann, dieses Blatt haben Sie liegen lassen."



Endlich wieder freier Blick
Der Verliebte im Sommer — und im Herbst

Praktische Selbsthilfe

„Gibt es denn heute nur einen Gang? Ausgerechnet Käse?"

„Ja, mein Liebling", gestand die junge Frau kleinlaut. „Das kam nämlich so: Die Beefsteaks fingen Feuer und fielen in die Speise, und da mußte ich die Suppe dazu benutzen, um zu löschen."

Die gute Kraft

„Wie macht sich denn unser neues Fräulein?" fragte der Inhaber einer Musikalienhandlung seinen Prokuristen.

„Großartig! Fabelhaft!" lobte der Prokurist. „Heute vormittag hat sie wahrhaftig einem tauben Herrn ein Grammophon verkauft."

Man braucht's nicht zu glauben

MacIntyre betritt mit seinem kleinen Sohn die Bank und kramt aus seiner Tasche einen Scheck.

„Wie wünschen Sie die Zahlung?" fragt der Schalterbeamte.

„In Zehnpfundnoten, bitte!"

Der Schotte bekommt es nach Wunsch und zählt den Betrag nach: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun . . ."

Da bricht er hastig ab, nimmt seinen Jungen an die Hand und geht.

„Du hast ja nur bis neun gezählt, Vater!" sagt der Kleine erstaunt. „Pst! Nicht so laut! Man darf nie bis zuletzt zählen. Es könnten ja noch zwei Scheine darunter liegen!"

(Neue I. Z.)

Aus Kalau

Einem Wirt wurde einmal eine silberne Taschenuhr aus seinem Nebenzimmer gestohlen. Trotz aller Nachforschungen blieb der Täter unentdeckt, und die Uhr kam nicht wieder zum Vorschein.

Da kam eines Tages ein lustiger Reisender zu dem Wirt und fragte: „Wissen Sie, was aus Ihrer Uhr geworden ist?"

„Nun?" fragte der Wirt hastig und glaubte sich schon wieder in ihrem Besitz.

„Ein Waisenkind ist daraus geworden", antwortete unter allgemeinem Gelächter der witzige Gast und Spaßvogel. „Sie wird von fremden Leuten aufgezogen."

Unerhört

„Es ist einfach unglaublich! Da gibt man sich Mühe, keinen Lärm zu machen, man schleicht auf den Zehenspitzen . . . und dann sind diese Nachtbummler um drei Uhr nachts noch nicht zu Hause!"

Fasse dich kurz

Seit einer Stunde hält die Dame die Telephonzelle besetzt.

Ein freundlicher Herr:

„Soll man Ihnen vielleicht das Abendessen in der Zelle servieren?"

Der ungeschickte Dicke

„Unverschämtheit! Ich knie hin, um ihr meine Liebe zu gestehen, da bricht sie in ein furchtbares Gelächter aus, nimmt den Apparat zur Hand und knipst mich!"

(Fliegende Blätter.)

Englischer Humor

„Ein tüchtiger Mann bist du! Eben kommst du aus dem Gefängnis — zwei Jahre wegen Brandstiftung — und nun kannste nicht mal Feuer im Ofen anmachen!"

(Passing Show.)

Alles schon dagewesen

„Mein Teurer, wirst du mich noch liebhaben, wenn mein Haar grau ist?"

„Natürlich! Ich habe doch schon schwarz und blond und rötlich mitgemacht."

Aber natürlich!

„Ich glaube unbedingt an Seelenwanderung!", behauptete Lehmann an seinem Stammtisch, „und ich bin sicher, daß ich früher einmal ein Schaf war!"

„Glaubst du wirklich?" fragt ihn Meier unsicher.

„Ja, nämlich damals, als ich dir die ausstehenden 30 Mark lieh!" (Neue I. Z.)

*

„Ich höre, Sie haben sich mit Ihrem Nachbarn verzankt. Was hat's denn gegeben?"

„Ach, Sie wissen doch, meine Kinder nehmen Klavierstunden, und da schickt mir mein Nachbar neulich eine Axt rüber mit einem Zettel: „Versuchen Sie das auf Ihrem Klavier!"

(Cincinnati Enquirer.)

Togal

Togal-Tabletten sind ein bewährtes, ärztlich erprobtes Mittel bei
Rheuma, Hexenschuß, Gicht, Nerven- und Kopfschmerzen, Ischias, Grippe / Erkältungskrankheiten
Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure und wirkt bakterientötend. Togal ist unschädlich! Über 7000 Ärzte-Atteste! Machen Sie noch heute einen Versuch! Kaufen Sie aber nur Togal, es gibt keinen Togal-Ersatz!
M 1.29 In allen Apotheken

Muster frei! Kappiche, Matratz. Gardinen, Läufer Polstermöbel Zahlungserleichterung Topitsch-Frisé, Essen 28

Stottern Wirklich Hilfe. Prosp. frei. Fachinstitut Haenckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 27

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh
nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage abfinden, ohne an Abhilfe zu denken? Oft meinen, es gäbe kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie einmal ein Zeitlang „Silphokalin" nehmen möchten, indem Sie sich an dessen Kunstlicht. Denn „Silphokalin" wirkt nicht nur äußerlich, schleimlösend, entzündungshemmend und keimwidrig, sondern es verjagt die angestaute Schleimhaut mit Gewalt, sie dann aus- und Panzerstoffen gegen die schädlichen Reize und hindert so auf wirksame Weise Neuinfekt. „Silphokalin" ist von Professoren, Ärzten und Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original „Silphokalin". Packung mit 80 Tabletten RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bichler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 304 von Dr. phil. nat. Straub.

Deutsche Marken-**Nähmaschinen** ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— **Ritter, Paderborn, Markt 8** Besichtigung erbeten

Hastreiter's Kräuterkuren gegen Kropf Basedow vollständig giftfrei, ohne Jod, vollkommen unschädlich. Tausende von Heilerfolgen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** Verlangen Sie kostenlose Auskunft und wissenschaftliche Broschüren über Kropf und Basedowleiden Nr. 2 **Friedr. Hastreiter** Gauting bei München

Rheinisches Technikum Höhere technische Lehranstalt **Bingen** Ingenieur-Ausbildung Prospekte anfordern kostenlos

Für 29.- Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.-. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Wer inseriert wird nicht vergessen!

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzelnde Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofertig zugehen.

Suche für eine Bekannte, kathol. Witwe, allein., 40 J., gute Figur (Ostdeutsche), m. schön. Heim, wünscht m. geb., kath. Herrn, bis 50 J., zwecks **Heirat** kennen zu lernen. Witwe mit 1–2 Kindern angenehm. Offerten u. Nr. 7/1133 an „Der 7. Tag", Paderborn.

45jähr., gebildete Witwe, allein., kath., schl. Figur (Ostdeutsche), m. schön. Heim, wünscht m. geb., kath. Herrn, bis 50 J., zwecks **Heirat** bekannt z. werden. Offert. erb. unter Nr. 7/1131 an „Der 7. Tag", Paderb.

Kath. Fräulein, in Diaspora b. Kassel, Ende 30, jünger aussch., im Besitz eines gutgehenden Hauses, auch Landwirtschaft, wünscht auf diesem Wege die Bekanntschaft eines charakterfesten, strebsamen Herrn in sicherer Position zwecks **Heirat** zu machen. Ausführliche Zuschriften erbeten unter Nr. 7/1134 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Witwer, alleinstehend, Ende60, sehr rüstig, kath., mit gutem friedlichen Charakter, in geordneten Verhältnissen u. Eigentum, sucht Bekanntsch. m. alleinstehend., nichtganz mittelloser Dame entsprechenden Alters zwecks **Heirat**

Heiratsgesuche finden im **7. Tag** weiteste Verbreitung

Rosette Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, 1a Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantouffel,** Gänsemästerei, Neutrebbin 86 (Oderbr.), Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Auch Sie sollten sich sofort die Woltmusterkarte und illustrierte Preisliste mit den tabelhaft günstigen Angeboten für Wollgarn, Strümpfe, Unterwäsche u. reizende Pullover anfordern portofrei schicken lassen von **Garn-Koch** in **Erfurt W 180**

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": II. Vj. 36: 33 787. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H. Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 38 Sonntag, 20. September 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Jeder Tag ein Geschenk

Das ist nun so in diesen Wochen: Man weiß nicht recht, soll man sich noch sommerlich halten oder schon auf den Herbst einstellen. Man ist oft versucht, den Ofen im Zimmer einzuheizen, die lange Pfeife, Filzpantoffeln und all die anderen Utensilien der „langen Abende" hervorzuholen. Und dann überrascht einen wieder ein Morgen, der hell und strahlend aufgeht wie eine köstliche Verheißung und mittags fühlt man die liebe Sonne wieder unterm Rock wie zu ihrer besten Zeit. Es ist schon so: man kann nicht mehr von einen Tag auf den anderen schauen; heute Sturm und Regen, fallende Blätter, traulische Zimmerseligkeit hinter verhangenen Fenstern, morgen schon herrlichster Sonnenschein, bunte Vielfalt der Farben, leuchtender Garten, lockende Früchte, brennende Wandersehnsucht in die blühende, verduftende Heide. — Man wird so ganz uneins mit sich selbst, hin- und hergerissen von dem Wandel der Stimmungen, man hängt an dem Tag als an einem Endgültigen und Ganzen, schaut nicht zurück und nicht vor und sucht aus den flüchtigen Stunden noch ein letztes schönes, sommerliches Glück zu erhaschen, ein Stündchen Sonnenschein, ein brennend rotes Blatt vom bunten Wein, die letzten Rosen und die frühen Astern. Und in lauten Spätsommerabend eine spärliche Hoffnung von einem blanken Funken, der aus dem sprühenden Sternhimmel fällt . . . . Jeder Tag wird so zu einem Geschenk. Und erst recht, wenn plötzlich nach langen Regentagen und kühlen Abenden ein Sonnentag anbricht. Wenn sich die herrlich verklärende Fülle vorherbstlichen Lichtes über die Welt ergießt. Solch ein Tag ist wie ein Traum; man weiß, daß er zu Ende geht und vielleicht nie wieder anbricht vor den trüben Wochen des tiefen Herbstes. Er ist wie ein Traum, weil alles so unwahrscheinlich schön ist, so verschwenderisch prachtvoll wie im Märchen oder wie in einer ganz schönen Geschichte. Die Städter wandern unruhig durch die langen unfreundlichen Straßen, freuen sich an dem prunkenden Weingerank und an jedem bunten Blumenfenster; streben zur Stadt hinaus, suchen die schmalen sandigen Wege zwischen den Feldern und Aeckern, an den Höfen vorbei in die frisch und würzig duftenden Wälder. Fern bleibt die Stadt mit Türmen und hohen Giebeln als blasse unwirkliche Silhouette zurück; niemand schaut sich dorthin um. In allen Blicken brennt die Sonne, die nun schon am Nachmittag tief steht, wie verlohende Glut. Vor den schmucken kleinen Bauernhäusern sitzen die Landleute, und die Kinder beißen behaglich in die roten dickbackigen roten Aepfel. Alle, die sich begegnen, grüßen einander freundlich, als wäre dies eine letzte Gelegenheit. — Wenn über den fernen Höhen der Tag blutigrot verloht und der Himmel sich wie eine blasse silberblaue Glocke über der Erde wölbt, ziehen die Scharen der Ausflügler heim in die Stadt. Aus den Dörfern klingt schon lustige Tanzmusik herüber und irgendwo fern singt eine Magd einsam ein schwermütiges Liebeslied. Auf den Landstraßen aber leuchten die hellen Lichter der Autos vorüber. Alles ist auf dem Heimweg am Abend, auf dem Heimweg zu den dunklen Türmen und Giebeln, über denen lautlos, aber in majestätischer Pracht das funkelnde Heer der Sterne aufzieht, die den stillen Gruß des Friedens aus fernen Welten herüberwinken . . . . . .

Im Traum dieses Tages aber hängen die Menschen noch lange mit glücklichen Gedanken und haben das Herz noch voll Friede und Freude, wenn ein wilder Haufe Regenwolken den schönen Traum längst ausgewischt . . . .

Im Kranz der Rebenhänge

Bild-Archiv des 7. Tages

Verklärter Herbst

Von Georg Trakl

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Es ist der Liebe milde Zeit,
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh' und Schweigen unter.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Ein geknickter Zweig / Humoreske von Felix Riemkasten

Ich habe einen sehr schönen Garten, und wer das bezweifeln will, der soll erst einmal selber einen Garten haben und dann vielleicht nicht glauben, sein Garten wäre schön. Oder wertvoll. Oder jedenfalls sein Garten, und damit Schluß.

Aber das ganz für sich.

Das, worauf es ankommt, ist dies: auf der Straße vor meinem Hause, hart an meinem Garten, spielen die Jungen Hockey. Dies tun sie leider nicht ganz für sich, sondern sie spielen ihr Hockey in einer wahren Volksgemeinschaft so, daß sogar mein Garten mitspielen muß meine Nerven, mein alles.

Hockeyspielen ist etwas Aehnliches wie Kriegführen. Man weiß, wie es anfängt, man weiß sogar, was man beabsichtigt, aber wohin dann der Ball geht (und wie, au, oh!) daß weiß niemand.

In meinen Garten geht der Ball . . . natürlich.

Er ist machtvoll angeschlagen worden, der Junge hat sich beim Hieb fast um sich selbst gedreht und ist beinahe zu Fall gekommen — wo ihn dann der Liefertwagen von der Möbelfabrik gefaßt hätte —, und sieben andere Jungen haben Mordio, Hurra und Hoi geschrien und dann ist der gesänftigte Ball von der Bordkante zurückgeprallt, aufgehopst vor Entsetzen und unter dem lang hinhallenden Begleitgeheul aus acht jugendlichen Kehlen in der tragischen Verkettung der Umstände in meinen Garten gesprungen, mitten in den Klumpen Rhododendron, und da liegt er nun, tief unten drunter, und der Hauptjunge läutet bei mir an der Tür. Die sieben anderen warten ab; sie rufen dem Hauptjungen nur zu, er solle sich beeilen So ein Spiel wünscht Dampf . . .

Der Junge redet mit raschem Atem: „Entschuldigen Sie, unser Ball ist hier reingeflogen, ich lange ihn aber selber raus".

Und will sich heranmachen an den Rhododendron.

Der Ball hat noch keinen Zweig abgeknickt von den teuerwerten Pflanzen, aber der eifrige Junge wird es besorgen.

„Mein lieber Junge", sage ich, und ich runzle für mich selber die Stirn, weil ich solche Lügen wie „lieber Junge" herausbringe . . .

Also so geht das nicht.

„Mit eurem Ball knickt ihr die Pflanzen ab. Spielt woanders. Wo keine Gärten sind. Oder meinetwegen vor anderen Gärten, aber auf keinen Fall hier."

Ich hole selber den Ball heraus aus der Tiefe der Pflanze und knicke keinen Zweig. Und dann klumpt sich der Haufe Jugendlicher nahe bei der Gartentür zusammen, sie reden leise, aber sie reden offenbar von mir, denn ihre Blicke stechen nach mir. Zögernd verschiebt sich das Spielfeld um etliche Meter seitwärts. Leider ist die Partei am anderen Flügel offenbar die bessere, denn das Spielfeld rückt schon wieder näher an uns heran, und während meine Frau (sie hat es mit den Nerven) jetzt nicht mehr Kaffee trinken kann, denn sie erwartet in jedem Augenblick den Ball mitten im Zimmer . . .

„In der Kaffeetasse", stöhnt sie.

Also da gibt es nur zweierlei. Entweder du duldest es und trägst dann das Leid und die Kosten oder du duldest es nicht und zerstörst ein paar wonnige Jugendträume. Es gibt einen schmutzigen, peinlichen Kampf zwischen der Liebe zum Garten und der Liebe für die Jugend, aber nachdem der nächste Ball donnernd gegen die Fensterladen gegangen ist, hat glatt die Notwehr ihre Rechte gefordert, und ich habe der Jugend etliche markige und ernste Wörter gesagt.

Die Jugend sammelt sich dünn und spärlich, um die Wörter anzuhören. Einer kommt, weil er leider kommen muß, um den goldiverten Ball zu holen, aber die anderen stehen lieber etwas entfernt.

Der dunkle Punkt aber, der den Hasen in den Pfeffer legte und den Kopf des Nagels kraftergänzte erst später in dem bezeichnenden rechten Lichte, in dem ich von da an bei der Jugend stand. Sie hatten sich zwei Häuser weiter gesammelt und besprachen den Fall, denn ich hatte sie gekränkt. Zweige waren nicht abgeknickt, ins Fenster war der Ball nicht gegangen, er war nur gegen die Laden gegangen, und um so ein bißchen regt der Mann sich auf. Sie brauchten mir ein lobendes „Nieder". Mein Nachbar, der uns besuchen wollte, ging gerade durch den Knäuel der Empörten und fing mit freudig abstehenden Ohren das Wesentliche aus der allgemeinen Stimmung auf. Von ihm erfuhr ich meine Wertung.

„Los, Mensch, quatscht doch nicht ewig um so'n bißchen Dreck!"

„Ja, weiterspielen, weiterspielen!"

„Ja, Mensch, aber der Olle? Der Olle läßt uns nicht!"

„Quatsch, der Olle! Der ist ja verrückt!"

— — —

Natürlich spielen sie schon wieder. Machen kann man da nichts. Daß ich verrückt bin, tut mir nicht weh. Das haben schon viele gesagt, aber es liegt böswillige Haßsucht darin, und darum hat diese Behauptung keinen Ueberzeugungswert. Aber daß sie mich „der Olle" nennen, noch dazu, ohne etwa gewein treffen zu wollen, sondern leidenschaftslos dahingesagt als unbestreitbare Tatsache . . . das ist bitter.

Von meinem Rhododendron haben sie keinen Zweig abgeknickt, aber von meinem Baume des Lebens, sozusagen, ist ein Ast herunter.

Bist ein gutes Tier, Bleß! / Von Hans Bongardt

Minka wurde in einem Riesenstall geboren. Bleß, die Mutter, leckte sie mit weicher Zunge unermüdlich blank. Kaum trocken, machte Minka schon krampfhafte Versuche, auf die Beine zu kommen. Endlich erreichte sie ihr Ziel und trank sich rundum satt. Dann kuschelte sie sich zu Füßen der Mutter ins warme Stroh und fiel in einen tiefen Schlummer.

Gegen Abend wurde Minka von derben Fäusten gepackt und in einen entfernten Stall getragen. Die Mutter brüllte die ganze Nacht nach ihrem entführten Kinde, das klagend antwortete.

Am nächsten Morgen wurde Bleß mit der Herde auf einen Kleefchlag getrieben. Doch vermochte sie keinen Bissen zu sich zu nehmen, sondern zog erregt brummend kreuz und quer über den Acker, auf den Augenblick wartend, da der wachsame Hütehund und sein mißtrauischer Herr sie außer acht ließen.

Als Hirte und Hund endlich frühstückten, rannte sie quer über die Felder zum Gutshof zurück und brüllte in ihrer Verzweiflung vor der verschlossenen Stalltür laut auf. Sie umkreiste suchend die langgestreckten Stallungen, rief ihre Klage durch jedes geöffnete Fenster und erreichte schließlich den Pferdestall, dessen Tor sperrangelweit offenstand. Sie stürmte hinein und untersuchte erregt mußend jede Box. Die Pferde waren wie aus Rand und Band. Sie gingen hoch, schlugen heftig gegen die Holzverschläge und vermochten sich nicht zu beruhigen — bis der Gutsherr kam und das störrische Tier mit langer Peitsche zurücktrieb auf den Kleefchlag. — Den Schweizer empfing er bei seiner Rückkehr mit heftigen Vorwürfen.

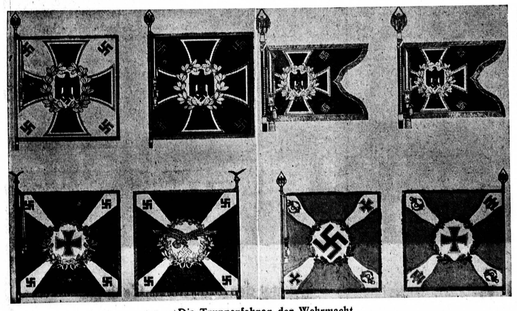
Die gemeinsame Bemühung von Hirte und Hund, die Flucht der gequälten Mutter von der Herde zu verhindern, blieben auch am nächsten Tage ohne Erfolg. Wenn Phylax sich kläffend auf ihre Fersen stürzte und schließlich von seinen Zähnen Gebrauch machte, dann warf sich Bleß im vollen Lauf blitzschnell herum und ging jeglicher Gewohnheit zum Trotz zum Angriff über. Eines Tages gelang es ihr sogar, den lästigen Störenfried auf die Hörner zu nehmen und ihm eine böse Verletzung beizubringen. Er jaulte zum Erbarmen und hinkte auf drei Beinen zu seinem Herrn zurück.

Der Hirt war außer sich. Sobald er die Wunde verbunden hatte, eilte er aufs Gut, kehrte mit Hammer, Pfahl und Tiderkette zurück und pflockte das unbändige Tier mitten auf dem Kleefchlag an . . .

Drei Tage später hörte Bleß das klägliche Wimmern des Kälbchens in einer entfernten Koppel. Da hielt sie es nicht länger aus. Sie riß sich stürmisch los, rannte über die Stoppeln, Rüben- und Kartoffelschläge, nahm einen Abzugsgraben und eine Hecke in vollem Lauf. Die Rinder in der Koppel umkreisten sie brüllend in übermütigen Sprüngen. Sie achtete ihrer nicht, eilte quer durch die Weide und sprang kurz entschlossen über den angrenzenden Zaun. Der Stacheldraht riß ihr eine böse Wunde in den Schenkel. Das kümmerte sie wenig. Wenn sie nur erst ihre unglückliche Minka erreicht hätte!

Die Reichspost zum Winterhilfswerk

Zum Beginn des diesjährigen Winterhilfswerkes gibt die Reichspost eine Reihe von Sonderbriefmarken heraus, die die schönsten baulichen Leistungen des nationalsozialistischen Deutschlands zeigen, und die mit einem Aufschlag zugunsten des Winterhilfswerkes verkauft werden. Unser Bild zeigt die Reihe dieser Postwertzeichen, von denen zu wünschen ist, daß sich ihrer die Volksgenossen recht rege bedienen. (Reichspostministerium, K.)



Die Truppenfahnen der Wehrmacht

Einige der neuen Truppenfahnen und -standarten, von denen am Tage der Wehrmacht in Nürnberg 21 an die einzelnen Truppenteile verliehen wurden. — Links: Die Truppenfahnen bei Heer und Luftwaffe: Oben links: Infanterie (Grundfarbe weiß); oben rechts: Pioniere (Grundfarbe schwarz). Bei diesen Fahnen zeigt die Rückseite das Spiegelbild; unten links: Vorderseite der Truppenfahne für Fliegertruppe und Flakartillerie (bei der Fliegertruppe Grundfarbe gelb, bei der Flakartillerie Grundfarbe rot); unten rechts: Die Rückseiten derselben Fahne. — Rechts: Die Standarten und die Fahne der Kriegsmarine. Oben links: die Standarte der Kavallerie (Grundfarbe goldgelb); oben rechts: die Standarte der Artillerie (Grundfarbe rot); unten links: die Vorderseite der Truppenfahne für die Landformationen der Kriegsmarine (Grundfarbe hellblau); unten rechts: Rückseite derselben Fahne. (Mit Genehmigung des Verlages „Offene Worte".) (Weltbild, K.)

Die stand mitten in der Kälberkoppel und blökte in ihrem grenzenlosen Jammer unaufhörlich. Als sie endlich die Mutter erkannte, sprang sie ihr entgegen und trank in vollen Zügen. Und die Mutter leckte ihr beglückt Rücken und Flanken und mußte wie erlöst behaglich vor sich hin.

Das alles vollzog sich so schnell, daß der Hirt nicht zu folgen vermochte und die Koppel erst später erreichte. Da der Hund sich nicht weiter vorwagte, stieg sein Herr atemlos über den Zaun und stürzte sich mit geschwungener Peitsche auf den hartnäckigen Ausreißer. „Phylax, Phylax, hat man denn je sowas erlebt?"

Als er aber sah, welch ein unzertrennliches Band Mutter und Kind umschlang, da ließ er die Peitsche fallen und kraulte die Kuh ergriffen zwischen den Hörnern. „Bist ein gutes Tier, Bleß! Meinethalben kannst du bleiben." Er pfiff dem Hund, der mit eingeklemmter Rute zögernd herbeischlich. Sein Herr drohte ihm mit dem Zeigefinger. „Phylax, daß du sie mir in Ruh läßt!"

Der Gutsherr aber war anderer Ansicht: Wozu die Fisematenten? Die Kuh gehört in die Herde. So ist es von jeher gewesen."

„Ganz recht!" meinte etwas unsicher der Hirt, „aber sowas ist auch wohl noch nicht dagewesen. Da geht einem ja das Herz bei laputt. Sie findet ja nicht einmal Zeit, sich die Wunde sauber zu lecken."

„Freilich, freilich! Aber es ist nicht an der Ordnung."

„Wenn Ihr die beiden auseinanderreißen wollt, Herr, ich kann es nicht."

„Klaus, Klaus, du bist ein Narr", rief lachend der Gutsherr, „aber ein guter Hirte bist du auch. Du hast ein Herz für die Tiere, deshalb wollen wir mal fünf gerade sein lassen."

„Vielen Dank, Herr!"

Dies nebenbei

Man hatte im Weißen Haus und in der Münze der USA lange Zeit hin und her überlegt, welchen Kopf man auf die neuen ½ Silberdollars setzen sollte. Wählt man irgendeinen Politiker — selbst einen der Vergangenheit —, so konnte man gewiß sein, mit den Gegenspielern seiner Gesinnungsrichtung in heftigen Streit zu geraten.

Da hatte denn die Direktorin der Münze der USA, Mrs. Nelly Tailor Roß, eine hervorragende Idee: Sie verfügte, daß auf den Münzen ein Kopf erscheine, der allen Amerikanern vertraut und zweifelsohne politisch unverdächtig sei. Nämlich der Kopf des alten Zirkusbesitzers und Schaumanns Phineas T. Barnum.

Dieser Beschluß hat großen Beifall gefunden. Zu einem Stadtjubiläum, das in Kürze in Connecticut stattfindet, werden die ersten Barnum-Münzen in Umlauf gesetzt.

*

Die Spinnen von Neu-Guinea sind riesengroß, starke und fleißige Tiere. Sie spinnen Netze, die so dick sind, daß sich unter Umständen sogar kleine Vögel darin verfangen können, die dann von den gefräßigen Spinnentieren mit Wonne verzehrt werden.

Die Eingeborenen von Neu-Guinea aber verwenden diese Netze zu einem anderen Zwecke: Sie nehmen sie vorsichtig ab und spannen sie im Wasser auf. Wenn ein Fisch in diese Netze kommt, ist er rettungslos verloren. Das Netz ist zwar zerrissen, aber die fleißigen Spinnen von Neu-Guinea sorgen für Nachlieferung.

*

Eine englische Zeitung machte dieser Tage ihre Leser darauf aufmerksam, daß die Frau des einstmals reichsten Mannes der Welt, des 1919 verstorbenen Carnegie, noch immer in Schottland residiert, und zwar auf der schönen Burg von Skibo. Die Einwohner haben der alten Dame den Beinamen „Laird von Skibo" gegeben; Laird bedeutet auf Schottisch etwa dasselbe wie Lord.

Frau Carnegie führt auf ihrem Schloß ein abgeschlossenes, aber wahrscheinlich ürsliches Leben. Sie residiert abwechselnd in drei verschiedenen Palästen. Im Sommer pflegt sie auf einer riesigen Dampfyacht zu wohnen. Sie setzt jedoch die Tradition ihres Mannes fort und gibt ungeheure Summen für wohltätige Zwecke aus. Bekanntlich hat Carnegie nicht weniger als zwei Milliarden Mark für charitative Zwecke ausgegeben, also weit mehr als Rockefeller.

Carnegie stammt aus Schottland, wo er als Sohn eines armen Webers geboren wurde. Seine letzten Lebensjahre hat er ebenfalls in Schottland verbracht.

*

Eine große schwarze Perle aus Maskat wird im Zwischenhandel zu 100 Pfund Sterling einbringen. Die Händler haben ein zugkräftiges Moment für den Verkauf dieser Perle. Sie können eine Geschichte dazu erzählen — die Geschichte der vier Taucher, die Tragödie der vier Perlentaucher, die ihr Leben lassen mußten, um jene schwarze Perle zu bergen.

Man war mit einer Perlfischerflotille hinausgefahren. Die vier Taucher waren nicht einander eingespielt und übrigens sämtlich taub. Taube Perlenfischer werden jedoch von den Unternehmern bevorzugt, weil sie häufig eine Minute länger unter Wasser bleiben können.

Drei von ihnen waren nach der üblichen Zeit heraufgekommen. Sie wurden unruhig, als auch nach Ablauf der dritten Minute ihre Gefährte nicht wieder erschien. Sie stürzten sich erneut ins Wasser und durchsuchten die Tiefe. Sie fanden ihren Gefährten mit einem Fuß in einer Muschelschale eingeklemmt und mit seiner rechten Hand in einer zweiten Muschel festsitzend.

Das wäre an sich kein tragischer Unfall gewesen. Man brauchte nur mit den scharfen Messern die Muskeln der Riesenmuschel zu durchtrennen. Die Taucher bekamen wirklich ihren Gefährten frei, doch als sie an die Wasseroberfläche emporkamen, bemerkten sie aus den aufgeregten Zeichen, daß man ihnen vom Schiff aus machte, daß Haie in der Nähe sein mußten. Ihren Gefährten wollten sie nicht im Stich lassen. So kam es, daß sie alle vier in den Bereich der fünf Haie gerieten, die sich daran machten, die ausgemergelten Körper der Taucher zu zerreißen.

Als das Boot, zu dem die vier Taucher gehörten, an die Unfallstelle herankam, sah man nur noch den Mann auf dem Wasser treiben, der vorher vermißt worden war. Er war schrecklich zerfleischt, seine linke Hand aber hatte er krampfhaft fest geschlossen. Man fand darin — jene schwarze Perle.

*

Nach der letzten französischen Volkszählung hat Toulouse den sechsten Platz in der Größenfolge der französischen Städte erlangt. Daß die ersten vier Städte Frankreichs Paris, Lyon, Marseilles und Bordeaux sind, wird niemand überraschen. Erstaunlich ist jedoch, daß an fünfter Stelle Nizza rangiert und an siebenter das ziemlich unbekannte Saint-Etienne. Lille und Rouen kommen erst an den beiden nächsten Stellen.

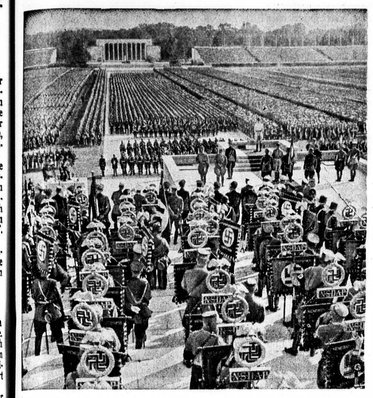
Bemerkenswert ist, daß die sechs größten Städte Frankreichs nach Paris im Süden des Landes liegen. Diese Tatsache bestätigt das numerische Uebergewicht des französischen Südens, das allzusoft in der Beurteilung des Auslandes außer Acht gelassen wird. Nur deutschen oder britischen Maßstäben gemessen sind die größten Städte Frankreichs verhältnismäßig klein. Nizza, das an fünfter Stelle steht, hat nur 219 000 Einwohner.

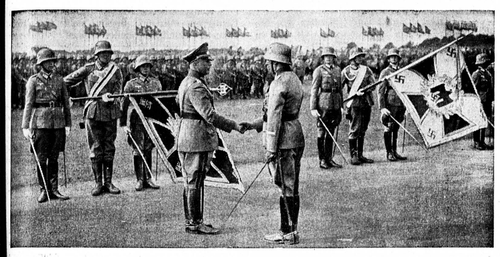
Bildbericht aus Nürnberg

Bild links:
Der Führer spricht zu seiner SA
Ueberblick über die Luitpoldarena während der Rede Adolf Hitlers. (Weltbild, K.)

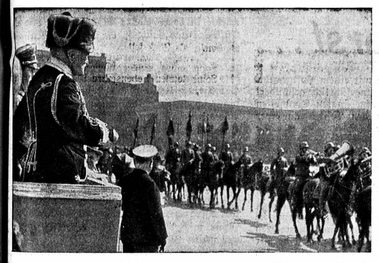
Bild rechts:
Der Vorbeimarsch der SA. auf dem Adolf-Hitler-Platz
In unabsehbaren Kolonnen defiliert die SA. an ihrem Obersten Führer vorbei. (Weltbild, K.)

Bild unten links:
Der Tag der Wehrmacht in Nürnberg
Die feierliche Uebergabe der neuen Truppenfahnen durch den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch.





Die SA. vor dem Führer
Der Vorbeimarsch der SA., SS. und des NSKK. vor dem Führer am Adolf-Hitler-Platz in Nürnberg. An der Spitze marschiert Ministerpräsident Generaloberst Göring (links) und Obergruppenführer v. Jagow (Mitte). (Atlantic, K.)

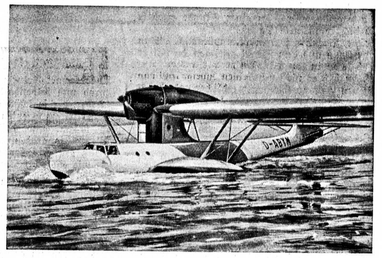


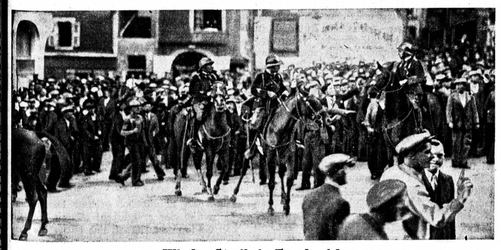
Waffentag der deutschen Kavallerie in Breslau

Der 6. Waffentag der deutschen Kavallerie fand diesmal in Breslau statt. Der Ehrenschirmherr, Generalfeldmarschall v. Mackensen, nahm den Vorbeimarsch ab. (Scherl Bilderdienst, K.)

Zu den Nordatlantik-Versuchen der Lufthansa

Ein Dornier-Flugboot vom Typ „Do 18", mit denen die Lufthansa zurzeit Versuche zur Herstellung einer planmäßigen Luftpostverbindung über den Nordatlantik anstellt. Eins dieser Flugzeuge, die „Zephyr", hat nun den Nordatlantik in der schwierigen Ost-West-Richtung bezwungen. Das Flugzeug startete bei den Azoren von Bord der „Schwabenland" und legte die 4000 km lange Strecke bis Newyork in 22 Stunden 12 Minuten zurück. (Scherl Bilderdienst, K.)





Wieder Streik in Frankreich

In der Gummireifenfabrik Michelin in Clermont-Ferrand brach ein großer Streik aus, in dessen Verlauf die streikenden Arbeiter nicht nur die Fabrik, sondern auch die Bürgermeisterei besetzten. Berittene Mobilgarde mußte eingesetzt werden, um die Streikenden auseinanderzutreiben. (Associated Preß, K.)

Der Schauplatz des folgenschweren Bergsturzes

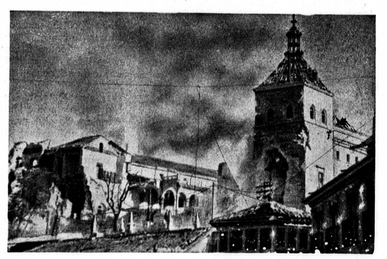
Blick auf den Loen-See im Bezirk Nordfjord (Westnorwegen, in den ein ungeheures Felsstück gestürzt ist, so daß eine Flutwelle entstand, die zwei am Ufer des Sees gelegene Dörfer fast völlig vernichtete. Das Unglück hat mehr als 70 Todesopfer gefordert. (Donath, K.)

Die Bekanntgabe der Verlobung im holländischen Königshause

Die Königin von Holland verkündete dem holländischen Volke durch Rundfunk die Verlobung ihrer Tochter Juliane mit Prinz Bernhard von Lippe-Biesterfeld. Von links nach rechts: Prinz Bernhard, Prinzessin Juliane und die Königin. (Pressephoto, K.)

Das brennende Alcazar

Seit Wochen verteidigen sich nun schon im Alcazar von Toledo, jenem schönsten spanischen Bauwerk aus dem 13. Jahrhundert, Kadetten und Offiziere gegen eine vielfache rote Uebermacht. Um die Uebergabe zu erzwingen, lassen die roten Machthaber nunmehr das Gebäude mit schweren Geschützen beschießen. Auf unserem Bilde sieht man die Zerstörungen, die an dem vielfach in Brand geratenen unersetzlichen Bauwerk entstanden sind. (Pressephoto, K.)



Karl Burkert

Ein sonderbarer Kauf

Ein Graf von Wallerstein, ein Pferdenarr wie nicht leicht einer traf eines Tages im späten Herbst, als er eben mit einigen Kavalieren seines Hofes von der Jagd heimkehrte, eine Mittstunde von seinem Schloß entfernt, mit einer Zigeunerbande zusammen, die neben einem ganzen Schippel von zerlumpten, schmutzigen Kindern auch ein halbes Dutzend Pferde mit sich führte; darunter eine junge Rappstute, die jedem Kenner sofort in die Augen stechen mußte.

Der Graf war, wie nicht anders zu erwarten alsbald Feuer und Flamme. Mit unverhohlener Ungeduldritt er an die Zigeuner heran, musterte mit einem raschen Blick die Mannsleute, fragte den Kerl, den er für das Haupt der Bande halten konnte, nach Herkunft und Alter des Pferdes und sagte dann eben so kurz als bestimmt, die Stute müsse er haben.

Der Zigeuner schlitzte die Augen schmal, maß den Graf von Kopf bis zu Fuß, blies den Rauch seiner schmierigen Pfeife mit fast unverschämtem Gleichmut vor sich hin, und ließ sich dann endlich herbei zu fragen, was Seine Gnaden für die Stute zu bieten gedächten.

Der Graf, ohne sich zu besinnen, nannte eine ansehnliche Summe und glaubte, der Kerl da müßte sich auf der Stelle damit zufrieden geben; aber er hatte sich getäuscht.

Der Zigeuner schüttelte langsam den Kopf, sagte, das wäre kein Angebot für solch ein Pferd. Und er sagte, er sähe schon jetzt, daß aus dem Handel nichts werden könne.

Das möge man ihm doch selber überlassen, erwiderte gereizt der Graf. Und sodann forderte er den Zigeuner auf, zu sagen, welchen Preis er für die Stute fordern wolle.

„Zweitausend Gulden, Euer Gnaden!" war die Antwort.

„Der Kerl ist nicht ganz bei Verstand!" sagte der Graf in einer fremden Sprache zu seinen Kavalieren. Die pflichteten ihm lebhaft bei. Er hatte auch schon sein Pferd herumgenommen und es hatte den Schein, als ob er der Sache den Rücken kehren wollte. Aber dann kam es ihm plötzlich anders. Er wandte sich zum andern Mal an den Zigeuner.

„Gut", sagte er. „Zweitausend Gulden also. Der Preis ist freilich sündhaft. Gleichviel. die Stute gefällt mir. In einer Stunde erwarte ich dich in meinem Schloß!"

Der Zigeuner war nicht unpünktlich. Man war kaum aus dem Sattel gestiegen, da ritt er auch schon in den Schloßhof.

„Du hast es nicht wenig eilig, um zu meinem schönen Geld zu kommen!" redete ihn der Graf an.

„Das wißt' ich nun nicht", antwortete der Zigeuner. „Die Wahrheit zu sagen: es reut mich beinahe schon, daß ich Euer Gnaden die Stute so wohlfeil hingeben soll."

Dem Grafen war das zuviel. Er schalt den Zigeuner einen Spitzbuben und Halunken, befahl, daß man ihm die vereinbarte Summe ausgahle und ließ ihm sodann sagen, er möge nun zusehen, daß er ihm aus den Augen komme.

Der Zigeuner hörte das schweigend an, beeilte sich indessen nicht sonderlich. Langsam genug, mit einer gewissen Würde, schritt er über den Schloßhof. Da stand nie vorhin seine Stute. Unbekümmert um die Herren und Diener, die noch immer das schöne Tier bestaunten, ging er auf das Pferd zu. Er strich ihm mit der flachen Hand über die Kruppe. Er prittschelte ihm zärtlich den Hals und die Stirne. Er gabe ihm ein paar leise Worte ins Ohr. Und plötzlich schwang er sich ihm auf den Rücken. Ohne Zaum und Sattel, wie er gekommen, nur den Halfterstrick in der Hand, schoß er jetzt aus dem Tor.

Im ersten Augenblick war alles starr vor Verwunderung. Aber schon im nächsten warfen sich die drei Landdragoner, die — ein glücklicher Zufall — just zum Ausreiten auf dem Schloßhof bereit standen, auf ihre Gäule, und nun gab es ein wildes Jagen.

Ueber Stoppelfelder hinweg. Quer über fahle Wiesen. Dörfer hindurch. Wälder entlang. Hänge hinan und Hänge hinunter. Ueber Hürden Weiden. In einem Satz über einen Bach. In einem Satz über eine Hecke. Und immer so weiter und weiter.

Schafherden stoben auseinander, suchten ihr Heil im Busch. Die Gänshirten jammerten um ihr armes Gefieder. Bauern rissen sperrweit das Maul auf, glaubten schon, der Hunn' sei wieder im Lande. Ochsen scheuten vor dem Pflug, zerrissen die schönen Stränge. Alte Weiber schlugen zitternd das Notkreuz. Noch keines hatte all seiner Leblage eine Hatz gesehen wie diese.

Stunden hindurch war man nun wie ums Leben geritten. Die ganze Zeit sahen die Dragoner den Zigeuner vor sich, fluchten wie die Heiden, aber einholen konnten sie ihn nicht. Die Sporen und Hetzpeitschen waren ganz vergebens. Immer wieder wandte sich der Gaul nach ihnen zurück. Er winkte, sie verhöhnend mit dem Schlauppzut. Er gab ihn und wieder einen langgezogenen Pfiff von sich. Aber nie und nimmer ließ er sie auf Schußweite an sich herankommen.

Man hatte die Grafschaft längst hinter sich. Die Dragoner fanden sich in einer wildfremden Gegend, kannten keinen Weg, keinen Steg mehr. Der Tag ging zur Neige. Schweißnaß und halb verdurstet hingen sie auf ihren abgetriebenen Gäulen. Der Zigeuner wußte es gut wie es mit ihnen stund. Barmherzig verkürzte er die Gangart seines Tieres, ritt sogar eine ziemliche Strecke im Schritt, damit sie den Mut nicht ganz verlieren möchten. Aber sie hatten sich nun völlig ausgegeben. es war ihnen nicht mehr zu helfen.

Eine Zeit hafterten sie sich noch fort. kamen jetzt über eine hohe Heide. Aber da kollerte der eine wie ein Nußsack aus dem Sattel, und aus der landläufigen. derben Rede, die er mit seiner letzten Lunge von sich gab. konnte man abnehmen, daß er fürs Erste hier liegen bleiben wolle. Die beiden anderen sahen. wie da vorne die Stute mit einem gewaltig ausgriff, wie die Schollen hinter ihr aufwirbelten und wie der Zigeuner, dem leibhaftigen Hetzjäger gleich, der roten Sonnenscheibe, die eben hinter einem fernen Waldbuckel niedertauchte, entgegenflog.

Erst am anderen Abend kehrten die Dragoner, noch ganz zerschlagen an allen Gliedern wieder in ihr Quartier zurück. Mit hängenden Köpfen taten sie Bericht, wie es ihnen ergangen, und gar nicht genug konnten sie die Stute rühmen, von der sie leider nicht zu sagen wußten, wo sie schließlich geblieben.

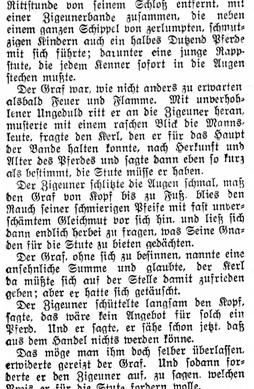
Am folgenden Morgen — der Graf wollte gerade nach dem Wetter aussehen, steckte den Kopf aus dem Fenster — trabte der Zigeuner wie die bare Unschuld über den Schloßhof. In der Mitte des schönen Platzes, wo die Wasserkunst spielte, blieb er halten. lupfte seinen zerlappten Hut und richtete den Blick nach dem Fenster.

„Will der Herr Graf jetzt sein Geld oder die Stute haben?", rief er schallend hinauf, und in seinen nachtschwarzen Augen blitzte noch der Spaß von gestern.

„Hol' mich der Teufel . . . natürlich die Stute will ich! — — Die Stute, hörst du . . . du . . .!"

Du Halunke, du Spitzbube!, hatte er vermutlich wieder sagen wollen. Aber da war es ihm plötzlich gekommen, daß —

Ja. es ist gar keine Frage, dem Herrn Grafen von Wallerstein war in dieser frühen Stunde irgendeine Erkenntnis gekommen.



Sie sagt nicht tick, sie sagt nicht tack

Im Berliner Hindenburgpark wurde eine neue Sonnenuhr aufgestellt. Auf dem Sockel steht als Motto: Sie sagt nicht tick, sie sagt nicht tack, hat keene Jlocke, hat keenen Schlag, wenn die Sonne scheint, denn jeht se, und wenn't rejent, denn steht se. (Pressephoto, K.)

Heinz Geck

Ich schieß' den Bär im wilden Forst . . .

Ausgerechnet Artur mußte zum bewunderten Nimrod und heldenhaften Bärenjäger werden — Artur, der so schüchtern ist, daß er noch nie in einer mäßig besetzten Elektrischen einen Sitzplatz bekam, und dessen anerkannt lyrische Sanftmut so groß und wahrhaft erschütternd ist, daß ein erblühendes Veilchen neben ihm wirkt wie ein tobsüchtiger Schwerverbrecher.

Artur hat sich schon siebzehnmal mit dem Fell seines Opfers fotografieren lassen, und da nun auch alle Mädchen hinter ihm her sind wie die Katzen hinter dem Baldrian, ist sein Dasmut ins Grenzenlose gewachsen und es wird Zeit, daß etwas gegen sein plötzlich ausgebrochenes Heldentum getan wird.

Um alle Gerüchte zum Schweigen zu bringen, will ich jetzt einmal die Geschichte erzählen, wie sie wirklich war, denn in einer bemerkenswert schwachen Stunde hat Artur mir gebeichtet.

Im vergangenen Herbst (so erzählte Artur), besuchte ich für einige Tage die beiden Ritters, die sich in den Karpathen eine Jagdhütte gemietet hatten. Allach mag wissen, warum, denn es ist eine ganz finstere Gegend, und nicht einmal Rehbig gibt's da. Dort habe ich den Bären getroffen und erlegt.

Das Zusammentreffen an sich war beiderseitig unbeabsichtigt. Ich hatte nicht die geringste Lust. einen Bären zu begegnen, und ich habe allen Grund, zu bezweifeln, daß der Bär seinerseits mich gesucht hat. Zwar wird in den Karpathen dauernd von Bären gesprochen. aber diese Viecher sind sehr zurückhaltend und schüchtern und erscheinen eigentlich nur Sonntagskindern und Film-Expeditionen.

Eines Tages wollte Frau Ritter Blaubeer-Pflaumkuchen backen; sie drückte mir daher einen Bleieimer in die Hand (Rolf, ihr Mann, ist ja doch zu faul!) und schickte mich zu einer nahen Lichtung, wo eine Menge von diesem wirzigen Zeug wächst. Im Vorbeigehen sah ich Rolfs Drilling an der Wand lehnen, und ich hängte ihn mir über; nicht etwa aus einer dunklen Ahnung heraus, sondern nur, um ein moralisches Gegengewicht für den löcherlichen und entwürdigenden Bleieimer zu haben. Es war ja auch möglich, daß ich einen Birkhahn oder eine Holztaube auffscheuchen würde, und den oder die wollte ich dann mit sicherem Schuß erlegen. Es gibt zwar Leute, die schießen nach Tauben mit Schrot, aber ich ziehe die Kugel vor. Rolf auch.

Mein Freund Rolf kann mit seinem Drilling einen Baum fast immer treffen. — wenn der Baum nicht zu dünn oder weiter als zehn Schritt entfernt ist, und wenn der Wind die Kugel nicht abtreibt und so. Ich selber bin kein so vorzüglicher Schütze. Bis zu diesem Tage hatte ich überhaupt erst einmal ein Gewehr abgeschossen, das war in einer Jahrmarktschießbude. Ich wollte mit einem Luftgewehr, das mir als gänzlich ungefährlich geschildert wurde, eine von den aufgebängten Tonpfeifen erlegen, traf aber nur den Besitzer an einer gänzlich unweidmännischen Stelle. und er haute mir eine trunter. Seitdem hatte ich immer eine erhebliche und nicht unbegründete Abneigung vor Schußwaffen. Ich erzähle das nur, um zu zeigen, daß trotz meiner scheinbaren technischen Ueberlegenheit der Bär und ich ebenbürtige Gegner waren.

Auf der Lichtung angekommen, begann ich auftragsgemäß und friedlich nach Blaubeeren zu suchen und stellte den Drilling, weil er mir dauernd vor das Schienbein schlug, einstweilen gegen einen am Rande der Lichtung modernden Baumstrunk. Es war eine schöne, wild-romantische Lichtung — aus dem Unterholz in der Nähe hörte ich die Glöckchen der Ziegen aus dem Nachbardorf bimmeln, und oben in der blauen Luft segelte ein Falke. Es kann aber auch ein Adler gewesen sein.

Kurz und gut, ich zupfte Beeren und malte mir dabei aus, wie erregend es wohl sein würde, wenn ich hier auf einmal einen Bären träfe. Ich kenne eine ganze Reihe Bärengeschichten, schon von der Schule her, aber sie sind alle nichts Besonderes. Ich begann deshalb eine wirkliche Geschichte auszudenken. voller Spannung, Romantik und männlich kühner Entschlossenheit. Als ich gerade bei der Schilderung der unerhört großartigen Szene war. in der ein gewaltiger Braunbär, der ein schönes junges Mädchen bedrohte, von dem Helden den ich, nebenbei erwähnt. Artur nannte) mit bloßer Faust erwürgt wird. sah ich im Schöpferdrang auf, um einen besseren Eindruck der wilden Landschaft zu finden.

Da entfiel der Blecheimer meinen Kühl werdenden Händen, denn am Rande der Lichtung, auf der anderen Seite, stand wirklich ein Bär!

In diesem Augenblick war ich mir schon darüber klar, daß ich gar nicht so besonders dringend wünschte, mit einem lebendigen Bären zusammenzutreffen. (Ganz abgesehen von dem Erwürgen mit der bloßen Faust!) Der Bär war, ebenso wie ich, damit beschäftigt gewesen, Blaubeeren zu sammeln und sah, wie mir schien, böse, lüstern und futterneidisch zu mir herüber. Natürlich ließ ich ihm großzügig meinen Blecheimer und die dummen Beeren und zog mich diskret, aber mit der mir eigenen Gewandtheit und Schnelligkeit zurück. Die Bestie schien das für Feigheit zu halten und lief in einem gemütlichen, aber unangenehm flinken Trab hinter mir her. Ich versuchte sie zuerst durch meinen Blick zu bannen, wie ich das einmal vor Jahren in einem Varieté bei einem wildgefangenen Eichhörnchen gesehen hatte, aber entweder sah mich der Bär nicht richtig an oder er besaß eine außergewöhnliche Willenskraft. Jedenfalls kam er näher.

Er kam sogar so schnell näher. daß ich fürchtete, den Standort meines Schießeisens in diesem Leben nicht mehr zu erreichen. Man sagt, daß ein Mensch in den letzten Sekunden sein ganzes Leben an sich vorüberziehen sieht. Davon habe ich nichts gemerkt, aber gedacht habe ich auch. Ich dachte mindestens vier ausgewachsene Oktavbände, fand einen Verleger dafür, erlebte in demutsvoller Bescheidenheit vierzig Auflagen und beschloß. ein besserer Mensch zu werden.

Der Bär kam näher. Ich verfluchte mich bei dem Gedanken zu heruhigen, daß die meisten Bären eingefleischte Pflanzenfresser sind — aber wenn ich diesen ansah, schien er mir doch eine Ausnahme zu sein. Er hatte so etwas im Auge, aber nichts Liebes.

Ich begann an meine Familie zu denken, was nicht viel Zeit in Anspruch nahm. da ich nur eine alte und sehr schwerhörige Tante in Ehrenswerder mein eigen nenne. — In diesem Augenblick fiel ich rücklings gerade über den Baumstrunk, an dem Rolfs Drilling lehnte und fühlte mich durchströmt von erheblichen Mengen neuen Lebensmutes.

Wenn ich nur mehr Jagdgeschichten gelesen hätte! Ich wußte nur, daß man einen Bären entweder ins Gehirn schießen muß, oder auf's Blatt, wenn er nicht noch gefährlichen Unfug anrichten soll; — aber ein Bärenhirn soll ziemlich klein sein, und unter „Blatt" konnte ich mir sowieso nichts Greifbares vorstellen.

Eine weitere Schwierigkeit lag in dem „Wie". Sollte ich liegend, kniend, stehend, freihändig oder aufgelegt schießen? Wenn ja, was wozu tun, wenn der Drilling etwa gesichert war?

Meine fieberhaften Gedanken mußte ich hier unterbrechen und zur Tat schreiten — der Bär war da!

Er sah furchtbar groß aus. Ich drückte beide Augen fest zu und hob drohend den Drilling. Hoffentlich war er geladen! Dann drückte ich ab. Es knallte furchtbar, und ich lief, so schnell meine Beine unter mir mitkonnten.

Nach zwanzig Schritten, als ich immer noch nicht gefressen war, sah ich mich mißtrauisch um. Der Bär folgte mir nicht. er lag ganz still auf einer Seite — sicher wollte er mich in eine Falle locken! Vorsichtig bewegt ich ihn mit Steinchen. Es war ihm ganz gleichgültig. Er war tot!

Selbst Ritters mußten mir zugeben, daß es ein richtiger Bär war. und Rolf. der doch weiß Gott etwas davon versteht, sagte, einen so schweren Blattschuß hätte er noch nie gesehen. Aber dann konnte er sich nicht verkneifen zu sagen, er hätte schon größere Bären gesehen. Das ist aber nur der Schußneid. In Amerika mag es ja größere geben, aber in den Karpathen bestimmt nicht. Und ich habe ihn erlegt. Horrido! Ich werde auch jetzt die Geschichte mit dem Bärenkampf aus eigener Anschauung schreiben. Aber der Held wird den Bären nicht erwürgen — er wird ihn mit sicherem Schuß erlegen. So wie ich!

Das ist viel weidmännischer, wenn du mir davon verstehst . . . .

Das Kunstwerk des Monats September

Das Kunstwerk des Monats September 1936 ist die Deutschen Museum, Berlin, stellt eine Holzstatuette „Dudelsackpfeifer" eines Nürnberger Bildhauers um 1550 dar. Angeregt von einem Kupferstich Dürers schuf der Bildhauer ein Menschenalter später eine der seltenen volkstümlichen Figuren der deutschen Plastik. (Staatliche Museen, K.)

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

5

„Hört zu!" rief er schließlich, und seine Stimme schnitt befehlend durch das Gewirr von Lärm und Lachen. „Ihr kennt Larry Lewis in Frisco!?"

Wieder schrie alles auf. „Larry Lewis? Der Mädchenhändler? Wo steckt er?"

„Dummes Zeug! Was wollt ihr mit Mädchenhändler?" eiferte Teddy dagegen. „Larry hat Besseres zu tun!"

Und Big Jack brüllte wie erwachend: „Wer spricht hier von Larry Lewis?"

Worauf abermals eine Welle von Heiterkeit durch das Zimmer lief.

Ward aber lehnte sich in seinen Stuhl zurück und zündete eine neue Zigarette an. „Ich bin mit Larry in Fühlung geblieben. Habe von Chikago aus ein paarmal mit ihm telephoniert. Es gibt etwas für uns zu tun, Jungs!"

„Frisco ist weit!" zögerte endlich einer. „Das gibt hohe Vorspesen!"

„Als ob ihr euch jemals um die Finanzierung gekümmert hättet!" spottete Edward Hombruck aus seiner Ecke.

„Wir brauchen auch nicht alle!" entschied Lytton. „Drei oder vier Mann genügen. Die anderen können still beteiligt bleiben!"

Lachen um den Tisch.

„Wer will hier bleiben?" fragte dann Lytton, im Kreise umherblickend. Aber es zeigte sich, daß kein einziger Lust zu haben schien, die Finger davon zu lassen, wenn ein fetter Braten in Aussicht stand.

„Gibt es hier denn gar nichts auszuschachen?" grollte Lytton. „Wie ist die Sache mit dem Bankhaus O'Neill? Da knabbert schon drei Monate dran herum, ohne daß es greifbare Pläne sehe!"

Aber jetzt bekam der „Hauptmann" gleich keine Antwort mehr. Big Jack grinste stupidem Trotz vor sich hin.

Und endlich sagte der rote Harold: „Ich mein' mein Teil muß auf alle Fälle mit dabei sein in Frisco. Hab's am nötigsten, verstanmt!" Damit spuckte er rücksichtslos auf den Fußboden.

Vielleicht war es das, was bei Lytton Ward den letzten Rest von Geduld reißen ließ. Zwei dicke Adern sprangen auf seine Stirn. Sein Gesicht ward kantig.

„Schließlich habe ich es so zu bestimmen, wen ich für Frisco brauche und wen nicht!" sagte er, ziemlich ruhig. Und messerscharf sagte er hinzu: „Uebrigens kann ich deine verspielte Spuckerei nicht leiden. Warte damit gefälligst, bis du wieder auf deinem Klepper sitzest!"

Es ward wieder einige Sekunden lang still im Zimmer. Beklommend still. Keiner sah den andern zu.

Der rote Harold aber hatte zwei böse Falten um den Mund.

„Freilich, — du bestimmst, Lytton! Du hast die liebe Gott, verteilt sich. Und wenn's hinterher ans Teilen geht, — haha, — kann bestimmst du wieder, nicht wahr?"

Das war zuviel.

Alle wußten, wie sehr der rote Harold im Rufe stand.

Nur Big Jack grinste wie heiß'ätig vor sich hin. Aber man wußte nicht, ob er überhaupt zuhörte.

Da stand Lytton Ward auf. Ganz langsam. Fürchterlich langsam geradezu. „Du willst sagen, Harold, daß es bei unserer Teilung nicht ganz sauber zugehe, nicht wahr?" sagte er. Seine Stimme war leise und dünne ein wenig. Und plötzlich machte Ward drei rasche Schritte, stand jählings vor dem roten und hieb ihm die Faust ins Gesicht. „Dies dafür!" setzte er hinzu. Und wandte sich wieder ab, als sei die Sache damit abgetan und erledigt.

Alle saßen mit gereckten Hälsen. Sogar Big Jack hatte plötzlich Leben in den stumpfen Augen.

Und alle sahen: Als ob der Teufel in den roten Harold gefahren sei, riß es diesen in die Höhe. Sein Gesicht war nur noch eine Fratze. „Das — hast du nicht umsonst getan, Lytton!" keuchte er, wobei er sich sein Taschentuch auftrieb, wie wenn er keine Lust zum Bluten fände.

Dann stürzte er vorwärts, warf sich gegen Lytton Ward.

Ein paar der Männer schrien auf. Teddy der sogleich auf den Beinen und packte des Wütenden Arm. Auch Edward Hombruck war auf dem Plan, mit polterndem Fluchen der Ruhe mahnend.

Aber da scholl Lytton Wards Stimme, durchdringend, als stünde er auf dem Kommandoturm eines Schiffes. Zurück! Alle zurück! Mit dem Manne hier rede ich allein!"

Den roten Harold, — man sah es erst jetzt, — blutet die Nase. Ein dünner Streifen Blut rann ihm über das Kinn bis in den Hals hinab.

Er stand jetzt, die Augen rollend, wie ein gereizter Stier vor Lytton Ward.

„Siehst du ein, daß du diese Belehrung zu Recht bekommen hast?" fragte ihn der.

Aber Harold erwiderte nichts. Er fuhr sich mit dem Handrücken rasch einmal über den Mund, das Blut wegzuwischen. Dann warf er sich zum zweiten Male gegen Lytton Ward.

Blitzschnell ging jetzt alles.

Drei Sekunden lang rangen die zwei Männer. Edward und Teddy versuchten dem „Hauptmann" beizustehen. Aber da hatte der sich schon von seinem Angreifer frei gemacht. Harold taumelte einen Schritt rückwärts. Und gerade als er von neuem anspringen wollte, traf ihn Lyttons rechte Faust haargenau am Kinn . . .

Es war zu Ende.

Der Rote sank in sich zusammen wie ein leerer Sack.

„Zählt ihn aus!" hohnlachte eine Stimme. Es war Big Jack.

Längeland, regungslos lag der Besiegte auf dem Boden. Lytton Ward aber setzte sich auf seinen Platz zurück, als sei nichts geschehen. Nicht einmal, daß er rascher geatmet hätte.

„Unser Freund Harold geht also bestimmt nicht mit nach Frisco!" sagte er nur. Ein Lächeln war um seinen Mund. „Und nun zur Sache, Männer!"

Man war längst eifrig am Debattieren, als der rote Harold wieder zu sich kam.

Er rappelte sich auf, sah einige Sekunden um sich, als erwache er aus einem Fieberschlaf, — und setzte sich dann gleichfalls, als sei nichts geschehen, an den Tisch. Niemand achtete auf ihn. Niemand richtete das Wort an ihn. Nur Big Jack sah ihn einmal von der Seite an und grinste . . .

5.

Die See war still und glatt, wie selten, und die Nacht war hell. Es war zwei Stunden vor Mitternacht. Die Barkasse stampfte weit draußen ihres Wegs.

Walter Steinhoff stand im Maschinenraum. Er tat seine Arbeit, wie immer, schweigsam und kaltblütig.

Doch auch er empfand, daß sich etwas wie eine geheime Nervosität des ganzen Schiffes bemächtigt hatte.

Schon vor Mitternacht war das angegangen.

Torrens, der Steuermann, war in den Maschinenraum gekommen.

„Alles in Butter, Steinhoff?" hatte er gefragt.

„Warum sollte es nicht?"

„Na hoffentlich! Könnte sein, daß wir heute aus der Maschine herausholen müssen, was drinnen ist!"

Damit war Torrens wieder gegangen, nicht ohne Walter bedeutungsvoll über die Schulter angeblinzelt zu haben.

Die See war glatt; die Nacht war hell.

Zu hell war diese Nacht für Mister Tseng Ki's heimliches Gewerbe.

Auf der Kommandobrücke fluchte Willard die schrecklichsten Flüche.

Den Hals konn er nicht vollkriegen, der gelbe Schuft! Er hat gut riskieren. Der ganze Kasten da steht bei ihm mit keinem Dollar mehr zu Buch. Wenn wir hochgehen, — pah. — ein Mückenstich ist das nur für den Mister Tseng. Uns aber werden sie festsetzen!"

Torrens, der Steuermann, hatte das Nachtglas vor den Augen.

„Noch immer nichts!" brummte er. „Wo nur der Steamer bleibt?"

„Wir müssen weiter hinaus! Um so besser!" sagte Willard.

Die Maschine stampfte.

„Wir machen einen Lärm, daß die ganze kalifornische Küste mobil wird!" fluchte Willard.

Ja, man war reichlich nervös auf der Brücke von Mister Tsengs Barkasse. Man war gewarnt worden vor der Ausfahrt. Die Hafenpolizei habe Wind bekommen. Zwei starke Motorboote seien startbereit.

Man war trotzdem gefahren. Die Barkasse hatte schon zwei Tage zuvor das Golden Gate passiert und an geheimem Schlupfwinkel vor Anker gelegen. Man brauchte also nicht durch den Hafen. Deshalb hatte man die Fahrt trotz der Warnung gewagt. Hauptsächlich deshalb, weil Mister Tseng diesmal eine besonders große „Ladung" assiliert bekommen hatte und starrsinnig darauf bestand, daß gefahren werden müsse.

Es war kurz vor halb drei, — und Willard hatte gerade mit einem schauerlichen Fluch erklärt, daß man in den lichten Tag hineinkommen würde, wenn der Teufelskakten von Steamer nicht bald angeschaukelt käme, — da sichtete man den Erwarteten.

Ohne Licht, schwarz wie das Schiff des Fliegenden Holländers kam er heran, lautlos, gespensterhaft.

Willard hatte das Megaphon am Munde. „Höllisch svät, ihr!" schrie er.

Von drüben kam gleich Antwort: „Hat seine Gründe!"

„Freilich! Und wir sollen nun eure Fracht wohl am hellen Tage in die Bai fahren, he?"

„Eure Sache!" höhnte eine Stimme von dem Steamer.

Man lag jetzt Seite an Seite. „Stop!" befahl Torrens in den Maschinenraum.

Taue flogen. Die Barkasse machte an dem großen Bruder fest.

Der Scheinwerfer war heran.

Beißend hell fiel der dicke Lichtbalken über das Fahrzeug, flimmernd und blendend, alles in ein gespenstig weißes, unerträgliches Licht tauchend.

„Hunde!" keuchte Willard.

„Von der Brücke!" schrie Torrens, an allen Gliedern zappelnd.

„Unsinn!" gab der Käptn zurück und ließ ein unflätiges Schimpfwort folgen. „Wir sind noch lange außer Schußweite!"

Er nahm sogar sein Fernglas, als wolle er in den Lichtstreifen hineinschauen. „Das Maschinengewehr gefechtsbereit, hörst du?" „Meinst du, daß — wir es wagen sollen?" stockte Torrens. Die Zähne klapperten ihm.

„Was?" brüllte Willard ihn an. „Du fragst noch? Waschlappen, der du bist! Meinst du, die Kerle da hinten gehen glimpflicher mit dir um, wenn du ihnen treu und brav die Hände hinstreckst, damit sie ihre Schellen darum legen können? Haha! Verlaß dich drauf, ich werde denen schon noch ihr niedliches Lichtchen ausblasen mit meinen Kugeln!"

Er war wie immer ein wenig angetrunken, der lange Käptn Willard. Sein heiseres Lachen schall über das ganze Verdeck.

„Ob es Zweck hat?" zögerte Torrens noch immer.

Aber jetzt wetterte der Kapitän so fürchterlich los, daß Torrens keinen Widerspruch mehr wagte. Er ging nach hinten. Dort lag in einem seefesten Kasten ein leichtes Maschinengewehr und mindestens zweitausend Schuß Munition.

Die Barkasse fegte indes ihren Weg weiter.

Und von dem fernen Polizeiboot ging eine Rakete hoch, farbige Kugeln ausstreuend.

„Stoppen!" signalisierte man von dort.

Willard lachte heiser auf.

Plötzlich aber fiel ihm noch etwas ein. „Torrens!" schrie er mit voller Lungenkraft, so daß es Walter durch das Stampfen seiner Maschine unten im Schiffsraum hörte. „Torrens! Holt du die Türe verschlossen bei den gelben Halunken? Schnell! Damit mir die Bande keine Dummheiten macht, wenn es hart auf hart geht!"

Hilfe, Überfall!

Zeichnung: Pohl

„Na, na — hupp — lassen Sie das gefälligst sein — hupp."

Hastige Schritte rannten über das Verdeck. Es war Torrens, der die Türe des „Passagierraumes“ verriegelte.

Walter aber stand einige Sekunden wie erstarrt vor seiner Maschine. Ein jäher Schrecken rann ihm heiß durch alle Glieder.

Und flink enterte er die schmale Eisenleiter hinauf, die zum Verdeck führte. Er brauchte nur einige Sekunden den Kopf aus der Luke zu stecken, um zu wissen, was gespielt würde.

Rumpf und Aufbauten der Barkasse schimmerten in gelbvenusigem Licht.

Verfolgt! wußte Walter. Gejagt!

Vielleicht — verloren. Ja, sicher verloren!

Aber ehe er Zeit hatte, einen weiteren Gedanken zu fassen, hörte er sich von dem Kapitän angebrüllt:

„Was ist mit dir? Hinunter, wo dein Platz ist, — oder . . .“

Die Stimme Willards überschlug sich fast. Und es war kein Zweifel, daß der rabiate Kerl sich erforderlichen Falls mit dem Revolver Gehorsam verschaffen würde.

Walter stieg ohne eine Antwort wieder hinab in den Maschinenraum, wo der Motor gehorsam seinen Takt weiter pochte.

Aber schon merkte man, wie der Verfolger aufholte. Die Lichtflut, die über der Barkasse lag, schien noch greller und brutaler zu werden. Eine zweite Rakete ging hoch und eine dritte folgte befehlend.

Willard lachte nur.

Dann auf einmal fing es in der Nacht zu ballern an. Schüsse, — noch weit, — die wohl auch nur eine Warnung und eine Aufforderung zur Uebergabe sein sollten.

Der Kapitän Willard horchte und verließ die Brücke und ging nach hinten. Es waren nur zwei junge Leichtmatrosen an Bord, finstere Kerle, die Walter von der ersten Stunde an gemieden hatte, so gut das anging. Die zwei Burschen kauerten jetzt hinter dem Maschinengewehr neben dem Steuermann.

„Weg da!“ raunzte Willard diesen an. „Auf deinen Platz am Steuer! Laß mich das machen!“

Torrens gehorchte wortlos. Auch die zwei Matrosen duckten sich scheu zur Seite.

„Alles in Ordnung?“ fragte der Käptn, mit schnellen Handgriffen die Waffe prüfend.

Sie war schußbereit. Ein Streifen Patronen lag in der Zuführung. „Kann losgehen!“ grinste Willard. Er schien jetzt völlig betrunken. Der Länge nach hingestreckt lag er auf dem Bauch hinter dem kleinen Aufbau, der die Türe zum Maschinenraum umrahmte. Blinzelnd stierte er in das grelle Licht des Scheinwerfers, der die Barkasse keinen Augenblick losließ.

Das Polizeiboot schien zu fliegen. Mit atemberaubender Schnelligkeit verringerte sich der Abstand zwischen Verfolger und Verfolgten.

Und das Tacken von Schüssen riß jetzt gar nicht mehr ab.

Peng — machte es auf einmal. Irgendetwas fiel splitternd an Deck. Ein paar kleine Holzsetzen waren es. Die ersten Kugeln mußten getroffen haben.

Da ruckte Willards langer Körper zusammen. „Aufgepaßt jetzt!“ befahl er den zwei Burschen an seiner Seite. „Wir fangen an!“

Und zwei Sekunden später fing das Maschinengewehr auf Tien Ki's Barkasse an zu sprechen. Ratternd rollte die Salve. Es schien, als zittere der Schiffsrumpf dröhnend mit.

Aber siehe da, — auf einmal erlosch der Scheinwerfer des Polizeiboots. Doppelt fiel die Dunkelheit wieder her über die Barkasse, nachdem sich das Auge schon fast an die grelle Helle gewöhnt hatte. Und Willard lachte ein meckerndes Lachen. „Seht ihr, Kerls, wie unsere Freunde gleich ihr Nachtlämpchen ausdrehen? Hahaha!“

„Kurs nach Osten!“ befahl er gleich darauf, betrieb die kurze Dunkelheit zu einem Haken schlagen zu benützen und näher zur Küste zu kommen. Torrens warf gehorsam das Steuer herum.

Als der Scheinwerfer wieder aufblitzte, war die Barkasse tatsächlich schon außer seinem Bereich. Er mußte zwei Minuten lang suchen, ehe er das fliehende Schiff wieder gefaßt hatte. Und da knallte auch schon wieder das Maschinengewehr der Barkasse los.

„Häh!“ machte Willard, geifernd vor Haß. „Nur heran mit euch Milchgesichtern!“

Tak-tak-tak — hämmerte das Gewehr. Tak-tak-tak-tak kam von ferne das Echo. Wie zwitschernde Vögelchen kam es heran, pfiff und zirpte in der Luft, strich haarscharf über das Verdeck hin, pickte in die Aufbauten der Barkasse, setzte Holzsplitter aus der Kommandobrücke, hämmerte dröhnend gegen die Blechteile . . . .

Und Salve um Salve verschoß der Käptn, längsdamp auf dem Bauch liegend.

Immer toller wurde das Schießen, immer wilder der Lärm.

Und jetzt gesellte sich noch etwas anderes hinzu.

Ein unheimliches Leben schien plötzlich im Rumpf des Schiffes erwacht. Aus dem „Passagierraum“ drang es hervor, dumpf, wie Stimmen aus einem Grabe. Polternde Füße, pochende Fäuste, rufende Stimmen.

Die geheime Fracht der Barkasse fing an, rebellisch zu werden. Der Lärm des Kampfes, vielleicht auch die durch die Bullaugen dringende Helle des Scheinwerfers hatten eine Panik erzeugt unter der gelben Hammelherde da unten. Ein wildes Mummeln setzte ein, sich rasch zu einem wahren Inferno steigernd.

„Aufmachen! Aufmachen!“ heute ein besessener Chor unter Deck. „Oeffnet! Laßt uns heraus! Laßt uns von Bord!“

Willard sagte zuerst gar nichts. Er lag häuchlings und schoß. Aber als ein paar der Chinesen sich mit voller Leibeskraft gegen die verschlossene Tür zu werfen begannen, verzerrte sich sein Gesicht.

Er hörte mit dem Feuern auf.

„Wenn es da drinnen keine Ruhe gibt, schieße ich euch alle zusammen wie einen Haufen Kaninchen, hört ihr?“ schrie er, den Mund dicht am Schlüsselloch.

Eine kurze Pause trat ein.

Aber dann begann der Chor von neuem in wilder Panik aufzubrüllen. „Aufmachen! Aufmachen! Wir wollen von Bord!“

Willard lag wieder an seinem Maschinengewehr. „Nehmt eure Revolver und stellt euch vor die Tür!“ befahl er den zwei Matrosen. „Sobald sie die Tür sprengen, schießt ihr nieder, wen ihr trefft!“

Dann fing das Gewehr von neuem zu tacken an. Mit blinzelnden Augen zielte Willard, wie ein Scharfschütze an der Front, verbissen, eiskalt, obwohl ihm der Kopf von Whisky rauchte.

Und plötzlich erlosch der Scheinwerfer der Polizei zum zweitenmal.

„Kurs ändern!“ gellte sogleich Willards heiseres Kommando. „Ostnordost!“

Er war ein Fuchs, der lange Verbrecher. Er verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart.

Fünf Minuten sogte die Barkasse auf Kurs Ostnordost. Dann drehte sie wieder scharf nach Osten bei.

Der Scheinwerfer war nicht wieder aufgetaucht.

Etwas wie ein wilder Triumph kam über das ganze Schiff. Sogar Torrens wagte es, aufzuatmen.

Die Barkasse jagte hinter einer mächtigen Bugwelle der Küste zu.

„Jungen seid ihr alle!“ hohnlachte Willard und hatte wieder die Whiskyflasche am Mund.

Nur der Chor der Chinesen heulte und tobte und wetterte noch immer hinter der verrammelten Türe. Der Käptn trat schmetternd mit dem Fuß dagegen. „Ruhe jetzt! Oder ich tue, was ich sagte! Ich lasse euch verfaulen, wie einen Sack junger Katzen! An Bord ist alles allright! Was wollt ihr eigentlich?“

„Heraus! Heraus!“ jammerte eine einzelne, hohle Stimme. Es klang gottsjämmerlich. Die Matrosen lachten hellauf. Und besser als alle Drohworte des Kapitäns schien dieses Lachen auf die erregten Kerle im Schiffsraum zu wirken. Sie wurden wirklich ruhiger.

Ihr Geheul verstummte.

Als der Morgen dämmerte, preschte Tseng Ki's Barkasse, äußerlich ganz friedlich, als nichts passiert, in eine kleine versteckte Bucht der Küste, wo sie bei allen ihren Fahrten ihre geheime Fracht an Land zu speien pflegte.

Man hatte es wieder einmal geschafft.

Auf Walter Steinhoffs Schulter aber schlug schwer die tätowierte Pranke des langen Kapitäns Willard.

„Nun, German? Hast du jetzt gesehen, wie schlecht wir für unsere Arbeit bezahlt werden? Merkst du jetzt, wer es gut mit dir meint, he?“

Walter Steinhoff antwortete nichts.

In tiefem Nachdenken ging er von Bord. Wie eine Warnung des Himmels war ihm die hinter ihm liegende Nacht. Wie ein Fingerzeig, umzukehren, solange es noch Zeit sei.

Er erwachte, als es schon zu dämmern begann.

Und mit dem ersten Augenaufschlag wurde auch die heiße Unrast wieder in ihm lebendig, die ihm von der Nacht her noch im Blute saß.

Es darf so nicht weiter gehen, wußte er, sich erhebend und in tiefen Gedanken am Fenster seiner Kammer stehend. Keinen Schritt mehr durfte er weiter machen auf diesem Wege, der früher oder später ins Verderben führen mußte.

Ein längeres Mittun bei dem nächtlichen Gewerbe Tseng Ki's mußte ihn selbst zum Verbrecher machen.

Ich werde — Kindigen! dachte Walter Steinhoff. Ich werde hingehen und sagen, daß ich . . . eine andere Arbeit gefunden habe.

Aber ob man ihn wohl gehen lassen würde? Ihn, den Wissenden?

Besser wäre es vielleicht, sich einfach gar nicht mehr blicken zu lassen. Abzusehen, egal wohin. Nur fort und in Sicherheit!

Unschlüssig ging Walter in seiner kaum vier Schritte langen Kammer auf und ab.

Mechanisch fing er endlich an, sich zu rasieren und zum Ausgehen fertig zu machen. Er überschlug in Gedanken seine Barschaft. Für einige Wochen mochten seine neuen Ersparnisse reichen. Man konnte es wagen, eine neue „Tour“ zu beginnen.

Eine neue „Tour“. Freilich, — man mußte ja leben. Irgendwie und von irgendwas. Wenn auch das Leben so bitter hohl und zwecklos schien, seit . . . .

Jawohl, seit . . . Walter Steinhoff lachte haßerfüllt sein Spiegelbild an. Nur heraus mit der Sprache! Warum immer herumschleichen um diese Gedanken wie die Katze um den heißen Brei? Man mußte ehrlich sein, besonders gegen sich selbst. Und es klaffte trotz aller Beschwichtigungsversuche, trotz allem Darüberwegsehenwollens eine immer neu schmerzende Wunde in der törichten Brust, — ein brennendes Leid, — eine nagende, heiße Sehnsucht nach dem Mädchen, das man verloren, nach der blonden Deutschen im fernen Chikago, nach Gerda Paulini, die ihn von Tag zu Tag mehr ein Rätsel wurde, eine Sphinx, aus deren Antlitz er nicht klug werden konnte, deren Verhalten er täglich weniger verstand.

Kann man so kalt und so treulos sein, wenn man mit solchen — Engelsaugen ins Leben blickt? Kann man so sprechen und schreiben — und gleichzeitig nichts anderes sein, als eine kalt berechnende, falsche Schlange, die sich von einem wegwandte, sobald man im Unglück war?

Kaum faßbar! Kaum zu begreifen! Und doch Tatsache! Nackte Wahrheit!

Weiber! dachte Walter Steinhoff, und sein Mund war schmal und voll Haß.

Ich bin — nicht glücklich! grämte er sich. Ich bin ruhelos und voll abgrundtiefer Trauer! Es ist alles gleichgültig, was ich tue! Ob ich diesem gelben Fuchs seine Menschenfracht an Land bugsiere, oder ob ich irgendwo anders frone und schufte — oder ob ich als arbeitsloser Vagant mit meinem Hunger mich herumschlage . . . immer wird diese böse Enttäuschung über mir schweben wie eine finstere Wolke, durch welche die Sonne nicht dringen kann, um zu leuchten und zu wärmen . . .

Walter Steinhoff wußte nicht recht, wie es kam, daß er plötzlich auf der Straße stand; er wußte auch nicht, wer ihm plötzlich den Gedanken eingeimpft, zu Katia, der Russin, gehen zu wollen; aber er fand sich mit einem Male auf dem Weg nach der Kneipe und er beschleunigte sogar seine Schritte, als könne er nicht rasch genug dort am Bartisch hocken; — vielleicht ist es die Sehnsucht, ein paar deutsche Worte zu sprechen, dachte er grübelnd, — und dann seufzte er wieder, und seine Gedanken kreisten von Katja zu Gerda Paulini und zu dem kleinen, schwarzäugigen Chinesenmädchen Chang Ho Wen, — bis er zuletzt wirklich vor Katjas Kneipentüre stand und auf die Klinke schlug, wie ein alter Stammgast, und breitbeinig durchs Lokal schob, die Hände in den Taschen und die Augen herausfordernd nach allen Seiten rollend, wie es die verwegenen Kerle taten, die Katjas Gäste waren vom späten Vormittag bis zum frühen Morgen.

Und siehe da, — welch ein Zufall: Auch Torrens war da, der Steuermann von Tseng Ki's Barkasse, — und er hatte einen Mann dabei, den Walter nicht kannte. Es schien, als sei Torrens sehr erfreut, Walter hier zu sehen. Er lachte ihm gleich entgegen und schlug ihm auf die Schulter, wie es sonst der Käptn immer zu tun pflegte, und er sagte, daß Mister Willard auch zu kommen gedenke und daß es vortrefflich sei, gleich alle beisammen zu haben, — und dies sei Mister Larry Lewis, ein junger Herr aus Dayton, mit dem man Wichtiges zu besprechen habe. Wichtiges auch für den Mister Walter Steinhoff und für alle Mann von Tseng Ki's Barkasse.

Walter Steinhoff nahm sich einen der Barstühle. Er sah Katias weiße Hand sich ihm hinstrecken und fühlte den Druck der weichen Finger; er hätte am liebsten erwidert, daß er nicht die geringste Lust habe, der bei Whisky und Soda „geschäftlich“ zu debattieren, und der Mister Lewis, Larry Lewis, gefiel ihm schon gar nicht mit seinem hageren Galgenvogelgesicht, auf dem eine häßliche Narbe vom Nasenrücken nach dem linken Auge hin lief; aber zugleich spürte er den Druck von Katias Händen noch fester und hörte, wie die blonde Russin ihm auf deutsch zuflüsterte:

„Sei klug, Freundchen! Halte dich zu denen! Es wird dein Schaden nicht sein!“

Walter trank sein erstes Glas, wobei er zu Katja hinsah. Ja, auch diese Frau war voller Rätsel und Unergründlichkeiten. Meinte sie es ehrlich mit ihren Mahnungen? Oder war sie mit diesen finsteren Burschen irgendwie im Bunde?

„Was soll es geben?“ fragte er zurück, sein Glas vor sich hinschiebend.

„Sie werden es diesem Mister Tseng zeigen!“ lachte Katia. „So gutmütig und nachsichtig wie du sind nicht alle Leute in Amerika!“

Sie war schön, wenn sie lachte, die weißhäutige Frau; sie war überhaupt schön, und Walter Steinhoff fühlte sich insgeheim stark zu ihr hingezogen; aber sie war auch umgeben von etwas Geheimnisvollem, das Walter nicht ohne Mißtrauen empfand.

Er schwieg jetzt auf Katias Worte. Er sah das kleine, kreuzförmige Muttermal an dem Frauenhals an und schwieg.

Da hörte er sich von links angesprochen. Es war Larry Lewis, der sich ihm genähert hatte. Walter sah das hagere Gesicht des fremden Burschen jetzt ganz dicht vor sich; er sah in ein Paar kleiner, kluger, verschlagener Augen, die keinen Blick ausbielten; er sah aus nächster Nähe die häßliche Narbe in dem Gesicht des jungen Manes.

„Du bist auch von Tseng Ki's Barkasse?“

„Ja!“ erwiderte Walter trotzig. „Aber wohl nicht mehr lange!“

Da lachte Larry Lewis. „Haha, kann mir's denken! Ganz wie Willard und Torrens auch. Wou anderen die Dollars in den Schlund jagen? Selber fressen macht . . . .“

(Forts. folgt.)

Wie zahm sie sind! Photo Lange (Deike, M.)

Drei Tage und drei Städte IN FLANDERN

Von Emil Vorbeck

(Schluß)

Wie in den meisten Gotteshäusern Flanderns nistete die Kanzel in einem wuchernden Baumstamme, der freistehend mit köstlichem Gezweige aufsproßte. Auch wenn kein Prediger von ihr das Wort verkündete, spitzten sie in ihren Aesten eine gefiederte Wolke patschiger Engelkinder.

Der Priesterchor verbarg sich hinter Schranken aus grauem und schwarzem Marmor. Der fromme Dienst, der sonst hier von geweihten Männern in goldenen Gewändern vollzogen wird, verlangt zwar die Gemeinschaft, die dort im Schiffe daran teilnimmt, zugleich aber auch eine ehrfürchtige Scheu, die von ihr zu beobachten ist. Der Altar wird geschaut, doch nur wie durch eine geöffnete Tür zum Paradiese.

Dieser Lettner rundete überdies die Kapellen, die ihn sternförmig umlagern, zu eigenen Gefäßen, die fest ihren Gehalt umfingen, obwohl sie in die Einheit des Raumes einbezogen waren. Und sie spendeten abwechselnd Trauer oder Seligkeit.

Eine aber tat sich wie eine Schatzkammer auf und breitete die rührenden, weltumfassenden Flügeltafeln der Brüder Eyck vor uns aus. Um das Lamm anzubeten, ziehen Heilige aller Grade auf blumigen Auen herbei. Oben musizieren geflügelte sinnende Engel.

In diesem Werke, das jeder kennt, erfüllt sich St. Bavo, krönt sich Gent und erhöht sich Flandern. Wir warteten eine günstige Pause im Gerede eines allzu eifrigen Erklärers ab, um uns völlig diesen Bildern hinzugeben, die aus deutscher Art sind und bleiben.

Senkrecht auf den Hauptplatz stieß die Straße, die uns zum Rathause führte. Es sagte gelassig die Reime seiner jeweils zweistöckigen Fenster auf und schickte nur an der Ecke einen fünfseitigen Erker vor, der unten in Baldachinnischen schlanke Helden der Vorzeit beherbergte, während er oben einen Balkon für das leibhaftige Hervortreten lebendiger Könige trug.

Die Front selbst war mit gesammten, spätgotischen Schnörkeln überkrustet und wie mit schwarzem Samt ausgeschlagen, so stofflich war der Stein im Wetter geworden. Etwas Düsteres haftete diesem Gebäude an, in dem Beschlüsse über Leben und Tod gefaßt zu werden schienen. Dazu paßte die Nachbarschaft einer Gasse, in der jedes dritte Schaufenster Särge barbot. Wir eilten mit raschen Schritten hindurch, bis uns ein gesegneter Optimarkt erlöste. Zackig gegiebelte Häuser griffen mit Laskranen aus ihren Speichern in fruchtbare Schiffe, die auf einem Seitenarm der Scheldе lagen.

Abseits ragte der braune Stumpf der flandrischen Grafenburg aus Wassergräben. Sie trotzte auch noch in ihrem Zerfalle der Zeit und zwang uns zur Furcht, als wir ihre Wehrgänge betrachteten und die Tiefe ihrer Verliese.

Regen trieb uns zum Abendessen. Als er aufhörte, lockte uns abermals die Stadt, allem zuvor St. Nikolaus. Nun gab die Klinke des Portals dem Druck der Hand nach. Weiß sprangen die Pfeiler auf, behangen mit dem Wappen der Ritter vom Goldenen Vließe. Eine Orgel mischte ihre Klänge mit Weihrauch, Gott war erwacht und hielt Hof.

gehörte, an Peter Paul Rubens denken, zu dem dieser Platz und sein Inhalt paßte, aber auch an schmausenden Patieter, den Felix Timmermans den Freunden Flanderns in einem Buche schenkte. Das Land, wo Milch und Honig fließt, sammelte sich hier, strotzend und fruchtschwer, zu schwelgerischem Genusse.

Daher begriffen wir ohne weiteres, warum nebenan in einem schmalen Gäßchen, das unsere Ellenlongen beinahe sprengten, hinter kristallenen Scheiben weiße Tische auf die Feinschmecker aus der ganzen Welt warteten. Wo sonst die Speisekarten prangen, flaken Lobbriefe berühmter Künstler, Gelehrten und Staatsmänner.

Wir trauerten zwar nicht darum, daß unser deutscher Geldbeutel uns von diesem Göttermahl ausschloß und in ein bescheidenes Café schickte, wo vielleicht einst Feldgraue sich zwischen zwei Schlachten stärkten, aber wir wußten dennoch, daß Schlemmerei nicht immer ein sündhaftes Verbrechen zu sein braucht, besonders wenn sie wie hier so bodenständig und folgerichtig ist.

Nachher stiegen die Straßen an und holten zu stattlichen Kurven aus, bis auf halbem Hügel die doppeltürmige Stiftskirche St. Gudule schroff emporfuhr. Treppenbauten schoben sich unter ihren Quaderlockel, und trotzdem glaubten wir, daß diese steile, gefährliche Fassade auf uns herabfallen könnte, so senkrecht und verwegen brauste sie auf.

Und weil sie sich in ihrer schwanken Höhe sicher fühlte, prunkte sie mit dem Bildwerk ihres Gesteins noch an der kühnsten Stelle. Hier gab es einen anderen Himmel als den über dem Großen Platz. Alle Grenzen wichen zurück, und die Erde mit ihnen, auf das im Scheitel der Unendlichkeit Gott sich erhebe.

Wenn nun der Hügel sich fortsetzte, um auf langem Rücken eine Oberstadt zu tragen, so konnte er doch nicht über diese beiden Türme hinausragen, die seinem Herzen wie ein gewaltiger Ruf nach oben entströmten. Stufen griffen in seine Flanken, auf denen wir das Viertel der höchsten, irdischen Macht erreichten.

Schloß und Parlament, zwei weitläufige, kühle Gebäude, waren durch einen abgezirkelten Park, der in Geraden und Schrägen allerlei luftige Durchblicke mit sprühenden Brunnen eröffnete, voneinander getrennt, so daß sie gegenseitig einen Säulengang oder einen Tempelgiebel sich zeigten.

Prächtige Alleen, von denen die untere Bürgerstadt königlich überschaut werden konnte, hielten sich für die Ausfahrt des Adels bereit. Vornehme Plätze, an denen nur die erlesensten Waren sich darboten, duldeten in ihrer hochmütigen Leere allein das Standbild eines reitenden Königs.

Die Ferne aber, die sich über die Breite der Straße spannte, wurde von einer gebauten Krone, dem merkwürdigen Palaste der Gerechtigkeit, verklärt. Wir getrauten uns nicht, näher an diesen Dom der weltlichen Ordnung heranzutreten, aus Furcht, von Einzelheiten enttäuscht zu werden. Mag vielleicht dies oder das daran anfechtbar sein — und wir vermuteten es schon einzig wegen der Zeit seines Entstehens —, so priesen wir dennoch den erhabenen Eindruck, den dieser pompöseste Schlußstein auf uns machte. Die Luft umfloß ihn blau und verheißungsvoll. Brüssel, das sonst wenig gesegnet wäre, empfing durch ihn ein stolzes Siegel zur Bestätigung.

Wir aber, die Flandern verlassen sollten, heimsten es noch einmal in einem einzigen Griffe ein. Auf seine Weite, die wir ahnten, gehörte ein Denkmal der Höhe, das alles zusammenraffte.

Die Hauptstadt Brüssel

Wohl entließ uns der Brüsseler Bahnhof geradewegs in die wichtigste Straße, deren Engpaß von dem Gebrüll der Autos und Verkäufer beinahe barst, trotzdem aber fühlten wir etwas Verworrenes, das fernab von der Klarheit Brügges oder dem Geheimnis Gents lag.

Zudem wimmelte es von kleinen, schwarzhaarigen Wallonen, die französisches Gehabe noch übertrieben. Indes wollten wir Belgiens Hauptstadt nicht vorschnell aburteilen, sonst hätte es uns mit ihr wie mit jenen Mitreisenden ergehen können, die wir sofort für unausstehlich hielten, während sie sich bald darauf als höchst liebenswürdig erwiesen.

In Brügge folgten sich die Plätze gleich einer Flucht von Sälen. Gent dagegen riß wie in einem Strudel alles an seine Mitte. Brüssel endlich — und das sollten wir erst später erfahren — baute sich in drei Stufen übereinander auf und brachte so den scheinbaren Zufall seiner Häusermassen in ein übersichtliches Gefüge.

Plötzlich, mehr unserem Spürsinn als dem Zuge des Verkehrs folgend, standen wir auf dem Großen Platz, aus Alltag und Betrieb, in die wir zuvor wie in ein Mahlwerk geraten waren, auf die erhabenere Ebene einer unsagbaren Schönheit emporgehoben.

Wir wurden von einem vollendeten Raume aufgenommen, der sich nach allen Seiten ellerlichtig verriegelte. Gleichsam aus schräg gestellten Kulissen trat man in ihn ein. Und dennoch war er mehr als nur eine Bühne, mit der er die Steigerung des Lebens teilte.

Warum wirkte diese Halle, deren Wände Häuser und deren Decke der Himmel war, so überzeugend? Ihre Verhältnisse trafen nach einem ihr innewohnenden Gesetze das rechte Maß. Anders ließe sich dieser Wohllaut von Höhe und Breite nicht erklären.

Zwei mächtigere Gebäude gaben den Grundton an, aus dem der reine und reiche Zusammenklang des Ganzen wuchs. Rathaus und Maison du Roi, einander gegenüber, warfen sich ohne Unterlaß den Widerball ihrer Fronten zu.

Die Bürgerhäuser, die das Geviert ernästen, spielten die Zwischennoten auf und ersannen daraus eine liebliche Melodie.

Aber sie bedienten sich dabei, als wären es Geigen und Flöten, Hörner und Bratschen, der verschiedensten Bauarten.

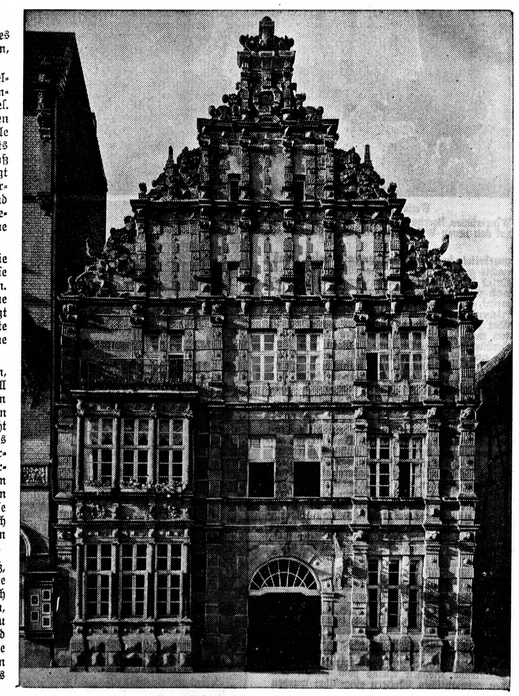
Klassische Säulen verbanden sich mit mittelalterlichen Spitzbogen, italienische Guirlanden flochten sich um deutsche Rokokoschnörkel. Obwohl diese Teile unbekümmert ihr Wesen trieben und selbst auf die krausesten Einfälle zu kommen schienen, geschah dabei nichts gegen den guten Geschmack, geschweige, daß dadurch ein häßlicher Mischmasch erzeugt worden wäre. Vielmehr hielt sich aller Ueberschwang wunderbar im Gleichgewicht und umfaßte mit ausgebreiteten Armen das Gesamt, das unter dieser Gebärde seine straffe Einheit gewann.

Unsere Augen wurden nicht müde, die schweifenden Umrisse der Giebel oder die üppigen Ränder der Fenster zu erforschen. Immer wieder spornte uns irgendeine neue Lust an, ohne daß unser Schauen je gesättigt werden konnte. Wie eine Quelle sprudelte der Platz, als ob er nie sich erschöpfte, seine Zierarten und Kostbarkeiten hervor.

Und dieses unendliche Fest der Formen, das nur von nordischen Sinnen so kraftvoll begangen werden konnte, schmückte sich zudem noch mit dem Wunder einer versteckten Farbigkeit. War Brügge in Braun getaucht und Gent in Schwarz, so blinkte es hier aus matten, rieselnden Schiefern wie von verborgenem Geschmeide, das sich noch nicht hervorwagte. Als brächen Edelsteine ihren härteren Glanz in den milderen Falten hauchgarter Gewebe, so wirkten diese Mauern, und nur da und dort scheuerte sich das Gold durch, um siegreich von einem Gesims oder Säulenknauf aufzustrahlen.

Was ringsum verhüllt sich ahnen ließ, stürzte sich indessen mit voller Wucht auf die freie Mitte. Nun hatten die Farben sich entblößt und füllten als Blumen von Rubin, Topas und Türkis Töpfe und Körbe. Dazu gesellten sich die Smaragde, Malachite und Chrysoprase der Gemüse und Salade. Die Aepfel und Birne aber glühten wie Bernstein in der Sonne und erinnerten uns an das geliebte Samland.

Außerdem mußten wir, obwohl er nicht hierher, sondern ins benachbarte Antwerpen



Das Rattenfängerhaus in Hameln
Einer der schönsten Renaissance-Bürgerbauten Nordwest-Deutschlands

Sonnengold geht durch die Kelter

Weinlese am Kaiserstuhl

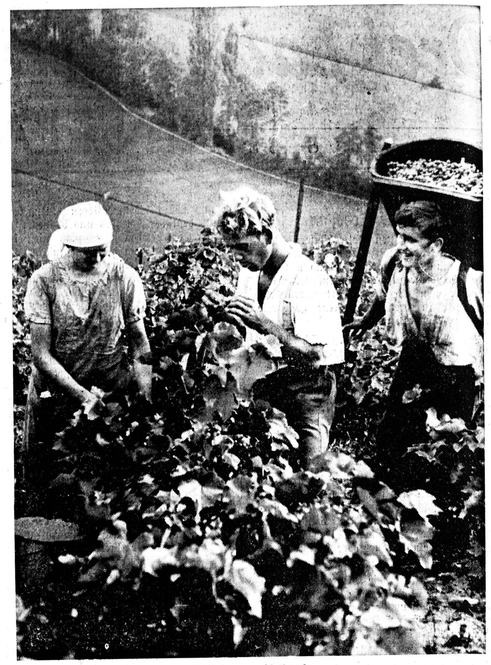
Mitten in der oberrheinischen Tiefebene ragt wie eine Insel, umgeben von fruchtbaren Aeckern und Wiesen, der Kaiserstuhl empor. An seinen vulkanischen Felshängen und Lößhügeln wächst der Rebstock und ein edler Tropfen gedeiht auf seinem Boden; weit über unsere Heimatgrenzen hinaus ist der Kaiserstühler Wein als ein herber, aber gehaltvoller und blumiger Wein bekannt.

Eine mühsame, ja gefährliche Arbeit ist das Winzergeschäft, und den Sommer über kostet es manchen Schweißtropfen in den glühenden Weinbergen, und in mancher bangen Stunde schaut der Winzer an den schwarzen Himmel, ob nicht ein heimtückisches Gewitter oder ein Hagelschlag seine mühselige Arbeit vernichtet. Kommt aber der Herbst in die Nähe, und das Glück war dem Winzer günstig, dann entwickelt sich ein frohes Treiben um Weinbarl. Fässer und Bütten werden gerichtet, die Trotte in Stand gesetzt, und das Handwerkszeug bereit gelegt. Draußen im Rebberg steht wachsamen Auges der Rebhüter hinter den Rebstöcken und gibt auf die Liebhaber fremder Trauben acht. Am Gürtel hat er eine Pistole, zwar nicht immer ein neuestes Modell, aber zum Angstmachen reicht sie, und in der Hand hat er nach alter Sitte einen Spieß. Kurz vor Herbstbeginn werden die Rebberge geschlossen, und dann muß er seine Wacht noch verschärfen. Manchmal regnet es oder ein kalter Herbstwind pfeift durch die Reben, da stärkt ihn ein gutes Kirschwasser und macht seinen einsamen Wachdienst etwas erträglicher. Ist aber der Herbsttag gekommen, dann zieht alles unter frohem Gesang hinaus zum Herbsten. Verwandte und Bekannte aus der Stadt sind eingeladen, helfen fleißig mit und freun sich am gemeinsamen geschäftigen Treiben im Rebberg. Tag und Nacht wird nun gearbeitet, was tagsüber geerntet wird, muß nachts gekeltert werden. Im Winzerkeller des Ortes ist Hochbetrieb, man kommt nicht mehr nach mit Arbeiten, der Herbst hat es gut gemeint, allen leuchtet eine stille Freude und Zufriedenheit aus den Augen. Fremden gegenüber zeigt man gerne dieses herbstliche Arbeiten, man läßt ihn teilnehmen an dem reichen Herbstertrag nis, gibt ihm Trauben und lädt ihn zum „Neuen-Trinken" ein. Ueberall herrscht eine frohe Stimmung, und wenn dann gleich die Weinhändler und Traubenaufkäufer dastehen und geben gute Preise und bares Geld, dann ist die Stimmung auf dem Höhepunkt.

Bald nach dem Arbeiten, wenn das Größte getan ist, beginnt das Winzerfest, fast jedes Dorf hat sich in den letzten Jahren diese Tradition geschaffen. Stadt und Land strömt zusammen, man trinkt Neuen und „Süßreyer" und ißt Zwiebelkuchen dazu. Dieses eigenartige Gebäck wird laufend zubereitet, im Backofen kurz gebacken und warm verzehrt. In der Turnhalle des Ortes oder in einer festlich geschmückten Halle oder in einem Saal spielt die Dorfkapelle zum Tanze auf und in lustigem Reigen drehen sich die Paare bis in den frühen Morgenstunden, wo der Hahn kräht und zur weiteren Arbeit mahnt.

Karl Motsch.

Weinlese in Staufen
Winzerinnen, Bacchus und Küfer halten ein Prosit auf den neuen Wein beim fröhlichen Winzerfest



Weinlese im Glottertal

Die Traube hat Geschichte...

Der Wein war schon bei den alten Germanen ein beliebtes Getränk, und bei Cäsar und Tacitus finden wir den Hinweis, daß recht bedeutende Mengen Weins vom Süden nach den germanischen Ländern eingeführt wurden. Aber schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. hat sich der Weinbau an Rhein und Mosel eingebürgert.

Das älteste Weinbau treibende Volk sollen die Phönizier gewesen sein, die die Reben dann nach den Inseln des Mittelmeeres brachten. Herodot und Theophrast berichten, daß auch in Aegypten in ausgedehntem Maße Weinbau betrieben worden sei, während er dort heutzutage ausgestorben ist. Für das Vorhandensein des alten Weinbaus gibt es aber allerlei Beweise, so ist in den Felsengräbern von El-Kab die Lese, Kelterung und Aufbewahrung des Weins bildlich dargestellt. Auch im alten Persien baute und kelterte man Wein, vor allem den kostbaren Königswein von Chalybon. In Italien wurde der Weinbau zunächst in der Campagna betrieben, und die berühmtesten italienischen Weine waren der Falerner, der Fanestiner, der Tarentiner und der Sabiner. In Gallien wurde der Weinbau schon um 600 vor Chr. eingeführt. Auch der Weinbau in Spanien geht auf diese frühe Zeit zurück.

Von Karl dem Großen wissen wir, daß er Weinberge in Burgund besaß, und von Kaiser Karl V. hört man, daß er auf den Kanarischen Inseln Reben pflanzen ließ, die vom Rhein stammten. Unter den Karolingern und Hohenstaufen breitete sich der Weinbau in Deutschland wesentlich aus. Daß man in der Mark Brandenburg damals einen guten Wein zog, ist bekannt, aber selbst in den Ostmarken, ja bis nach Litauen hinauf, legte man Weinpflanzungen an und hatte gute Erzeugnisse. Der Dreißigjährige Krieg, der in Deutschland so vieles vernichtete, machte auch dieser ausgedehnten Weinkultur ein Ende.

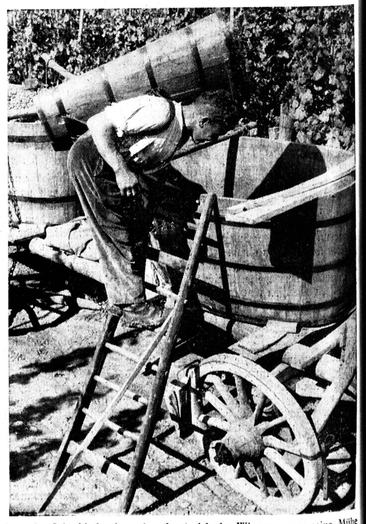
Wir haben in Deutschland eine Vielfalt von verschiedenartigen Weinen: da sind die klaren, vollen Rheinweine, die spritzigen Moselweine, die süffigen Pfälzer, die erdkräftigen Saarweine und die aromatischen Frankenweine, die sogenannten Steinweine. Baden und Württemberg liefern sehr schmackhafte Weine, und unter den sogenannten „Landweinen" finden wir manchen guten Tropfen. Auch um Dresden herum gedeiht ein gar nicht übler Wein, und bekannt von altersher ist der schlesische Grüneberger, der übrigens in manchen Jahrgängen keineswegs so herb ist, wie man ihm bisweilen nachsagt.

Die Preise des Weins sind verhältnismäßig niedrig, wenn man in Betracht zieht, wieviel Arbeit dazu gehört, bis der Wein geerntet, gekeltert, in Fässer gebracht und auf Flaschen gezogen werden kann. In sehr ertragreichen Jahren ist es in früheren Zeiten nicht selten vorgekommen, daß man in Süddeutschland besonders im Elsaß, einen Liter guten Weins für 15 Pfennig kaufen konnte. Da war ein Rausch also eine recht billige Sache. Um die Jahrhundertwende wurden in Deutschland etwa zwei Millionen Hektoliter Wein jährlich erzeugt.

Der Weinbau gehört zu den volkswirtschaftlich sehr wichtigen Erwerbszweigen. Es gibt ganze Gegenden, die in der Hauptsache vom Weinbau leben. Wetterkatastrophen, die die „Weinberge" treffen, wirken sich unheilvoll für die Besitzer aus, und Schädlinge wie zum Beispiel die Reblaus können ganze Landstriche arm machen. Es ist also wohl zu begreifen, daß Lieder und Lachen durch die Dörfer klingen, wenn die Lese glücklich beendet ist und man am seinen Weinberg nicht mehr in Unruhe zu sein braucht. Dennoch macht der Ablag in den letzten Jahren oft viel Kopfzerbrechen; aber ein guter Tropfen wird selten verschmäht, und wer möchte einen Feiertag irgendwelcher Art begehen, ohne eine Flasche Wein auf dem Tisch zu haben?

Unzählige Dichter loben und besingen den Wein, — wer möchte nicht mittun, wenn der Wein golden im Glase blinkt? Da wird auch der Alltagsmensch zum Dichter! Bei den Potentaten für den deutschen Wein hat jedenfalls jeder Gelegenheit, seine Weinliebe zu entdecken.

Photos (4) Karl Müller / Bavaria-Verlag
(Eigene Klischee-Anfertigung)



Kleine humoristische Einlage. — Bild rechts: Viel Arbeit macht so ein Weinberg das Jahr hindurch, und es freut sich der Winzer, wenn seine Mühe nicht umsonst war und die Ernte gut ausfällt.

Burg im Osten

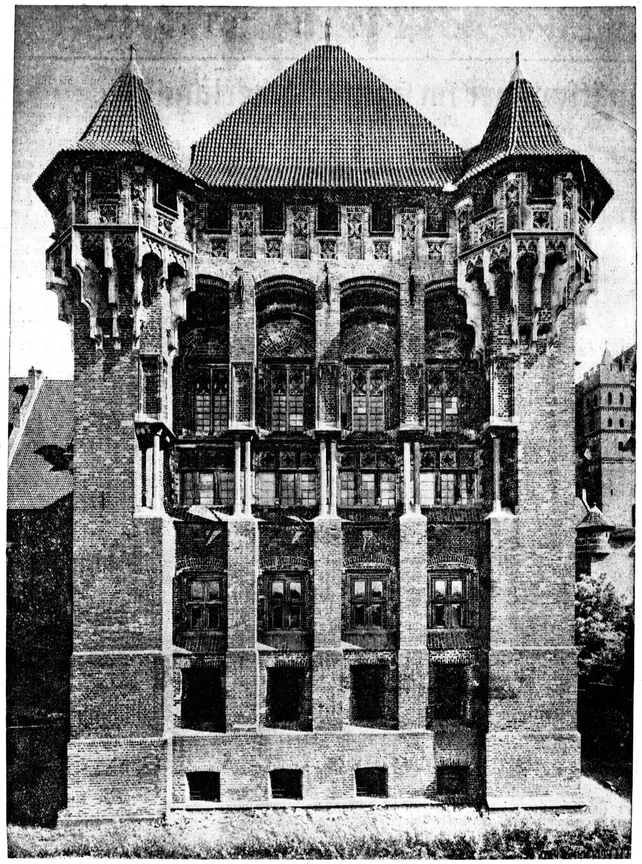
Die Marienburg, das Hochschloß des Deutschen Ritterordens

Mit größter Bestürzung sieht sich Mitteleuropa zwischen zwei Feuer gestellt: Während in Spanien blutiger Bürgerkrieg maßlos entbrannt ist, kommen aus Rußland Nachrichten von der Marschbereitschaft der roten Armee mit dem Ziel, ganz Europa die „Weltrevolution" aufzuzwingen. Der Führer hat durch eine starke Wehr Deutschland, das Herz Europa, geschützt; um so mehr gilt es, uns auch geistig zu festigen, aus der großen kulturellen Tradition unseres Volkes seelische Kraft zu sammeln, die das eigentliche Fundament erfolgreichen Widerstandes ist.

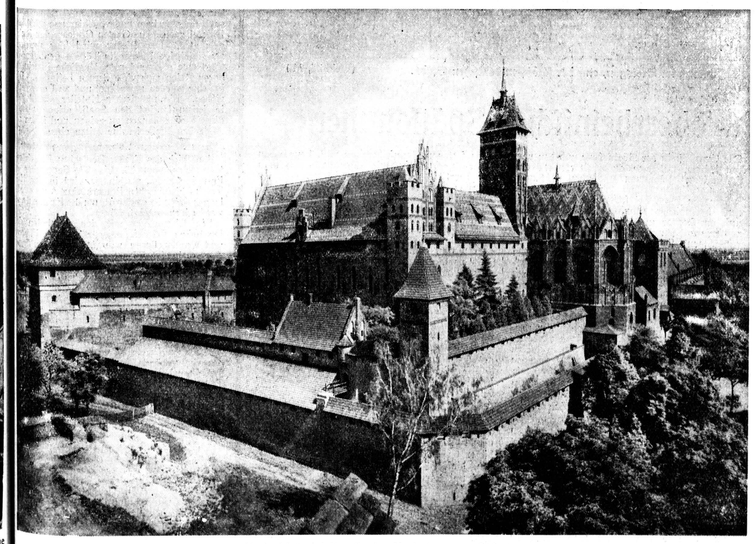
Wenn wir den Blick zum Osten unseres Vaterlandes wenden, schauen wir das herrliche Schloß Marienburg an der Nogat, das der Deutsche Ritterorden im Mittelalter errichtete, als er die Gebiete östlich der Oder und der Weichsel dem Deutschtum gewann. In wahrsten Sinne ein Denkmal deutschen Kulturwillens und christlicher Glaubenskraft, ragt es über der weiten Ebene auf, trutzig und wehrhaft, stolz und seiner Leistung bewußt, ein Wahrzeichen unerschütterlicher Selbstbehauptung. Wir müssen nur einmal mit ruhigem Blick diesem Trutzbau begegnen, um die reiche Vielfältigkeit der eigenen Art und seelischen Haltung in dieser Architektur zu erleben: Glaube und Kraft, Bindung und Freiheit, Stolz und Treue, Wille zur Wehr, aber auch zum Frieden; das ganze deutsche Wesen ist in dieser Burg wundersam verdeutlicht.

*

Paul Fechter gibt uns in seinem neuen Buche „Sechs Wochen Deutschland" (Bibliographisches Institut, Leipzig) kurz und trefflich eine Schilderung der wechselvollen Geschichte der Marienburg: „Von Danzig ist es eine gute Stunde Fahrt bis hinüber nach Marienburg, der kleinen Stadt an der Nogat, dem ehemaligen östlichen Mündungsarm der Weichsel. Sie besitzt die größte Schloßanlage des östlichen Deutschland und eine der bedeutendsten der ganzen europäischen Welt, die Marienburg, das ehemalige Haupthaus des deutschen Ordens, der von hier aus den Ordensstaat aufgebaut hat und regierte, aus dem nach der Sekularisation von 1525 und der Vereinigung mit Brandenburg von 1918 die Grundlagen des späteren Preußen hervorgingen. Auf dem rechten hohen Ufer der Nogat ragt das Schloß weit über das flache Stromtal, die größte profane Leistung der deutschen Gotik und eines ihrer wesentlichen Dokumente noch heute trotz aller Zerstörungen und späteren Instandsetzungen. Der rote riesige Backsteinbau, überragt von dem zierlichen Türmchen, ist noch heute Wahrzeichen des gesamten Landes um die Weichsel; das Hochmeisterschloß mit seiner reichen Front nach dem Strom zu ist in seinem Innern mit dem Sommerremter des Meisters, dem berühmten Gemach, dessen wunderbares Gewölbe eine einzige schlanke Säule trägt, eine der reifsten gotischen Leistungen, ebenso wie der große Rempter darunter, dessen Palmengewölbe drei rote Granitsäulen halten. Es sind Kostbarkeiten der Architektur, wie sie in dieser Art auch der Osten kein zweites Mal zu bieten hat. In der Kapelle des Schlosses, deren Chorabschluß nach der Stadt zu draußen ein riesiges Mosaikbild der Muttergottes aus dem 15. Jahrhundert ziert, liegt Heinrich von Plauen begraben, der nach dem Tode Ulrichs von Jungingen und dem Zusammenbruch des Ordens in der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg 1410 den Widerstand gegen Jagiello und die siegreichen Polen aufnahm und den Ordensstab noch einmal vor dem Untergang rettete. 1466, im zweiten Frieden von Thorn, kam Marienburg dann trotzdem zu Polen, bei dem es bis zur ersten Teilung des Landes 1772 verblieb, in welchem Jahre es zu Preußen zurückkehrte. Friedrich der Große ließ das Schloß als Wohnstätte für Wehrfamilien einrichten, ließ aus den Sälen kleine Wohnungen durch eingezogene Decken herstellen; Gewölbe wurden herausgeschlagen, durch Löcher im Fußboden ins nächste Stockwerk und von diesem weiter in den Keller befördert. Aus dem Schutt dort, der die Jahrzehnte überdauerte, hat das wegen seiner Restaurierungen so viel gescholtene 19. Jahrhundert die erhalten gebliebenen Reste hervorgeholt; der Baurat Steinbrecht hat in langer, geduldiger Arbeit die alten Profile und Formen wieder zusammengesetzt und rekonstruiert, so daß heute die Marienburg dem Besucher ein zwar vielfach neues, dem Alten nachgebildetes, aber trotzdem lebendiges Bild von der Umwelt des vergangenen Ordenslebens gibt."



Der Hochmeisterpalast, Front zur Nogat hin



Hochschloß und Kapelle der Marienburg von Südosten

Die Bilder sind dem großen Sammelwerk „Deutsche Kunst" mit frdl. Genehmigung des Angelsachsen-Verlages entnommen.
(Eigene Klischeeherstellung.)

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Spätsommer im Kannebäckerland

Von Alexander Wirtz

Erdiger, als in der blassen, dunstigen Weite der Ebene sind die Menschen, die ich im Westerwälder Kannebäckerland kennen lernte: nirgends sah ich Gärten wie da, — prunkende Dahlien, Goldruten und fahlfarbene Totenblumen blühen über Gemüsebeeten und Kartoffelfeldern, wie Schönheit und Notwendigkeit in den Menschen, die die Samen säten, beisammen wohnen, als wären sie eins. Erdiger sind die Menschen, als wäre die Erde, die sie zu Krügen, Krumpen, Vasen und breiten Tellern formen, in sie eingegangen. Und alles ist ihnen lebendige Erde, die sie lieben: Menschen, Gärten, und die Dinge, die unter ihren Händen auf kreisenden Drehscheiben wachsen, in die sie Blumenranken ritzen, Fabeltiere und Heilige, sie braun und blau und violett und schwarz bemalen. Ich sah Christi Kreuztod in Teller fröhlich geritzt und bemalt, als wäre der Tod denen, die es in den Ton ritzten, lieb, wie ihnen das Leben lieb ist; menschlicher, als Christus am flohigen Kreuz kann ein Mensch nicht sterben, lebendiger und gläubiger, als die, die das Rebholz führten, kann keiner den Glauben an Auferstehung und Himmelfahrt kundtun: ein singender Vogel reckt sich auf Kreuzbalken, und Rosenranken und Traubenbündel wachsen aus dem Stamm und umschlingen den Heiland.

So sind die Menschen des Westerwälder Kannebäckerlandes erdiger als die der fahlen, weiten Ebene: Tod und Leben, Notwendigkeit und Schönheit wachsen miteinander auf gleichem Grund; jedes zu nehmen, zu leben zu seiner Zeit, ist die Erde der Menschen im Kannebäckerland.

*

Manchmal fallen buntfarbene Blätter von den Haselbüschen der Gärten. Der Morgen ist kühl und weit, wie oft in der Ebene offene Wintertage sind. In Wiesentäler, in denen struppiges Weidengestrüpp und silbrige Erlen wirr wachsen, sinken Nebel und legen sich sanft und webend über Tau und weiße Herbstzeitlose. Ihren Thymian, mageren Weiderich und grauen Katzenbaldrian. Und im Dorf werfen sie mit langen eisernen Löffeln Salz in die glühenden Brennöfen der Kannebäcker, damit die Krüge und Krumpen, Vasen und Teller in ihnen glänzend und fester als die Steine der Berge werden. Dichter, heller, süßer Rauch wallt auf und steigt in geraden Säulen gegen die blasse Bläue des Himmels und legt sich über die Berge, als wäre er Girlande eines alten Festes.

Ich liege im Garten auf einer Wiese. Auf der Straße vor mir stehen lange, hohe Stapel saftiger Buchenscheite, helle, unförmige Tonballen und glänzende, bunte Krüge und Töpfe. — Unfertiges bei Gewordenem. Und ich sehe die weißen Nebel der Täler, gelbgrauen Rauch von Berg zu Berg und liege unter Büschen und späten Blüten und lese in allem, als läse ich in einem Legendenbuch.

Ein Mädchen geht vorbei. „Goodenl" sagt es, und das ist der Gruß im Kannebäckerland. Ich kenne es nicht. Wenige Menschen kenne ich hier, aber alle grüßen lächelnd, als wären wir seit langem Freunde. „Goodenl"

*

Der Tag ist wie Traum.

Wolken legen sich um die Montabaurer Höhe wie eine schiefgesetzte Kappe. Sie sind wie der Rauch aus den Brennöfen. Man kann nicht mehr unterscheiden, was Rauch, was Wolke ist. Nein, man träumt vom Ueberirdischen wie vom Menschlichen, so, als wäre es eins.

Spinnengewebe hängen sich über die engen, steinigen und wenig ausgetretenen Waldwege, die zwischen Büschen und Bäumen sich wie von riesiger Hand gerodete Schürfkerbel ziehen.

„Altweibersommer", sagt einer, den ich nicht kenne, lächelnd.

Gleich, ob Spätsommer oder Frühjahr, — wie Traum ist der Tag.

Rote Beeren hängen an den Sträuchern. Im Frühjahr sind es weiße Blüten. Auf Hängen legt sich duftig im bunten Dunst der Schleier der Waldrebe. Ein Hirsch, — — Vogelruf, — — ein Eichhörnchen, — — und Rehe und Blumen und Blumen, — — — alles ist wie loser, in Duft schwebender Traum.

Und am Abend sine ich wieder auf der Wiese. Ein alter Mann sitzt neben mir. Er hat weiße Haare, und sein Gesicht ist, als wäre es aus rotem Ton gebrannt.

Ich frage ihn: „Seid Ihr Kannebäcker?"

Er antwortet: „Ja."

Ich frage, ob er mir etwas von seinen Dingen verkaufen wolle, — eine Schale, einen Krug — — —.

Er sieht mich seltsam an.

„Einmachtöpfe könnt ihr von mir kaufen" sagte er brüchig. „aber anderes nicht. Wenn ich Euch etwas schenken darf — — —"

„Aber Ihr wollt doch leben."

„Ich habe meinen Garten und Vieh — — —."

Und plötzlich beugt er sich zu mir.

„Wißt Ihr", sagte er lusternd, und seine Augen glänzten wie in fröhlichem Feuer, „wißt Ihr, daß von den hundert Händlern, die Christus aus dem Tempel jagte, fünfzig Kannebäcker waren?"

„Nein", sagte ich und wollte lächeln, wie über einen Scherz. Aber des Alten Stimme war seltsam zittrig, als er fortfuhr:

„Sie machten ihre Liebe zum Geschäft, — — ihren Gott zum Geschäft — —. Versteht Ihr?"

Er war wohl etwas sonderlich, der Alte.

„Was seid Ihr?" fragte er lange danach.

„Schriftsteller", antwortete ich.

„Ja, und die fünfzig anderen der vertriebenen Händler waren Schriftsteller und solche, die sich Künstler nannten. Versteht Ihr?"

Ueber uns ist sanftblaue Nacht. Die Nebel in den Tälern, die Buchenscheite, die Erde und Blumen sind matt und dunkel. An vielen Stellen des Dorfes glüht es rot auf. Manchmal sehen wie Flammen aus den Löchern der Ofenkuppen schlagen; sie sind wie riesige rote und weiße Fackeln.

Ganz nah singt ein Mädchen. Irgendein Liebeslied singt es. Und ein Totenvogel ruft im nahen Wald. Keiner erschrickt. Das Mädchen singt sein Lied.

Es könnte auch in der Ebene gesungen sein — — nur des Totenvogels Lied nicht. — — nein, nicht zugleich mit dem Liebeslied eines jungen Mädchens.

Freiburg im Breisgau, eine der schönsten deutschen Städte (Weltbild, M.)

Im oberrheinischen Spätsommer

Die Ernte ist in der Rheinebene und den vorderen Tälern mit dem aufgeheiterten Wetter rasch in Gang gekommen, und schon sieht man frisch umgepflügte Aecker. Bald wird der letzte Fruchtwagen ins Dorf schwanken. Der Autofreund hat wieder einmal Gelegenheit, seine Kunst am Steuer zu bewähren. Es gibt allerdings Kraftwagenfahrer, die flugs ins Polstern geraten, wenn sie dann und wann einmal auf eine Erntefuhre Rücksicht nehmen müssen. Im großen und ganzen aber läßt sich doch feststellen, daß in badischen Landen wie anderwärts im Reich Auto und Bauerngespann langsam war, aber doch mehr und mehr einander verstehen. Und im übrigen: Ist es nicht eigentlich eine glückliche Fügung, wenn der rasche Wagen ab und zu zum gemachten Atemholen veranlaßt wird? Denn fürwahr, wie bezaubernd schön breitet sich die Rheinniederung in diesen frühen Spätsommertagen! Die Baumgruppen stehen in der dunklen Pracht ihres gerade heuer so vollen Laubwerks. In den Kronen der Obstbäume prangt es rotgolden und tiefleuchtend. Der Tabak wendet seine ewigen Blätter gegen den singenden Wind. Der Mais ragt mächtig auf. Aus den Gärten jubelt die Dahlien dem Vorüberfahrenden zu. Man darf sich freuen, wie sehr von Jahr zu Jahr der Bauerngarten seinen Blumenstaat mehrt. Im Hanauerland, etwa an der Straße von Dinglingen über Hugsweier, Kürzell, Altenheim, Goldscheuer, Marlen, Kehl und weiter über Linx, Rheinbischofsheim, Freistett, Lichtenau, Baden-Baden oder Rastatt zu, erfreuen die ländlichen Blumenbeete ungemein. Und wer seiner Kunstfreudigkeit einen festenen Genuß bereiten will, steuere den Wagen nach dem Dorfe Schwarzach, wo man eine herrliche romanische Abteikirche, eine der schönsten der oberrheinischen Reiselandschaften, bewundern kann. Sie mutet selbst ganz wie eine spätsommerliche Gabe an!

Nähert man sich dem Gebirge, so wird das Auge gefesselt vom früchteschweren Gewoge der Vorhügel, die sich von der Murg bis hinauf nach Badenweiler und Lörrach dem Schwarzwald vorlagern. Sieht man genauer hin, so erkennt der Blick, wie nun rasch die Trauben schwellen. Auch hier hat der Spätsommer sein Lied bereits angestimmt. Gäste, die aus den Tälern des Odenwalds, des hinteren Neckartals, aus den Tälern des Schwarzwalds die Rheinebene gewinnen, können sich von allen Zeichen reifender Fruchtschwere beglücken lassen. Umgekehrt, werden Reisende, die jetzt früh bergwärts sich wenden, irgendwo in lauschigem Gebirgswinkel beschauliche Ferien zu verleben, sogesagen den Sommer auf den Höhen zurückgekehrt finden. Allein, wie in Frühjahr das Erklimmen der Stufenleiter des Lenzes von der Rheinebene ins Bergreich köstlichen Genuß bereitet so besteht nunmehr die in gleichem Sinne verlaufende Folge der sich von unten nach oben verjüngenden Sommerlandschaften. Gerade in dieser Erscheinung weist die Südwestmark Baden, dieses Reisegebiet, das vieles zu bieten weiß und darum jeden auf seine Rechnung kommen lassen kann, eines der hervorragendsten Merkmale auf. Auch in ihm kennzeichnet sich das „Ferienland zu jeder Jahreszeit" und während jeder Jahreszeit nach jeglichem Geschmack.

—tt—.

Kurzer Reisemerker

Bald röhren im Harz die Hirsche

Mitte September, wenn die Nächte kälter werden, beginnen im Harz die Hirsche zu schreien. Vor allem in kalten Mondscheinnächten kann man ihren dröhnenden Ruf vernehmen. Aber erst Ende September, Anfang Oktober erreicht die Zeit der Hirschbrunft ihren Höhepunkt.

Für den Naturfreund gibt es im herbstlichen Harz kaum etwas Schöneres als das Belauschen des röhrenden Rot- und Edelhirsches; ganz besonders dann, wenn sich mehrere Gegner die Herausforderung zuschleudern. Die Geweihe senken sich und prasseln in einem langen erbitterten Kampfe aufeinander. Leicht hat es ein alter Vierzehnender nicht um diese Zeit; denn als Platzhirsch muß er dauernd kampfbereit sein. Beim Rudel lungern ständig liebestrunkene Beihirsche herum. Ernste Auseinandersetzungen zwischen den Hirschen sind in Revieren, wo die Zahl der Hirsche der der Tiere entspricht oder diese übertrifft, nicht selten. Oft enden diese Kämpfe mit dem Tode des schwächeren Gegners, der gelorkelt wird; manchmal gehen auch beide Hirsche elend zugrunde, wenn sich ihre Geweihe verstrikken und nicht mehr voneinander gelöst werden können. Starke Hirsche haben aber nicht immer ein Brunftrudel, sondern suchen hier und dort ein Tier, mit dem sie sich eine Zeit lang herumtreiben, um dann weiterzuziehen.

Jetzt ist's die rechte Zeit!

Wenn der Sommer ausklingt und die Herbstsonne mit ihren Strahlen den Weintrauben die letzte Reife gibt, dann beginnt überall in deutschen Landen, wo Wein angebaut wird, eine fröhliche Zeit. Das ist die Zeit der Weinlese, in der der Winzer den Lohn für viele Mühen und harte Arbeit in Gestalt köstlicher Trauben erntet und seiner Fröhlichkeit allenthalben in Winzer- und Weinlesefesten Ausdruck gibt. Die Monate September und Oktober sind mit diesen Festen ausgefüllt; unmöglich ist es, sie alle einzeln aufzuzählen. Wo man in diesen Wochen auch hinkommt: am Rhein und an der Ahr, an der Mosel und an der Nahe, in der Pfalz und an der Saar, überall feiern die Winzer ihre Erntefeste, Feiern, die durch altes Brauchtum verschönt werden, die angefüllt sind mit Frohsinn und Freude.

Aber nicht nur die Weinbaugebiete allein erklingen vom Jubel der Winzerfeste. Im „Fest der deutschen Traube und des Weins", das vom 19.—27. Sept. begangen wird, nimmt ganz Deutschland teil an Arbeit und Freude der Winzer.

Wo der Pfeffer wächst . . .

„Mach', daß du dahin kommst, wo der Pfeffer wächst!" braucht nicht immer eine unfreundliche Aufforderung zu sein. Denn wenn man sie wörtlich nehmen und befolgen will, dann reise man nur in die Pfalz, wo nicht nur viele köstliche Weine, Edelkastanien und Mandeln gedeihen, wo dank dem milden Klima auch der Pfeffer reift. Beim „Pfälzer Pfeffer" handelt es sich um die Pflanzengattung Capsicum, die im 16. Jahrhundert aus dem Pfefferlande Südamerika nach Spanien kam und von hier aus als Liebhaberei nach dem „Garten Gottes", der Pfalz, gelangten. Der Pfeffer wird hier meistens als einjährige Pflanze in Töpfen gezogen; er trägt eine glänzend rote, längliche Frucht, in deren Kelch sich viele Samen befinden. Die Früchte werden getrocknet und zu Pulver zerrieben. Ein pfälzischer Hotelier macht sich in jedem Herbst den Spaß, seinen Gästen diese Pfefferpflanzen zu zeigen und ihnen als Andenken Pfefferfrüchte mitzugeben.

„Reisebüro und Fremdenverkehr"

Anläßlich des Ersten Deutschen Reisebürotages, der vom 25. bis 27. September in Frankfurt a. M. stattfindet, wird in den Hallen des historischen Römers eine Ausstellung „Reisebüro und Fremdenverkehr" gezeigt.

Ein Ehrenraum mit den Symbolen des Deutschen Reiches, einer Büste des Führers und Wandsprüchen, wie „Mitarbeit am Fremdenverkehr ist Dienst am großen deutschen Vaterland", leitet über zu einer Halle, in der die „Reichsfachschaft deutscher Werbefachleute", Fachgruppe Verkehrswerber, eine Darstellung der künstlerischen und drucktechnischen Entwicklung des Plakats, die Entstehung des Werbeprospektes und einen vollständig ausgearbeiteten Werbeplan zeigt. Weiterhin sind der „Reichsfremdenverkehrsverband" mit einer Kopie der Landesfremdenverkehrsverbände und der „Reichsausschuß für Fremdenverkehr" mit einer statistischen Darstellung der deutschen Fremdenverkehrsorganisationen vertreten. Eine weitere Halle zeigt in einer Ladenstraße 16 Werbeschaufenster der bedeutendsten Verkehrsunternehmungen und Reisebüros.

In einer besonders interessanten Sonderschau gibt die „Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr (RDV)" einen Ueberblick über ihre Werbeschriften, Plakate, Reisephotos und die vielen sonstigen Werbemittel, die sie für die Deutschlandwerbung im Auslande einsetzt, und die zum Teil auch von den deutschen Reisebüros benutzt werden.

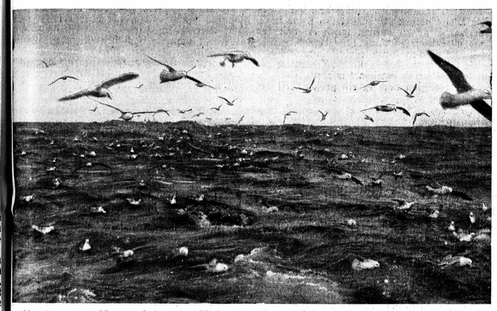
Den Aufbau der Ausstellung besorgt der Berliner Künstler Hein Kaske.

Die schwarzen Husaren des Meeres

Fischdampfer auf hoher See

50 Jahre deutsche Hochsee-Dampfertischerei

Ein stürmischer Spätsommernachmittag liegt über der Nordsee. Von Helgoland kommt ein großer, weißer Bäderdampfer mit Kurs auf Bremerhaven. Leicht rollt er in der Dünung. Das Gespenst der Seekrankheit ist an Bord und hat viele der seegewohnten Fahrgäste gepackt. Aber irgend etwas hat plötzlich ihre Aufmerksamkeit erregt. Einer greift zum Fernstecher, ein paar andere gesellen sich dazu, und bald bilden sich mehrere Gruppen, die aufmerksam und untereinander diskutierend nach einer Richtung über die See starren, die



Hunderte von Möwen halten im Kielwasser des Fischdampfers ein festliches Mahl.

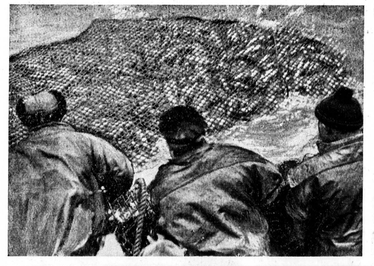
sich an den Horizont weiße Schaumkronen aufgesetzt hat. Dort sind in Kiellinie vier Fahrzeuge herangekommen. Sie sind erheblich kleiner als das strahlend weiße Bäderschiff und rollen heftig in der bewegten See. Sie kommen näher, pechschwarz und dunklen Qualm ausstoßend, der in einer langen, schwarzen Fahne hinter ihnen verzieht. „Fischdampfer", sagt jemand, und nicht mehr lange dauert es, da sind die schwarzen Gesellen verschwunden. Aber der Fahrgäste gibt sich wieder seinen Gedanken hin, aber nur den wenigsten kommt zum Bewußtsein, daß das, was sie eben sahen, fahrende Stätten härtester Arbeit und eiserner Disziplin im Kampf gegen die Natur sind.

50 Jahre sind jetzt vergangen, seit der erste deutsche Fischdampfer, die „Sagitta", zum erstenmal von Wesermünde zum Fang hinausdampfte, unerfahren, wie mit dem Meer seinen koftbaren Besitz entgegen solle, ein kühnes Unternehmen seines Vaters, des Geestemünder Fischgroßhändlers Busse. Zum erstenmal hatten die Franzosen im Jahre 1865 schon die Dampfkraft dem Fischfang nutbar gemacht. Es waren die Amerikaner gefolgt und auch die Engländer, deren Dampfer jedoch nur den Fang auf hoher See von Segelbooten übernahmen, um ihn an Land zu bringen. Erst verhältnismäßig spät hatte sich Deutschland für Fremdenverkehr" mit einer statistischen Darstellung der deutschen Fremdenverkehrsorganisationen vertreten. Eine weitere Halle zeigt in einer Ladenstraße 16 Werbeschaufenster der bedeutendsten Verkehrsunternehmungen und Reisebüros.

In einer besonders interessanten Sonderschau gibt die „Reichsbahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr (RDV)" einen Ueberblick über ihre Werbeschriften, Plakate, Reisephotos und die vielen sonstigen Werbemittel, die sie für die Deutschlandwerbung im Auslande einsetzt, und die zum Teil auch von den deutschen Reisebüros benutzt werden.

Den Aufbau der Ausstellung besorgt der Berliner Künstler Hein Kaske.

der „Sagitta" waren 1044 Mann geworden. Es war etwas völlig Neues in Deutschland, was man geschaffen hatte, und die Fangmethoden von damals waren im Verhältnis zu heute noch wesentlich andere. Man hatte bisher vom Segelboot aus mit Angeln gefischt und ging auch davon zunächst nicht ab, als man die Entdeckung der Dampfkraft in den Dienst der Sache stellte. Heute sind es gewaltige Schleppnetze, die der Fischdampfer hinter sich herzieht, und wenn sie von der zischenden und fauchenden „Dampfwinsch" an Bord gehoben werden,



Auswerfen der Netze

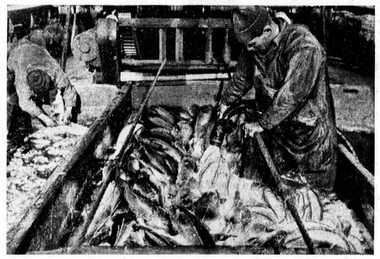


Bild oben links:
Das Schleppnetz wird mit reichem Fang an Bord gebracht

Bild unten:
Das Waschen der Fische in Bottichen an Bord
(Pressephoto 4, Weltbild, K.)

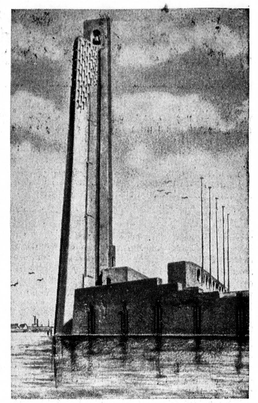
dann ergießt sich ein reicher Segen über das Deck. In der Schleppnetzfischerei konnte sich Deutschland bald an eine führende Stelle setzen. Allerdings blieben ihr auch Rückschläge nicht erspart.

Als im Jahre 1914 das blutige Völkerringen begann, wurde auch die See zum Kriegsgebiet. Die auf der Reise befindlichen Fahrzeuge konnten sich zunächst alle in Sicherheit bringen. Zum Teil liefen sie noch in die Heimathäfen ein, zum Teil in norwegische Häfen, von wo sie dann, mit Fracht beladen, zurückkehrten. In der Heimat angekommen, harrte ihrer jedoch eine andere Aufgabe. Sie wurden zu Minenlegern, Minensuchern und Vorpostenbooten umgebaut und erfüllten ihre neue Aufgabe ebenso, wie sie es einst in friedlichem Kampfe getan hatten. Aber der Fischfang mit seiner ungeheuren volkswirtschaftlichen Bedeutung mußte trotzdem aufgenommen werden. Neue Fahrzeuge wurden von den Reedereien in Auftrag gegeben. Auch sie waren von Verlusten nicht verschont. Ein harter Schlag bedeutete das Jahr 1915, als die Engländer 30 Fahrzeuge zum Teil versenkten, zum Teil aufbringen konnten und die Besatzungen in Gefangenschaft gerieten. Vielen wurde auch die Minengefahr zum Verhängnis, und die in die Höhe schnellenden Versicherungsprämien trugen nicht mit dazu bei, das Geschäft zu heben.

Bei Kriegsschluß mußte Deutschland ebenso wie seine Handelsdampfer auch eine große Anzahl seiner Fischdampfer abgeben. Aber die wenigen Fahrzeuge, die dem Reich verblieben, wurden der Stamm unserer heutigen großen Fischdampferflotte. Der Wiederaufbau erfolgte mit aller Kraft, und nicht lange währte es, bis der Vorkriegsstand wieder erreicht war.

Die in diesem Jahre jubilierende Dampferfischerei hat die Aufgabe, nicht wie die große Heringsfischerei wochenlang draußenzubleiben und für die Konservierung bereits vorbereitete Fische mitzubringen, sondern ihre Fahrzeuge kehren regelmäßig nach mehreren Tagen schon wieder zurück und versorgen in erster Linie den Markt mit frischen Fischen. Ihre Fahrzeuge sind ungefähr 30 m lang und tragen eine Besatzung von 12 Mann. Es sind dies der Kapitän, zwei Steuerleute, zwei Maschinisten, vier Matrosen, zwei Heizer und der Koch. Hart ist der Dienst auf diesen kleinen Schiffen, die bei der kleinsten Dünung schon jeder Bewegung des Wassers folgen werden. Kräftig müssen die harten, vom Salzwasser zerfressenen Hände der Besatzung zupacken, wenn die kostbare Ladung an Bord kommt, und manche Landratte, die das Glück hatte, einmal eine Reise mitzumachen, weiß davon zu erzählen, wenn sie einmal einen Versuch machte, mitzuhelfen und hier gleich beim erstenmal die Innenhaut der Hände an einer durchsausenden Leine hängen blieb. Viele jedoch von uns, die noch nie solch einen schwarzen Husaren des Meeres sahen, haben im warmen und sicheren Heim, am Rundfunk sitzend, wahrscheinlich schon häufig gehört, wenn Fischdampfer durch den Funk angerufen werden, wenn Wetternachrichten und Sturmwarnungen an sie ergehen, und wir so Kunde davon erhalten, welch hartes Stück Arbeit alltäglich da draußen auf der See geleistet wird.

Sind die Dampfer mit ihrem Fang heimgekehrt, so lorgt ein sinnreiches Netz von Organisationen für den schnellsten Absatz. In Cuxhaven und Wesermünde, der Geburtsstadt der deutschen Hochseefischerei, befinden sich die Auktionshallen, in denen die Händler die Fische für ihre Abnehmer im Reich auffaufen. Unverständlich für den Laien ist es, was sich da abspielt. Blitzschnell spricht der Auktionator. Um Viertelpfennige steigern sich die Angebote. Ein Kopfnicken oder Achselzucken — alles hat seine Bedeutung. Und ebenso schnell erfolgt der Zuschlag.



Das Ehrenmal der deutschen Hochseefischer, zu dem in Wesermünde, dem Geburtsort der deutschen Hochseefischerei, demnächst der Grundstein gelegt wird. 2300 Seeleute ließen im Dienst der deutschen Hochseefischerei ihr Leben.

Und draußen liegen die Dampfer. Ihre Ladung ist gelöscht. Sie wenden, dampfen an den langen Fischhallen vorbei, der neuen Arbeit entgegen. Schwer ist die Arbeit, und viele der braven Seeleute haben in den kleinen Fahrzeugen den nassen Tod gefunden. Ein Denkmal, dessen Grundstein jetzt zum Jubiläum in Wesermünde gelegt wird, wird ewig künden von denen, die draußen blieben und auf ihrem Platz kämpften für Volk und Staat bis zuletzt.

Deutsche Kultur in Korea

Um den übertropisch heißen Sommertagen Tokios zu entfliehen, suche ich Korea, die Diamantberge auf. Mein Weg führt mich auch nach Gengan, denn dort in der Nähe liegt die deutsche Benediktinerabtei Tokugen.

Die Patres holen mich mit dem Klosterwagen von der kleinen Station Tokugen ab. Die 1926 erbaute Abtei liegt zauberhaft schön, mitten im koreanischen Land, im weiten Umkreis von Bergen umgeben. Die Abtei Tokugen, von Bischof und Abt Sauer geleitet, untersteht der Erzabtei St. Ottilien in Bayern. Zu Tokugen gehört das Bistum Genzan, ja die ganze Südprovinz Kantho, das Tor zur Mandschurei, von den Japanern erschlossen. Gerade dieser Teil Koreas (Chosen, wie der Japaner sagt) wird sich wirtschaftlich sehr entwickeln. Da sind die großen Stickstoffwerken in Kanko. Da wird in Konan der Reichtum gemacht, die Wasserkräfte in großem Maße auszunützen. Und Rashin soll japanischer Hafen werden, Wladiwostok ersetzen und den Seefahrtsweg abkürzen.

Kulturreller Mittelpunkt im ganzen Genzangebiet ist die deutsche Abtei mit ihren Haupt- und Nebenstationen, kleinen und großen Christengemeinden, acht staatlich anerkannten Schulen und dem zur Abtei gehörenden Priesterseminar. Auch eine von deutschen Schwestern geleitete Mädchenschule in Gengan untersteht der Abtei.

Nach einem freundlichen Empfang und dargebotenen Erfrischungen aus der Klosterküche werde ich in den weiten Besitz rundgeführt. Zuerst im Hauptgebäude selbst. Da sind die Empfangs- und Gasträume, die erst 1933 erbaute Kirche und das Priesterseminar. In den großen luftigen Klassenräumen, im Erdgeschoß sitzen die Schüler und starren neugierig den ersten weiblichen „Berichterstatter"-Besuch an. Aber sie lassen sich in ihrer Wahlzeit nicht stören, essen Nudeln oder Reis mit Beigabe, dem Kimchi, einer Art Sauerkraut, gemischt mit rotem Pfeffer, Ingwer, Fisch und anderem. Manchmal gibt es etwas Fleisch und von den eigenen Erzeugnissen des Klosters: Butter, Milch und Käse.

Diese Schule ist neben den anderen zur Abtei gehörenden ganz nach japanischem Lehrplan aufgebaut und nimmt nur Koreaner auf. Zuerst Volksschule, dann fünf Jahre Mittelschule, zwei Jahre Vorbereitung für das höhere Studium, zwei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie. Bis zum dritten Jahr wird in den Schulen noch koreanisch unterrichtet, dann japanisch. Seit neuerer Zeit sind alle zur Abtei gehörenden Schulen staatlich anerkannt worden. Nun tragen die Schüler die japanische Schüleruniform, und Lehrer und Schüler erhalten haben Fahrpreis zu jeder Zeit und auf allen japanischen Eisenbahnen. Vier japanische Mitbrüderchen geben außer den Patres Unterricht. Im Ort Tokugen werden vom Kloster zwei japanische Häuser errichtet, wo die japanischen Lehrer mit ihren Familien wohnen können. In der Mittelschule wird statt Englisch Latein unterrichtet und vom dritten Jahre an Deutsch. So werden jährlich viele Träger des Deutschtums auch im fernen Korea herangebildet. „Das sind Deutsche", sagen die Leute, „und die tun gut". Und der japanische Unterrichtsminister meinte am Tage der Schulübernahme durch den japanischen Staat: „Das ist ein Staat, der sich selbst genügt. Viele Probleme, die uns beschäftigen, sind hier gelöst". Denn die Mönche der Abtei sind nicht nur wissenschaftlich, sondern auch auf praktischem Gebiet unterweisend tätig. Landwirtschaft gehört zur Abtei. Pater Dagobert Ent, dem der ganze wirtschaftliche Teil untersteht, führt mich zu Weizen- und Roggenfeldern und erzählt von der Schwierigkeit der Einbringung der Ernte in der übertropischen Sommerhitze Koreas. Das Saatgut muß in einem Tag eingebracht werden. Nicht einfach für die Brüder. Im Garten ist der Gärtnerbruder gerade dabei, von einer späten Pfirsichsorte die Papiere zu lösen, damit die Sonne noch in der letzten Tagen schöne rote Backen malen kann. Die Früchte mußten zum Schutz gegen Obstschädlinge schon bald nach dem Fruchtansatz eingewickelt werden. „Und wie viele wurden eingebunden?" frage ich. „Fünftausendsieben Stück." — Da liegen die weiten Obstplantagen, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Beerenfrüchte und an den Hängen wächst der Klosterwein. Auch alle Gemüsearten werden gepflanzt. Wir kommen zur alten Oekonomie, den Viehställen und Räumen, wo Butter, Milch und Käse bereitet wird. Arbeiter schleppen große Steine mit der koreanischen Karre, der Rika, zum Bau der neuen Klosterökonomie, nicht weit von der jetzigen, die aus einigen koreanischen Hütten besteht.

Alle zur Abtei gehörenden Baulichkeiten haben die Brüder mit Hilfe koreanischer Kulis selbst gebaut. So auch die Mühle, in der das Getreide gemahlen wird und deutsche Maschinen aufgestellt sind, das hochgelegene, durch Rutengänger ausfindig gemachte Wasserwerk, die Elektrizitätsanlage, die Treibhäuser, die Schlosserei, Seilerei und Schreinerei und selbst die ganze Inneneinrichtung der Abtei, die Möbel, teils in schöner Einfachheit, wurden in eigener Werkstatt gefertigt. Fünfundzwanzig deutsche Brüder haben in Deutschland ihre Meisterprüfung gemacht und sind nun hier in der St.-Benedikts-Abtei tätig. Es soll sobald als möglich mit der Gründung einer Gewerbeschule begonnen werden, um dem koreanischen Volk deutsche Arbeitsweise zu lehren und auch im Winter Arbeit zu geben. Der Koreaner ist Reisbauer, nur Reisbauer, denn es ist asiatische Sitte, nur eine Art Arbeit zu verrichten. Im Sommer hat man zu tun, im Winter nicht. Um auch dann Werte zu schaffen, will Bischof Sauer den Flachsbau einführen, und die Schafzucht. Alte deutsche Spinnräder wurden in Deutschland aufgetrieben und sind nun unterwegs nach dem fernen Korea.

Wir gehen an den Sportplätzen für die Seminaristen vorüber und gelangen zum Klosterhospital, das von allen Koreanern aufgesucht werden kann. Der Medizinpater hilft jedem. Nur für Medikamente und Pflege muß nach Möglichkeit bezahlt werden. Die ganze Medizin in Korea ist soweit nicht einheimisch, deutsch.

Manches Gelände in der Umgebung der Abtei ist noch kahl. Es war nicht möglich, mit allem zugleich zu beginnen. Nun soll aufgeforstet werden mit der koreanischen Fichte, der Zirpel-Kiefer, der Lärche, der Mandschurischen Eiche und vielleicht der deutschen Tanne. Auch trägt man sich mit dem Gedanken, junge deutsche Kunstmaler nach hier kommen zu lassen, um die Kirchen auszumalen.

Die Abtei und alles was dazu gehört, erhält sich selbst und wird, wenn weiter ausgebaut, auch die Aufgentationen mit eigenen Erzeugnissen versorgen können.

Es war ein reicher, schöner Tag voll Arbeit, Frieden und Sonnenschein, und es wird mir schwer, am Abend Abschied zu nehmen von dieser Stätte deutscher Kultur im fernen Korea.

Marga Taisen.

Ehrenrettung für den Stamm der Galla

Die Welt wurde erst vor einiger Zeit durch die Nachricht überrascht, daß die im westlichen Teil Abessiniens lebenden Gallastämme England gebeten hätten, sich seiner Schutzherrschaft unterstellen zu dürfen.

Wer sind eigentlich diese Galla?

Bei den Italienern hatten die Angehörigen dieses Volksstammes, der hauptsächlich in den südlichen und westlichen Provinzen des einstigen Aethiopischen Reiches lebt, keine gute Note. Die Gallas wurden in den italienischen Kriegsberichten durchweg als wild, grausam und von barbarischen Sitten geschildert.

Auch die eigentlichen Abessinier haben ihnen übrigens nie ganz getraut. Man hat die Galla sogar vielfach für den Zusammenbruch des Reiches verantwortlich gemacht. Galla sollen es auch gewesen sein, die den Negus durch Verrat zur Flucht gezwungen haben.

Trotzdem haben sich jedoch die Gemüter wieder beruhigt, und die Stimmen, die eine Art Ehrenrettung für diese afrikanische Rasse antreten, mehren sich. Sogar die Italiener geben zu, daß sie mit ihrer Kriegspropaganda etwas übers Ziel geschossen hatten, und daß die Galla wesentlich besser seien als ihr Ruf.

Die Ur-Galla sind in der Tat ganz im Gegensatz zu den Teufeln, zu denen man sie gestempelt hat, ein durchaus friedliebendes und arbeitsfreudiges Volk, das trotz aller Primitivität eine Reihe besonders sympathischer Charaktereigenschaften aufweist.

So besitzen sie vor allem einen ausgesprochenen Instinkt für die Sippe, der sehr auffällig in dem eigenartigen Kult zum Ausdruck kommt, den sie mit ihren Toten treiben. Stirbt ein Galla, dann sind sämtliche nächsten Familienangehörigen verpflichtet, vier Wochen lang zu klagen und zu beten. Während dieser Trauerzeit darf auch nichts getan werden. Jegliche Tätigkeit und Arbeit würde als die schwerste Lästerung des Toten empfunden werden.

Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig, als daß die Freunde oder Nachbarn eine springen, indem sie das Vieh auf die Weide treiben, den Acker bestellen und sogar den Haushalt der von Trauer betroffenen Familie versorgen.

Das Totenmahl findet erst nach einem Jahr statt, genau am Todestag. Aber auch an ihm nehmen die nächsten Angehörigen des Verblichenen nicht teil. Diese weilen inzwischen, Tag und Nacht im Gebete versunken, an dem Grab des Verstorbenen.

Bei den Galla besteht im übrigen die Sitte, ihren Toten zu gewissen Zeiten Nahrung auf das Grab zu stellen. Diese Nahrung besteht aus Früchten des Feldes, vor allem Weizen, der in Wasser gegoren hat. Er wird in einer Schale geopfert. Für die ihm von der Natur angeborene Pietät für die Toten legt der Galla auf Schritt und Tritt Zeugnis ab. Er würde nie an einem Grab vorübergehen, ohne den Zweig von einem Baum, oder Blumen, oder auch einen Stein darauf niederzulegen. Dabei spielt es in seinem Empfinden gar keine Rolle, ob in diesem Grab ein Verwandter oder ein Fremder ruht.

Auch der tote Feind wird bei dem Galla auf diese Weise geehrt. Er scheut sich sogar nicht, ihm das Beste zu opfern, wenn er, von der Jagd oder dem Fischfang heimkehrend, gerade an einem solchen Grab vorbeikommt.

Die Gastfreundschaft der Galla muß demnach als durchaus ritterlich bezeichnet werden.

Ihrer Religion nach ist ein großer Teil der Galla Mohammedaner. Aber vor allem im Westen des einstigen Aethiopischen Reiches hängen die Galla vielfach auch heute noch an ihrem uralten Glauben an den Gott „Ual".

Der Gott der Galla ist allmächtig. Nichts geschieht ohne seinen Willen. Aber es ist kein gnadiger Gott, sondern ein Gott, der zürnt und strafft. „Ual" führt ihrer Anschauung nach eine Art Vorsitz im Rat der übrigen Gottheiten, die man richtiger vielleicht als Schutzgeister bezeichnen sollte. Solcher Schutzgeister kennt der Galla genau 44. Sie verkörpern das Gute und das Böse und sind eine Art Mittler zwischen dem einzelnen Galla und seinem höchsten Gott „Ual". Wehe, wenn er einen dieser Schutzgeister erzürnt hat, dann ist ihm eine furchtbare Strafe sicher!

Trotz seiner ausgesprochenen Gläubigkeit, sei sie nun heidnischer oder muselmanischer Art, ist der Galla Fremden gegenüber völlig tolerant. Es würde ihm nie einfallen, einen Fremden, der unter ihm lebt, oder sogar um Aufnahme in die Sippe bittet bekehren zu wollen.

Ueberhaupt, die unter den Galla im Westen Abessiniens gelebt haben, schildern sie als zuverlässig und treu. Diese Eigenschaft mag zum Teil auch erklären, warum sich die Galla nun England unterstellen wollten. In England sehen sie den Schirmherrn des Negus.

Auch ihre Gastfreundschaft wird von vielen gerühmt. Sie teilen mit dem Fremden alles, sogleich sie als arme Hirten, die sie vielfach sind, selbst nicht viel haben, würden sie einen Fremden nie des Weges ziehen lassen, ohne ihn bewirtet zu haben.

Eine Eigenart ist schließlich noch ihre Abneigung gegen das Reiten. Der vornehme Galla besteigt nie ein Pferd oder ein Kamel. Er hält das für unter seiner Würde und zieht es vor, zu Fuß zu wandern, auch wenn es sich um ausgesprochen ausgedehnte Märsche handelt. So kann man denn, wenn Karawanen von Kamelen, Maultieren oder Pferden aus dem Gebiet der Galla kommen, oft das merkwürdige Schauspiel erleben, daß wohl die Sklaven auf reichen Galla reiten, nie aber der Herr und Gebieter.

Fragt man sie nach den Gründen für ihre Abneigung, sich einem Pferd, einem Maultier oder einem Kamel anzuvertrauen, dann erhält man immer wieder nur die Antwort: „Reiten ist nicht vornehm . . ."

Der Kronschatz Kaiser Maximilians

Märchenträume, Märchenträume . . .

Seit „Atlilio II" dem Wrack der „Egypt" für ein paar Millionen Gold entrissen hat, seit man ausgezogen ist, um bei Akukir Napoleons Flotte zu heben, seit auch für die Bergung der Lusitania-Schätze alle Maßnahmen in die Wege geleitet wurden, hat es den Abenteurern in Amerika keine Ruhe mehr gelassen.

In diesen Tagen ist der Viermast-Schoner „Constellation" vom Toothpick Pier in Jersey City abgegangen, um draußen an den Virginia Capes jene Traumschätze emporzuholen, die von Silbersern und Phantasten auf 8 bis 24 Milliarden Dollar geschätzt werden. Gold, Juwelen, Diamanten, Ganz- und Halbedelsteine, Statuen in edelsten Metallen in großen Ausmaßen — und vor allem die Kronjuwelen Kaiser Maximilians.

Fünf bittere Fehlschläge

Daß die Kronschätze des unglücklichen Kaisers von Mexiko, Maximilian, an Bord der „Merida" gewesen sein sollten, war schon vor vielen Jahrzehnten bekannt. Freilich hatte man bergebens versucht, die belgische Prinzessin Charlotte, die Gattin des im Jahre 1867 in Mexiko erschossenen Kaisers Maximilian, wegen der Kronschätze zu vernehmen. Ihr Geist war vom Wahnsinn umnachtet, seit man ihr den Gatten in Mexiko ermordete. Sie starb bekanntlich erst 1927 in der Nähe von Brüssel in einem Privatsanatorium.

Doch wenn man auch nichts ganz Bestimmtes wußte wegen der Maximilians-Schätze, so hatten sich im Laufe der Jahre doch nicht weniger als 5 Expeditionen gebildet, die sich daranmachten, vor den Virginia Capes nach dem Wrack der „Merida" zu suchen. Neptun hatte eine natürliche Barriere aufgerichtet. Er bedeckte den Schiffsleib nicht nur mit Meeresgewächsen und Muscheln, sondern legte auch Wächter auch die Stürme und Gezeiten ein, die selten irgendwo in der Welt wüteten toben als gerade hier. Alle 5 Expeditionen mußten unverrichteter Dinge zurückkehren, obwohl sie als bestätigen konnten, daß das Wrack der „Merida" nur 40 Faden tief unweit der Küste im Meer schlummert.

Stählerne Meeresungeheuer

Vor ein paar Wochen konnte man in den Handelsnotizen der Zeitungen von Jersey City lesen, daß die Reederei, der die „Constellation" gehörte, eine Gesellschaft mit 250 000 Dollar Einlage gegründet habe. Für dieses Geld sind jene erstaunlich guten Ausrüstungsgegenstände angeschafft worden, die man an Deck der „Constellation" bewundern konnte, als der Viermast-Schoner vor einigen Tagen den Hafen verließ.

Man sah eine gewaltige Taucherglocke und außerdem zwei riesige Taucherausrüstungen, von denen man sich erzählt, daß sie imstande seien, den Taucher auch noch in 200 Meter Tiefe vor dem Wasserdruck zu schützen.

650 Pfund wiegt jedes dieser metallenen Ungeheuer, das den Taucher instand setzt, 10 Stunden unter Wasser zu arbeiten, ohne daß eine Sauerstoffzufuhr von oben her erfolgt. Die Sauerstoffpatronen der Taucherausrüstung und die Verarbeitung der von dem Taucher ausgeatmeten Luft ist derart, daß auch nach 10 Stunden der Mann im „Ungeheuer" noch die besten Kräften sein soll.

Gold- und Silberschätze — reicher als in Fort Knox

Eine solche Dauerarbeit in der Tiefe wird sich nicht nur bei der Bergung der Schätze der „Merida" als notwendig erweisen. Wenn es wirklich gelingt, die Kronjuwelen Maximilians und die sonstigen in Sicherheit gebrachten Gold- und Silberschätze der mexikanischen Flüchtlinge aus der Tiefe emporzuholen, dann erfährt die abenteuerliche Welt dieser Erde, das Schatzsuchen, einen gewaltigen Auftrieb.

Schließlich ruhen im Schoß der sieben Meere dieser Erde ungeheure Werte in jeder Form eingeschlossen in vermodernde Wracks und verrottende Metallwände, umkreist von Meeresungeheuern, die sich je nach der Tiefenlage bald größer, bald kleiner sei dem Fremdling eine finden, um ihn ungewollt so lange zu bewachen, bis der Menschenneid einen Weg gefunden hat, um sich wiederzuholen, was das Meer, was ein widriges Geschick ihm entriß.

Die Milliarden, die im Meere liegen und der Hebung harren, sind mehr wert als die gewaltigen Goldschätze, die man vor einigen Tagen mit mächtigen Panzerzügen in die größte Goldfestung der Erde, nach Fort Knox, überführte. Alles aber hängt davon ab, inwieweit der Kampf der „Constellation" um die Schätze der „Merida" von Erfolg sein wird.

Wie die Pilze werden im Falle glücklicher Bergung die Schatzsucher-Gesellschaften aus dem Boden schießen und die Dreimaster hinausfahren, um es der „Constellation" gleichzutun.

Aus dem roten „Paradies"

Jüdische Elemente sind die wirklichen Machthaber in Sowjetrußland. Hier sehen wir (von links nach rechts) die Juden Firin, Chef der Zwangsarbeitslager, Jagoda, Chef der GPU., Kaganowitsch, rechte Hand und Schwiegervater Stalins, und Kogan, Chef der Bauarbeiten in den Zwangsarbeitslagern, bei der Besichtigung des Kanalbaues Wolga-Moskwa, der von Zwangsarbeitern ausgeführt wird. (Scherl, Bilderdienst, K.) — (Bild links): Durch die Kollektivisierung der Bauernwirtschaft und die Schleuderausfuhr der Lebensmittel zur Bestreitung der wahnsinnigen Rüstungen ist Rußland, einst die Kornkammer Europas, unter der roten Herrschaft ein hungerndes Land geworden. Nachdem in diesem Jahre noch eine folgenschwere Dürre hinzugekommen, steht das unglückliche Land wieder am Abgrund einer Hungerkatastrophe. — Vor Entkräftung und Ueberarbeitung tot zusammengebrochene Pferde, ein auf russischen Feldern nicht mehr ungewöhnlicher Anblick. (Scherl, Bilderdienst, K.)

Welt der Frau

Nur ein Viertelstündchen

Früher mal, zur Zeit der gestickten Deckchen auf Sofa und Sessel, sah man häufig diese Worte auf dem Schlummerkissen des Hausherrn. Nur ein Viertelstündchen zum ausruhen, dann fort in den Dienst, den Beruf. Aber wenn wollte ich mich schlafen gelegt, es handelt sich um anderes Viertelstündchen, des Wachens und des Feierns.

Man sah Frau Beier stets in Begleitung ihrer Kinder, sie war seit Jahren Witwe. Das Verhältnis zu Söhnen und Töchtern schien das denkbar beste zu sein. „Ja, das ist es auch", sagte sie auf Befragen zu, und sie lächelte, wie nur Mütter lächeln, die sich im Glück ihrer Kinder sonnen. „Meine Kinder gehen ihre eigenen Wege", klagte ihr eine Bekannte, „sie fragen nichts und wenn ich etwas wissen will, muß ich vorher lange fragen, um dann eine ausweichende Antwort zu bekommen." „Ich will meinen gern sagen, warum meine Kinder so zutraulich und offenherzig sind", entgegnete Frau Beier. „Ich habe immer, auch wenn der Tag reich an Arbeit und Mühe war, Zeit gefunden, abends ein Viertelstündchen an den Betten meiner Kinder zu weilen. Das war die schönste Stunde des Tages, dann gehörten die Kinder ganz mir. Die kleinen Herzen waren noch frei bekannten ihr Unrecht, gelobten Besserung. Wir machten dann auch wohl einen Plan ins Zukunftsland; namentlich die Buben hatten große Pläne. „Mutter, wenn ich groß bin —" hieß es dann, und ich half lachend Luftschlösser bauen. Ich war die große Freundin meiner kleinen Kinder, der man alles sagen konnte, die für alles Verständnis hatte. Musterkinder waren alle nicht, sie haben ihre Streiche gemacht und ihre Strafe bekommen; aber nie habe ich ein Kind schlagen gesehen, ohne ihm Verzeihung gewährt zu haben. Weil die Kinder von klein auf gewöhnt sind, alles mit mir zu besprechen, tun sie es auch heute noch. Ich bleibe die große Freundin meiner großen Kinder."

So erzählte Frau Beier und die ihr zuhörte, bekannte sich schuldig. Sie hatte keine Zeit gehabt für ihre Kinder, mit dem besten Willen nicht. Sie hatte sie stets nur in Hast und ohne viel Worte auf ihren Wegen

Mit Rat und Tat

Hausmittel aus Zitronensaft

Außerordentlich gesund ist es, früh auf nüchternen Magen den Saft einer halben Zitrone in einem kleinen Glas kalten Wassers zu trinken; das wirkt blutreinigend und regelt die Verdauung. Leidet man an Rheuma, so soll man täglich den Saft einer ganzen Zitrone zu sich nehmen; der Zitronensaft wirkt dem Ueberschuß an Harnsäure entgegen, der die Ursache der rheumatischen Beschwerden ist. Einen beginnenden Schnupfen kann man dadurch verhindern, daß man etwas Zitronensaft in der Nase hochzieht. Bei Nasenbluten soll man einen mit Zitronensaft getränkten Wattebausch in das Nasenloch einführen. Setzt man einer Tasse schwarzen Kaffees den Saft einer halben Zitrone zu, so ist das ein gutes Mittel gegen Kopfschmerz. Zitronensaft und Zucker in kochendem Wasser ist ein gutes Hausmittel gegen Erkältungen. Frischer Zitronensaft, mit etwas kaltem, abgekochtem Wasser gemischt, ist ein mildes, unschädliches Bleichmittel bei braunen, sommersprossigen Haut. Mit einer Mischung aus Zitronensaft, Spiritus und Glyzerin zu gleichen Teilen kann man die Haut der Hände weiß und weich erhalten. Die Mischung wird jedesmal, nach den Waschen der Hände eingerieben, wenn die Haut noch feucht ist. Der Saft einer ausgepreßten Zitrone im letzten Spülwasser bei der Haarwäsche macht das Wasser weich und verleiht dem Haar Glanz und Farbe.

Praktische Handschoner

Weiße Waschlederhandschuhe sollte man niemals waschen, wenn sie nicht mehr tragbar sind, da man sie immer noch verwenden kann. Man schneidet die Fingerspitzen ab und zieht die Handschuhe an, wenn man wäscht. Die Haut der Hände wird dadurch sehr geschont; außerdem ist die Behandlung mit diesen Handschuhen gut für die Wäsche. Daß die Haut an den Fingern beim Waschen mit heißem Wasser schrumpfig wird, ist kaum zu vermeiden, diese Erscheinung verschwindet aber ganz rasch, wenn man die Hände mit ein paar Tropfen Essig einreibt.

Ordnung im Nähtisch

Es ist manchmal sehr zeitraubend, aus dem Nähkorb oder Nähtisch die richtige Seiden- oder Garnfarbe herauszufinden, und beim Suchen kommen die Knäule und Rollen noch mehr in Unordnung. Das kann man vermeiden, wenn man alle Garne und Seidenrollen auf StrickNadeln steckt, nach Farben geordnet. An den Enden der Nadeln befestigt man einen Korken, damit die Rollen nicht abrutschen können. Man kann, wenn man sich hieran gewöhnt, mit einem Blick sehen, wo die gesuchte Farbe ist. Außerdem sieht eine Schublade dann immer tadellos ordentlich aus, und man verschwendet zudem kein Material, da sich nichts verwickelt und verwirrt.

Birnen einmal in anderer Form

Birnen-Omelette: Man bereitet den üblichen, nicht zu dünnflüssigen Omelette-Teig, den man in die Pfanne streicht. Darüber kommt eine Lage fein geschnittener, reifer Birnen, die man wiederum mit einer Lage Omelette-Teig abdeckt. Das Ganze wird goldbraun gebacken und warm mit Staubzucker, den man etwas Zimt beigefügt hat, überstreut.

Birnen mit Vanillecreme: Zwölf Stück Zwieback werden in Rum und Milch eingeweicht und in eine Glasschüssel gegeben. Als zweite Lage folgt Birnenkompott, das man, will man es besonders wohlschmeckend machen, in Wein kochen kann. Schließlich übergießt man das Ganze mit einer kalten Vanillesauce, die mit gebrannten Splittermandeln bestreut wird, nachdem sie ziemlich fest geworden ist.

Schlesische Birnenknödel: Ein halbes Hilo Birnen wird geschält und in kleine Würfel geschnitten. Die Birnen mengt man dann unter einen Teig, der aus zwei Löffeln ausgelassener Butter, drei Eidottern, drei Eßlöffeln Zucker, etwas Zimt, vierhundert Gramm Semmelbröseln und einer großen Tasse Milch bereitet wird. Die Knödel werden in leichten Salzwasser in fünf bis zehn Minuten gekocht. Bevor man sie einkost, macht man einen Probeklop, um zu sehen, ob er hält. Allenfalls muß man mehr Brösel in die nötige Festigkeit sorgen. Ebrigens können die Birnenknödel auch in schwimmendem Fett herausgebacken werden, wenn man sie so lieber ißt.

Kleine Winke für den Haushalt

Wenn man Taschentücher kocht, ist es sehr praktisch, eine Zitronenscheibe, ohne die Schale, mitzukochen. Dadurch bekommen die Tücher eine schöne weiße Farbe, und Flecke werden entfernt, ohne daß der Stoff angegriffen würde. — Wenn Zitronen trocken geworden sind, kann man sie für einige Stunden in warmes Wasser legen; sie werden dadurch wieder ganz frisch. Wenn man Zitronen auspressen will, geben sie beträchtlich mehr Saft, wenn man sie vorher in den Ofen legt, so daß sie richtig durchwärmt werden. — Wenn man Nüsse als Zutat zu Kuchen verwendet, dürfen sie nur ganz frisch sein. Nimmt man alte Nüsse, so bekommt der Kuchen nicht nur einen unangenehmen Geschmack, sondern schrumpft auch zusammen. — Nowein und Olivenöl zu gleichen Teilen gemischt und in einer Flasche gut geschüttelt, ergeben ein ausgezeichnetes Putzmittel für Möbel. — Olenrohre soll man, um sie gegen Rost zu schützen, mit gekochtem Leinöl bestreichen.

Rechtsfragen beim Einkauf

Im bürgerlichen Rechtsleben spielt der Einkauf irgendwelcher Waren durchaus keine untergeordnete Rolle. So einfach der Einkauf von Geld gegen Waren an sich erscheint, in der Praxis ergeben sich hundert Fragen, die nicht selten zu unliebsamen Auseinandersetzungen zwischen Käufer und Verkäufer führen.

Im allgemeinen hat der Käufer nicht die Pflicht, eine etwaige Fehlerhaftigkeit der Ware beim Einkauf feststellen zu müssen. Natürlich empfiehlt es den Einkauf und alles, was sich daraus ergeben kann, wenn die Ware vor Abschluß des Kaufes gehörig untersucht wird, um durch sofortige Reklamation Weiterungen auszuschließen. Dabei kann ein Anspruch, der sich zum Beispiel auf die Verabfolgung fehlerfreier Waren bezieht, sofort geltend gemacht werden. Entdeckt dagegen der Käufer einen Fehler erst zu Hause nach abgeschlossenem Kauf, so besteht die Gefahr, daß der Richter bei einer Klage die späte Meldung als einen Verzicht des Käufers auf die ihm zustehenden Rechte auffaßt. Ist ein Fehler in der Ware infolge grober Fahrlässigkeit vom Käufer übersehen worden, so besteht für den Verkäufer nur dann eine Pflicht zum Schadenersatz, wenn auch in diesem Tausch bestehen kann), wenn letzterer den Mangel arglistig verschwiegen oder sogar auf eine Fehlerfreiheit hingewiesen hat. Das muß dann allerdings am besten durch Zeugen bestätigt werden.

Bei festgestellten Mängeln kann der Käufer entweder die Rückgängigmachung des Kaufes und die Wiedererstattung des Kaufgeldes verlangen, oder er kann auf einer Senkung des Preises bestehen, die dem verminderten Wert der Ware entspricht. Besteht die Möglichkeit, daß die Ware in einwandfreiem Zustande nachgeliefert werden kann, so kann auf den Ersatz der fehlerhaften durch gute Ware bestanden werden. Der Verkäufer ist auf jeden Fall gehalten, sich der Wahl des Käufers anzuschließen. Immer aber ist dem Käufer anzuraten, vor Kaufabschluß die Waren zu prüfen — was besonders bei leichtzerbrechlichen und dem Verderb ausgesetzten zu empfehlen ist — um sich unnötigen Aerger zu ersparen.

Es gibt so viele hübsche Tapeten!

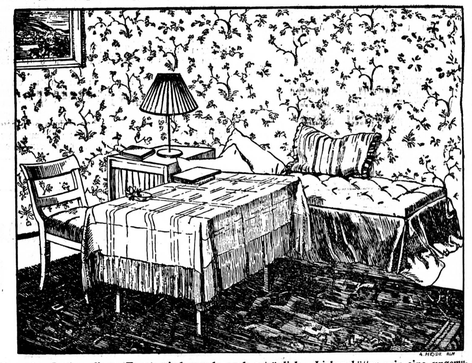
Bei der Wahl der Tapeten für die Wohnung gilt es, Farbe zu bekennen, sich klar zu werden, von welchen Farbtönen man gern umgeben sein möchte. Wenn die Einwirkung der Farbe auf das Gemüt bewußt ist, wird ganz natürlich helle und freundliche Farben für seine Umgebung auswählen, denn was sollte ihn wohl bestimmen, sich das Dasein Grau in Grau zu verdüstern?

Die dunklen Farben schalten also aus. Es bleibt zu wählen zwischen den Mittel- und hellen Tönen. Schwierig genug, wenn man die Vielfalt von Farbtönen bedenkt, wenn man unsicher ist bei der Zusammenstellung von Farbnüancen. Wo ist der Lehrmeister für alle diejenigen, die auf diesem Gebiet Laien sind? Die Natur kann uns alle lehren, Farben zu mischen und Farben gut miteinander zu verbinden. In jeder Blüte, am Abend- und am Morgenhimmel, im Gefieder eines Vogels mischen sich Farben zu schöner Eintracht. Darum ist es so dumm nicht, in die Wolken, in den Wald zu schauen, aufmerksam einen Park in Herbstglut zu betrachten, bevor man an die Tapetenauswahl geht.

Es gibt soviel hübsche Tapeten — in den Geschäften! Und so wenig hübsche — an den häuslichen vier Wänden! Einer der Gründe wird sein, daß man bei der Auswahl immer nur ein kleines Viereck betrachtet und sich keine Vorstellung machen kann von der Wirkung im großen. Ein anderer Grund wird sein, daß man seine Tapeten meistens zu einer Zeit der Unruhe und Eile aussucht: Der Einzug in eine neue Wohnung schafft Mühe und Bedrängnis, da ist man oft so müde, daß die Auswahl der Tapeten nebensächlich und unwichtig erscheint.

Ist es doch aber nicht! Sobald wir wieder zur Ruhe gekommen sind, fängt die Wohnung in ihrer neuen Gestaltung uns lebhaft zu beschäftigen an. Tapetenwahl ist wichtig.

Wie verhält es sich nun eigentlich mit dem Ornament? Sollen Tapeten gemustert sein? Klipp und klar gesprochen: im allgemeinen nicht. Heute nicht mehr. So wie wir geworden sind, unter Berücksichtigung unserer Eigenart und der unserer Möbel: lieber ungemustert. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, für unsere Augen, für unsere Nerven. Ausnahmen gestern: für sehr große Räume, für repräsentative Räume mit sehr wenig Möbeln, die die Wand zum Anschauungsobjekt nehmen wollen, für Räume ohne Bilder, für Räume in



Die zarten Ranken dieser Tapete sind gerade noch erträglich. Lieber hätten wir eine ungemusterte Tapete abgebildet. Aber wie kann man etwas darstellen, was man nicht sieht? (Deike M)

einem Sonderstil. Diese Ausnahmen bestätigen jedoch die Regel: im allgemeinen ungemusterte Tapeten!

Die Industrie hat es verstanden, der ungemusterten Tapete allein durch ihre Struktur Leben und Wärme zu geben. Raube, körnige, faserartige, loderartige, stumpfe, gerippte, gerillte Beschaffenheit einer Tapete, schaffen optische Wirkungen, die der Laie nicht ahnen kann. Er möge sich daher auf Ausstellungen von der segensreichen Wirkung einer Rauhfasertapete selbst überzeugen. Segensreich, man kann das ruhig sagen, segensreich in ihrer glättenden, gütigen, beruhigenden und schalldämpfenden Wirkung auf die Nerven eines ruhebedürftigen Bewohners.

Ungemustert heißt auch die Tapete, deren Muster nur bei ganz naher Betrachtung sichtbar wird. Ihr ist sogar gegenüber der ganz einfarbigen Tapete fast mitunter Tapete der Vorzug zu geben: ebenso wie durch Struktur kann der Tapete auch durch unauffällige harmonische Flächenaufteilung Wärme und Leben gegeben werden. Ein ganzes System genau berechneter Linien ist oftmals über eine Tapete gebreitet allein zu dem Zweck, nicht gesehen zu werden, nur unklar angenehm empfunden zu werden.

Rützen wir den wohltätigen Einfluß guter Tapeten auf unser Gemüt. Seien wir unermüdlich eifrig bei der Auswahl neuer Tapeten!

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Das Abenteuer eines Seemanns.

Hein Meller ist Seemann geworden. Viele Jahre von der Heimat fort, sitzt er nach bestandenem Schiffsexamen zum ersten Male wieder zu Hause. Der ganze Freundeskreis läßt sich von Hein von seinen Abenteuern erzählen. Er berichtet, wie sein Schiff gegen einen Eisberg gerannt und untergegangen ist. Er schwamm allein im Wasser und versuchte sich zu retten: „ ... Immer wieder glitt ich bei dem Versuch, auf den Eisberg zu kommen, aus. Schließlich faßte ich mir ein Herz, schwamm unter dem Eisberg, der an dieser Stelle etwa 30 Meter aus dem Wasser ragte, durch, um auf der anderen Seite mein Glück zu versuchen. Hier glückte es ..." Aus dem Kreise der Zuhörer wurden Zweifel laut, ob Hein tatsächlich unter dem Eisberg durchgeschwommen sei.

Auflösungen aus voriger Nummer

Lösung:

1.) Kg8—f8, La5×Se7+; 2.) Kf8—e8, Kf6—g7; 3.) Th8—g8+, Kg7×h8; 4.) Ke8—f7, Le7—h4; 5.) Tg8—g7, Lh4—d8; 6.) Tg4—d4, Ld8—g5; 7.) Td4—d1 und gewinnt.

Auch der Zug von Schwarz im 4. Zug Le—d6 führt durch Tg8—g1 zum sofortigen Verlust.

Ballrätsel.

1. Asche, 2. Hagel, 3. Fuchs, 4. Stein, 5. Tadel, 6. Husar, 7. Trust. — Schaufelbein

Silbenrätsel.

1. Malachei, 2. Anekdote, 3. Sentenz, 4. Vanille, 5. Eboli, 6. Mastatt, 7. Marne, 8. Unna, 9. Eidechse, 10. Rabatt, 11. Hering, 12. Tongking, 13. Meßlack, 14. Zander, 15. Rigi, 16. Dollart. — Was verkürzt uns die Zeit? — Taetigkeit.

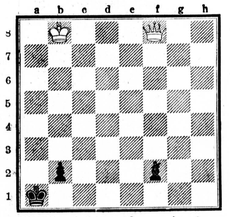
Illustriertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: Brief, Komet, Engel, Kamm. — senkrecht: Krone, Segel, Vokal, Kegel. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzutragen.

Wann wurde das Paket abgeschickt?

Das Paket von Berlin nach Butare wurde im Februar 1916 abgesandt. Da der Beförderungsdauer entfällt ein Tag auf den Monat der Zustellung. Vier Tage entfallen auf den Monat der Aufgabe. Dieser Monat daher nur 29 Tage zählen, was jedesmal auf den Februar eines Schaltjahres zutrifft. Von den vier Kriegsjahren war 1916 ein Schaltjahr.

Schachaufgabe



Weiß zieht und gewinnt.

Stellung: 5 Figuren. — Weiß: König b8 Dame f8; Schwarz: König — a1 Bauer b2, f2.

Silbenrätsel.

Das Dunkel wird durch sie erhellt,
Von ferne winkt ihr Schein;
Sind beide Silben umgestellt,
Zieh'n Vöglein aus und ein.

Verwandlungsrätsel.

Werder / * . . . . * / * . . * . . / Berlin.

Wie kann man mit zwei Ortsnamen als Zwischenstationen von Werder nach Berlin gelangen? Es sind jedesmal die beiden durch Sternchen angedeuteten Buchstaben des vorhergehenden Namens zu ändern. Der erste Ort liegt in der Provinz Hannover, der zweite auf Rügen oder in Norwegen.

Silbenrätsel.

Aus den 28 Silben:

al — de — de — dee — der — dorh — e — e — i — it — jo — lei — li — ma — mi — me — ni — or — pan — pe — ran — res — san —sche — si — ti — tisch — ver

sind 10 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Eilnachricht
2. Musterbild
3. weiblicher Personenname
4. italienisches Fürstengeschlecht
5. Ort in Holland
6. Fluß in Frankreich
7. Küchenkraut
8. Fußbekleidung
9. Nebenfluß des Ob
10. Stadt in Galizien

Richtig gebildet, ergeben die Wörter in ihren Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn die Bezeichnung für bestimmte kürzlich stattgefundene sportliche Wettkämpfe.

Versteck-Rätsel.

1. Er erlegte den Wal, der das Schiff verfolgte.
2. Von den verschiedenen Arten Gebäck war ihm die Waffel das liebste.
3. Ganz wie sein Vater sah er aus.
4. Es waren genug Arten Aepfel zur Stelle.
5. Man ging daran, Lagen zu machen.

In jedem der vorstehenden fünf Sätze ist eine landwirtschaftliche, forstwirtschaftliche oder gärtnerische Bezeichnung versteckt enthalten. Wie lauten diese?

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Haus, Hof und Garten

Der Roggen, unsere Brotfrucht, muß sorgsam bestellt werden

Der Roggen zeichnet sich durch große Anspruchslosigkeit gegenüber Boden und Klima aus. Er gilt als die Charakterpflanze des leichten Bodens, und die Bezeichnung „Roggenboden" ist jedem Bauern und Landwirt geläufig und seiner Bedeutung nach bekannt. Wenn er trotz der starken Anpassungsfähigkeit der Roggenpflanze an ihre Umwelt so häufig mäßige Feldbestände antreffen, so kann dies nicht an der Pflanzenart, sondern muß nach Ausschluß anderer Ursachen an einer mangelhaften Bestellung liegen. Im Rahmen der Erzeugungsschlacht darf aber kein Zentner unseres Brotkornes ausfallen, der bei Mustereckern und sonstiger Arbeit erhalten bleiben könnte. Wir wollen daher in folgendem die am häufigsten auftretenden Fehlerquellen durchgehen; jeder mag selbst zusehen, ob er in der einen oder anderen Richtung mal etwas verpaßt hat und das daher in Zukunft anders gemacht werden könnte.

In der Wahl der Vorfrucht ist für den Roggen kaum etwas zu verfehlen. Er steht einfrig nach Hafer; und richtiger ist die Folge Roggen auf Weizen als umgekehrt den anerkanntermaßen besseren Weizen auf Roggen folgen zu lassen. Mit sich selbst ist er äußerst verträglich. Die Bestellung Roggen-Zwischengrün ist bekannt. Ihre Bedeutung wurde eine Zeitlang stark überschätzt. — Empfindlich ist der Roggen gegenüber lockerem Boden. Die Saatfurche sollte aber vier Wochen Zeit erhalten, sich festzusetzen. Das gilt besonders für Kartoffelroggen. Durch Verwendung eines Untergrundpackers läßt sich das Absetzen unterstützen. Die Düngung richtet sich nach der Vorfrucht. Nur leichten Sandböden wird oft mit einer knappen Stallmistdüngung abgedüngt. Der Mist sollte dann

Zeichnung: Zamboni M

Abbildung 1. Petkuser Winterroggen

recht speckig als strohig sein. Eine direkte Stickstoffdüngung gelangt nicht voll zur Auswertung und wird daher anders besser verwertet. Wohl können Körnerlupinen auf trockenem Sand vorhergehen, wenn sie im März gesät werden und daher zeitig genug das Feld räumen können. — Wer erst die Anwendung von Stickstoff in Form von Handelsdüngern erprobt hat, wird stets gern auf sie zurückgreifen. Schwefelsaures Ammoniak und Kalkstickstoff werden für die Roggenbestellung bevorzugt. Man gibt im Durchschnitt 50 kg je ¼ ha, und zwar von der ganzen Menge ein Drittel vor der Saat und zwei Drittel als Kopfdüngung sehr zeitig im Frühjahr (März). 125 bis 150 kg Kainit oder 40 bis 50 kg 40prozentiges Kalisalz, sowie bis 50 kg je ¼ ha eines Phosphorsäuredüngers sind angebracht, wenn bei der Vorfrucht an Dünger gespart wurde. Saure Böden müssen schwach gekalkt werden; 100 bis 150 kg gemahlener kohlensaurer Kalk je ¼ ha dürften in den meisten Fällen das Richtige treffen. Starke Kalkgaben sind auf den leichten Böden zu vermeiden, es sei denn, daß eine genaue Untersuchung ihre Notwendigkeit ergeben hat.

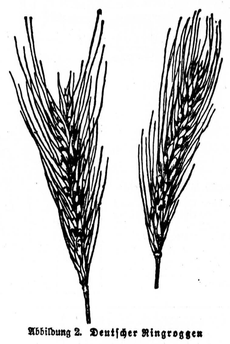


Abbildung 2. Deutscher Ringroggen

Für die Saat sind drei Umstände zu beachten: Der Roggen verträgt keine nasse Bestellung; die Samenkörner müssen flach zu liegen kommen und das Saatgut ist gegen Schneeschimmel zu beizen. Ein Trockenbeizmittel genügt auch dem Kleinsiedler die Beizung bei beschränktem Raum durchzuführen! Wo häufiger Schäden durch die Blumen- und durch die Fritfliege auftreten, muß man sich mit der Saat den Gewohnheiten der Schädlinge anzupassen suchen. Der durchschnittliche Saattermin liegt zwischen der letzten September- und der ersten Oktoberwoche. Man fängt in der Regel mit etwa 25 kg je ¼ ha Samen an zu säen und hört mit etwa 30 bis 35 kg auf. Die lokale Erfahrung sollte durch Versuche die richtige Saatenmenge ausproben. Bei Anbau einer neuen Sorte ist auf die verschiedene Korngröße der Sorten zu achten. Da sonst unliebsame Ueberraschungen eintreten können. Die Vorzüge einer Drillsaat sind bekannt; das schließt nicht aus, daß auch heute noch in einzelnen Gegenden die Breitsaat auf Grund lokaler Zustände bevorzugt wird und auch am Platze sein kann. Die Verwendung von Druckrollen zählt für die Roggenbestellung viele Anhänger.

Für den Bezug von neuen Original-Saaten sind von Reichsnährstand F. v. Lochows Petkuser (Abb. 1) und der deutsche Ringroggen (Abb. 2) fest zugelassen worden. Sechs weitere Sorten, geeignet für besondere Lagen, wie z. B. Moor- oder Gebirgslage arme Sandböden sind bedingt zugelassen; außerdem zwei Langstroh- und zwei Kurzstrohsorten, sowie eine Sorte Johannisroggen. Damit ist allen billigen Forderungen für die Auswahl des besonderen Saatgutes auch für lokale Sonderfälle Rechnung getragen worden.

A. Einecke

Behandlung des Geflügels im Sinne gesetzlicher Tierschutzvorschriften

Das Tier genießt heute den Schutz des Staates um seiner selbst willen. Der Mensch darf die Tiere wohl zu seinen Zwecken gebrauchen, er darf jedoch dieses Recht nicht mißbrauchen und hat alles dazu zu tun, um die Erregung von Schmerzen und Leiden bei den Tieren zu verhüten. Das Reichs-Tierschutzgesetz vom 24. November 1933 verbietet, ein Tier unnötig zu quälen oder roh zu mißhandeln. Auch mancherlei Unterschied zwischen Säugetieren und Geflügel oder auch den sogenannten niederen Tieren. Für Tierquälerei jeder Art sind Gefängnis bis zu 2 Jahren und Geldstrafe bis zu 10 000 RM vorgesehen.

Besonders die Haltung und Behandlung des Geflügels wird zum Teil noch in verbotener und gesetzwidriger Weise durchgeführt. So lassen die Geflügelställe noch vielfach sehr zu wünschen übrig. Es ist aber im Reichstierschutzgesetz ausdrücklich gerade der Haltung, Pflege und Unterbringung der Haustiere und damit auch des Geflügels besondere Beachtung geschenkt worden, so daß alle diejenigen, die in diesem Punkte gegen die gesetzlichen Vorschriften verstoßen, mit Strafen bedroht werden.

Eine der häufigsten Quälereien, denen das Geflügel im landwirtschaftlichen Haushalt ausgesetzt ist, ist das Rupfen der lebenden Tiere. Immer wieder wird derselben Klage geführt, daß Geflügel beim Rupfen schmerzhafte Verletzungen erleidet, wodurch mehr oder weniger starke Blutungen eintreten. Nicht selten machen sich im Anschluß an das Rupfen Mattigkeit der Tiere, Entkräftung und andere schädliche Erscheinungen bemerkbar, die alle auch in wirtschaftlicher Beziehung unerwünscht sind und unbedingt vermieden werden müssen. Deshalb sei einmal darauf hingewiesen, daß beim Rupfen nur diejenigen nahen Federn, d. h. diejenigen, die ohne erhebliche Schmerzen und ohne Schädigungen für die Tiere gewonnen werden können, entfernt werden dürfen. Jede darüber hinausgehende rohe Behandlung der Tiere ist verboten.

Im Reichs-Tierschutzgesetz ist auch das Verbot des Rupfens oder Stopfens von Geflügel vorgesehen. Bereits heute muß jede unnötige Quälerei bei der Zuführung des Mastfutters vermieden werden. Die künstliche Mästung von Geflügel hat von jeher den größten Unwillen weiter Kreise des deutschen Volkes erregt, weil es sich hier um ein ausgesprochen tierquälerisches Verfahren handelt. Die völlige Verhinderung jeder Bewegung, die zwangsweise Zuführung von Nahrungsmitteln die künstige Ueberfütterung der Tiere bedeuten eine ununterbrochene Qual während der Mastzeit. Eine solche Quälerei läßt sich auch nicht durch den Hinweis rechtfertigen, daß durch andere Weise eine Fettleber nicht erzeugt werden kann. Im heutigen Staat ist für eine derartige Maßnahme kein Raum, die Tieren die Erduldung solcher Qualen vorgesehener Quälerei zumutet, nur einer kleinen Anzahl von Feinschmeckern einen kurzen Gaumengenuß zu bereiten. Deshalb ist den interessierten Kreisen Zeit gegeben worden, ihren Betrieb auf das Verbot des Mästens und der Stopfens von Geflügel umzustellen.

Wer beim Nudeln Tiere unnötig quält oder roh mißhandelt, wird schon jetzt nach den Bestimmungen des Reichs-Tierschutzgesetzes bestraft.

Quälereien von besonderem Ausmaß wird das Geflügel auch bedauerlicherweise noch häufig beim Schlachten ausgesetzt. Nach den Vorschriften des Gesetzes und der Verordnung über das Schlachten von Tieren vom 21. April 1933 muß aber auch die Schlachtung des Geflügels in völlig qualloser Weise erfolgen. Auch für das Geflügel ist in jedem Falle — ganz gleich, ob die Tiere in einem gewerblichen Betriebe oder im ländlichen Haushalt geschlachtet werden — der Betäubungszwang vorgeschrieben. Geflügel wird zweckmäßig durch wuchtige Schläge auf den Hinterkopf, also auf die Stelle, an der Vögel das Gehirn haben, betäubt. Erst dann dürfen die Schlagadern am Halse zur Blutung durchschnitten werden. Die Betäubung darf allein in denjenigen Fällen unterbleiben, in denen durch einen Hieb der Kopf schnell und vollständig vom Rumpfe getrennt werden kann. Vor der Betäubung darf Geflügel nicht aufgehängt werden. Mit dem Rupfen von geschlachtetem Geflügel darf unter allen Umständen erst dann begonnen werden, wenn der Tod des Tieres eingetreten ist und Bewegungen an dem Tier nicht mehr wahrzunehmen sind. — Die vorstehenden kurzen Ausführungen können nur einen Ausschnitt aus der Behandlung des Geflügels im Sinne der geltenden Tierschutzvorschriften darstellen. Wer der arumliegenden wohlwollenden und freundlichen Einstellung des deutschen Volkes zum Schutze der Tiere darf aber erwartet werden, daß nicht allein auf den erwähnten Teilgebieten des praktischen Schutzes des Geflügels die nötige Rücksicht seitens der mit Geflügel umgebenen Personen gewährt wird, sondern daß allgemein die Tierhalter erkennen, daß sie Achtung vor den Schmerzen der ihnen anvertrauten Tiere haben und die heutigen gesetzlichen Bestimmungen einhalten müssen, wes letzten Endes auch mit ihren eigenen wirtschaftlichen Vorteil bedeutet.

Der Gartenrotschwanz / Von Wilhelm Blohm

Bäume und Gebüsch in der Nähe der menschlichen Wohnungen sind der Aufenthalt dieses Vogels. Das Männchen ist prächtig gefärbt;

Zeichnung: Dahlen M

Gartenrotschwanz

oben aschgrau, Kehle schwarz, Brust rostrot, und dann das sicherste Zeichen: ein kreideweißer Fleck auf der Stirn! Beim Weibchen sind die oberen Teile mattbraun, die Kehle schmutzig weiß, die Seiten graubraun, also vom Männchen sehr verschieden gefärbt.

Das Lied des Männchens ist schwer wiederzugeben, doch beginnt jede Strophe mit einem deutlichen „Fi"! Wer darauf achtet, kann den Gesang mit keinem andern verwechseln! Die Nahrung gleicht der des Rotkehlchens, doch werden auch Fluginsekten gefangen, und jeder glückliche Fang und jede Erregung wird von beiden Tieren mit einem heftigen Schütteln des rötlichen Schwanzes begleitet.

Das Nest befindet sich in hohlen Aestchen, in Mauern und Felsspalten; ein künstliche, halboffene Nistköhle etwa drei Meter hoch an Wänden und Bäumen wird gern angenommen. Das Ausfliegen der Jungen wird von den Eltern mit lebhaftem „flüd tüt tück tück" angezeigt. Im Winter bleibt kein Hausrotschwanz bei uns; erst wenn Busch und Baum grün sind, stellt er sich wieder ein.

Das Obst reift

Unser heimisches Obst hat eine lange Geschichte zu verzeichnen. Wie aus Pfahlbaufunden im Norden und Süden Europas zu erkennen war, verzehrte man es bereits, als es wild in Wäldern wuchs. Man verstand damals sogar schon, Apfelschnitzel zu dörren. Bald kam man darauf, das Obst zu veredeln, und heute haben wir innerhalb der einzelnen Obstarten so viel Sorten, daß es selbst einem Fachmann nicht leicht fällt, sie auseinander zu halten. In den letzten Jahren ist der Anbau von Obstbäumen in Deutschland erheblich verstärkt worden. Jedoch können wir unseren Obstbedarf noch nicht aus eigenen Quellen decken. Darum sei unsere Devise: Pflanzt mehr Obstbäume! (Brandt, K.)

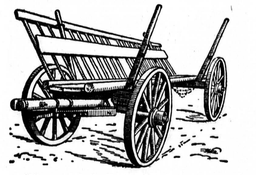
Praktischer Ratgeber

Zwiebelsaat und Steckzwiebeln

In jedem Haushalt werden Zwiebeln gebraucht, und so muß man Anfang März daran denken, im Garten Zwiebeln zu säen oder zu stecken. Auf einem Beet zieht man sich sechs Reihen und bringt in den Samen ein. Etwa im August werden die gefärbten Zwiebeln gelbes Laub bekommen, sie sind zur Ernte reif. Zur früheren Ernte bringt man im Frühjahr nicht Zwiebelsamen, sondern kleine, über Winter aufbewahrte Steckzwiebeln auf die Beete. Sie werden nicht in die Erde gedrückt, sondern in 2 cm tiefe Rillen gelegt und mit Erde bedeckt. Schon von Ende Juni ab, also zur Zeit, in der der Zwiebelvorrat aus der vorjährigen Ernte zuneigt zu Ende geht, kann geerntet werden. Um Steckzwiebeln fürs kommende Frühjahr zu gewinnen, bringt man auf gleichen Zeit wie bei anderen Zwiebeln, aber auf engeren Reihen, den Samen in dichter Saat in die Erde. Durch den engen Stand bleiben die Zwiebeln klein; sie sollen eigentlich nur haselnußgroß sein, wenn etwa im Juli das Laub dörrt. Sie sind dann zu ernten, zu putzen und zu trocknen und frostfrei aufzubewahren. Die verbreitete Zwiebelsorte, trägt den Namen „Zittauer Riesen". Für Steckzwiebeln ist die Sorte „Stuttgarter Riesenzwiebel" besser. Schfd.

Leiterwagen zur Getreide- und Kartoffelabfuhr

Nachstehende Abbildung zeigt einen Leiterwagen, der für die Beförderung von Getreide- und Kartoffelsäcken zurechtgemacht ist. Dieser Wagen hat mehr an Stellen gegenüber jedem Dungwagen, die so häufig zur Getreide abfuhr benutzt werden. Es ist ein bedeutend leichteres Befördern der Getreide- oder Kartoffelsäcke z. B. von der Dreschmaschine zum Futterspeicher oder vom Acker zu den Mietenplätzen usw. möglich. Die Leiterwagen wird wie folgt umgeändert: Die eine Leiter mit Stützen wird entfernt. Der schwache Boden wird durch eine 5 cm starke Bohle ersetzt. Beim Beladen dieses Leiterwagens wird die zweite Sackreihe auf eine Stange gestellt, so daß leichtes Abladen möglich ist. Um nun das Durchhängen der Säcke zwischen den Sprossen zu verhindern, befestigt man in halber Höhe der Leiter ein breites Brett R.



Ackerwagen, fertig für den Getreidetransport

Wenn der Vater mit dem Sohne . . .

Das kleine Mümmchen fragte:
„Onkel, kann man schwere Möbel auch mit der Post verschicken?"
„Nein, mein Junge."
„Warum kommt dann so oft ein Postbeamter zu uns und frankiert die Möbel?"

*

Großmutter war gestorben.
Das Enkelkind stand traurig.
„Großmutter ist jetzt im Himmel!", tröstete der Vater das Kind. „Sie sieht jetzt von oben auf dich herab."
„Sie kann mich aber nicht sehen!", weinte das Kind verzweifelt.
„Warum denn nicht?"
„Sie hat doch ihre Brille hier unten liegen lassen!"

*

Bevor sie zu Tisch gingen, besah der peinlich korrekte Vater des Knaben Hände.
Dann sagte er:
„Du bist am linken Zeigefinger schmutzig, Kurt. Wasch ihn!"

*

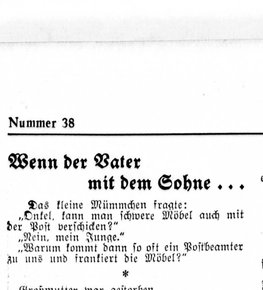
Der kleine Peter kam aus der Schule.
Er trug einen total zerfetzten und beschmutzten Anzug.
Die Mutter war außer sich.
„Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst in dem alten Anzug nicht in die Schule gehen, sondern den neuen anziehen?", rief sie.
Der Kleine lächelte harmlos:
„Aber, Mama, das ist doch der neue Anzug."

*

Das Mümmchen ist jetzt vier Jahre alt.
Da kommt Besuch, vornehmer Besuch, der Oberamtmann vom Bezirksamt.
Die Mutter rief:
„Mümmchen, komm herunter — Besuch ist da —".
Des Kindes Stimme tönte kurz und barsch:
„Ach was! Kommt doch rauf zu mir! Ihr habt es genau so weit zu mir, wie ich zu euch."
Dem Vater war dies schrecklich peinlich.
Er lächelte den Besuch verlegen an und stotterte:
„Sie müssen entschuldigen — das Kind ist so schrecklich schüchtern."

*

Der Vater las aus der Zeitung:
„In Amerika gibt es Häuser, die achtzig Stock hoch sind."
Der Junge traute seinen Ohren nicht.
„Achtzig Stock, Vater?"
„Ja."
Der Junge rief:
„Da möchte ich einmal das Treppengeländer herunterrutschen!"



So blau

„Sie sehen nicht doppelt, mein Herr, wir sind Zwillinge!"
„Alle vier?"

Der Vater sprach von den Sprichwörtern.
„Es ist nicht alles Gold, was glänzt", sagt er, „wer weiß ein Beispiel?"
Rudi rief:
„Meine Hose, Vater."

*

Des Nachbars Junge spielte beim Nachbarn.
Plötzlich bekommt der Nachbar Besuch.
Der Junge sagt nicht guten Tag, der Junge sieht wie ein Muffel.
„Wie sagt man denn, wenn Besuch kommt, Fritz?"
Fritz schweigt.
Der Nachbar bleibt wundermild.
„Nun, Fritz, wenn jemand zu deinem Vater kommt, was sagt dann dein Vater zu ihm?"
Fritz frohlockt:
„Er sagt: kommen Sie morgen wieder, heute habe ich kein Geld im Haus."

*

Der Junge saß auf des Nachbars Birnbaum und klaute des Nachbars Birnen.
Der Nachbar nahte mit dem Stecken.
„Deinen Vater möchte ich holen, wenn ich wüßte, wo er jetzt ist!", schrie er hinauf.
Der Junge lachte herunter:
„Dort oben! Auf Ihrem Apfelbaum!"

*

„Kannst du boxen?"
„Nein."
„Dann komm her, du Feigling!"

*

„Verdienen Sie viel an Ihrem Entfettungstee?"
„Fett werde ich nicht damit."

*

Blox verspätete sich. Die Freunde warteten.
Blox sagte:
„Ich konnte nicht eher kommen — ich mußte erst meiner Frau eine Falle stellen —"
„Was? Hattest du einen Verdacht?"
„Nein. Aber eine Maus in der Speisekammer."

Nie langweilig!

„Ewig dieser Regen — —!"
„In Hawai ist das ganze Jahr schönes Wetter. Die haben's gut!"
„Um Himmels willen, nein! Worüber reden denn da die Leute?!"

*

Der Lehrer fragte:
„Nennt mir die fünf Sinne!"
Der Schüler stotterte:
„Der Starrsinn, der Blödsinn, der Wahnsinn, der Stumpfsinn und der Unsinn."

*

„Anna, heute abend haben wir Gäste!"
„Ja, Frau Biedermeier, wie wünschen Sie denn das Essen? Sollen die Gäste wiederkommen oder nicht?"

Ganz umsonst artig

Die Mutter erzählt dem kleinen Hans vom Wolf, der das Lamm gefressen hat. „. . . und wenn das Lamm folgsam gewesen wäre und nicht seiner Mutter davongelaufen wäre, dann hätte es der Wolf nicht gefressen."
„Aber das hätte dem Lamm doch auch nichts genützt, Mutti, denn wir hätten es doch sowieso aufgegessen . . .", meint Hänschen nachdenklich.

Der Nähtisch

Das ist in vielen Wohnungen so.
Da steht auf einem erhöhten Tritt am Fenster der Nähtisch.
Und dort sitzt die Ehefrau den ganzen Tag.
Einer kannte den Tritt nicht.
Er zeigte auf ihn und fragte:
„Wozu ist diese Erhöhung?"
Der Ehemann seufzte: „Das ist die Kommandobrücke meiner Frau."

Teure Erfahrung

Es wundert mich wirklich, Herr Krumme, daß Sie, der Sie doch kein Fachmann sind, so genau über die Preise von Tieren Bescheid wissen, vom Federvieh angefangen bis hinauf zum Rindvieh!"
„Ich bin Autofahrer!" (Tit-Bits)

Großreinemachen

Die sportbegeisterte Minna.

Was die große Vase zutage förderte: 22 Zigarren- und Zigarettenstummel, 2 Gummibälle und 3 Stück von Tante Emmas mißratener Geburtstagstorte.

Starke Männer gesucht: „Aber Otto, wie kannst du Besuch zum Mittag mitbringen, wenn ich Großreinemachen habe?" „Eben deshalb, Lottchen, mein Freund Bizeps kann nachher die Schränke rücken!"

Bei der Akrobatenfamilie werden frische Gardinen angemacht.

Vater läßt sagen, es täte ihm leid, aber er braucht die Leiter jetzt selbst.

Schrecklich

„Gestern hat meine Mama nicht einmal gewußt, was ein Goal ist, und heute habe ich ihr erklären müssen, was Sweeptaxe bedeutet!" erzählt Hans seinen Schulkameraden.
„Ja", sagt der, „es ist wirklich schrecklich, was die Eltern den ganzen Tag zu fragen haben!" (Neue 33)

Gewarnt

Der Verkehrsschutzmann gibt einem Kleinauto, in dem ein Ehepaar sitzt, ein Haltezeichen. Die Frau bremst und sieht den Polisten herausfordernd an. Ehe ein Wort fällt, sagt der Mann mit warnender Stimme: „Herr Wachtmeister, wenn meine Frau sagt, daß sie richtig gefahren ist, dann kann ich Ihnen nur eines sagen: am besten ist es, Sie widersprechen ihr nicht!" (Neue 33)

Kluges Kind

Kleines Mädchen (beim Krämer): „Ein halbes Pfund Butter, Mutter schickt fünf Mark herüber, sobald Vater heimkommt."
Krämer: „Ist gut."
Kleines Mädchen: „Sie möchten mir das Wechselgeld aber jetzt schon mitgeben, weil Mutter noch mehr einkaufen muß."

Die Heilung quälender Katarrhe

die Tag und Nacht zum Husten reizen und Gelbimmered verursachten lassen, muß die Verflüssigung des Entzündungsaufkandes der Atmungsschleimhaut und deren Fernhaltung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Silphoecalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Silphoecalin" hilft wirklich vom Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gegenseitig starken Gelösens, Kalkumschaltes, — „Silphoecalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Ersatzpräparate, fordern nur das Original-„Silphoecalin". Packung mit 80 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Storchen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interessant illustrierten Aufklärungsschrift 3309 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Das echte, gute **Loden** ab Mk. 3 M und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkl. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünschten **Tuch-Kaufmann** München 13, Reichenbachstr. 3

Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.80, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. Ab gabe d. Gewünschten **Willy Mantouffel.** Gänsemästerei, Neutrebbin 92c (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Matratzen reinigt **Deppiche, Matratz.** Gardinen, Läufer, Polstermöbel Tapeten-Frick, Essen 28 Zahlungserleichterung

die neue linie das Monatsblatt für Menschen von Geschmack. Literatur, Reise, Kunst, Sport, Mode, Architektur. Jedes Heft mit prächtigen Bildern, Beiträgen erster Autoren. Überall für 1 Mark erhältlich Verlag Otto Beyer, Leipzig C 1

Für 29.- Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Außenlötung, komplett RM. 36.– Katalog über Fahrräder u. Lampen frei **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Wirklich Hilfe. Prosp. frei. Fachinstitut Naeckel, Berlin-Ch., Uhlmannstr. 77 **Stottern**

Kaffee direkt aus der Bremer Rösterei, 5 Pfd.-(–1 kg) franko Nachn. Rm. 4.40 **Rösener & Co.** Bremen 1/26 Postfach 441

Graue Haare verschwinden d. einfaches Mittel. Auskunft durch Frau A. Müller, München 9 250 Alpenrosenstr. 2

Klein-Anzeigen haben immer **Erfolg**

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einkommende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photoaufnahmen usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portogerecht zugehen

Heiraten

Lehrerstocht. kath., 40 J., gute Vergangenheit, sehr gute Erscheinung, Aussteuer und etwas Barvermögen, wünscht Briefwechsel mit Herrn bis 55 Jahre, auch Witwer mit Kind, angenehm, zwecks **Heirat**

Off. wenn mögl. mit Bild unt. Nr. 7/1198 „Der 7. Tag", Paderborn.

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg.

Betriebsleiter, 39 Jahre, kath., gute Westfale, in guter u. sicher. Position, wünscht die Bekanntschaft zwecks **Eheglück** mit Beteiligung eines Bildes um Antw. u. Nr. 7/1135 „Der 7. Tag", Paderb.

Damen von groß. u. schlanker Figur bitte ich unt. ausführlichem Darleg. ihrer Verhältn. u. Beifügung eines Bildes um Antw. u. Nr. 7/1136 „Der 7. Tag", Paderb.

Katholl. Ehe doch, größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R. Herne W 153

Hafterleter's gifffreie unschädliche Kräuter-Kuren gegen **Kropf Basedow** Bei Nichterfolg Geld zurück. Verlangen Sie kostenlos wissenschaftl. Broschüre Nr. 2 **Friedr. Hafreiter Gunting** München

Schwerkriegsbeschädigter sucht f. traueinlos. Haush. aufs Land gutsit., charaktero., kinderlieb, kath., ältere Dame als **Wirtschafterin** mit Nähkenntnissen. Angeb. u. Nr. 7/1137 „Der 7. Tag", Paderborn.

Jnserieren bringt Gewinn

Rheinisches Technikum Höhere technische Lehranstalt **Ingenieur-Ausbildung** Prospekte anfordern kostenlos **Bingen**

HONIG nicht erhitzt, volles Aroma, mit unzerstörten Heilkräften. Klee-, Lindenblüten-, Wald-Schleuder-Honig, 5 Pfd.-Eimer 7.10 Mk., Linden-, Rainen, Löwenzahntracht 9.60 u. 6.10. Nachn. frei bei **Imkerei Gittelbronn b. Bartenstein (Ostpr.)**

Anzeigen-preise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 1534

wasserdichter Allzweckschuh aus naturreinem Lackgummi. Gr. 27–35 M 1.75, 36-39 1.95, 40-42 2.25, 43-48 2.50 Nur Postanschlagung gegen Nachnahme. Rückgaberecht bei Nichtgefallen. Kostenlos erhalten Sie es. Postkartengenügt 100 Gratis-Abbildungen 6000 günstige Angebote für die ganze Familie **Kneer Überall** Frankfurt a. M. 91

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oltergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7 Tag"; II. Vj. 36: 33 787. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H. Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Maler und Lausbube Herbst

Der Herbst ist die Zeit der Bilder und der Buben. Der Bilder, weil alles bunt draußen ist, wie sonst nie, weil der Herbst selbst ein Maler, ein Künstler ist, der in unerhörter Weise seine Farben verschwendet. Zeit der Buben aber ist's, weil es rauh und windig im Lande wird, sogar schon hier und da der Sturm aufkommt und die friedlichen Menschenkinder mit den tollsten Streichen überrumpelt. Das ist Bubenart so und darum hat der Herbst alle zu Freunden, die gleicher Art sind, ob nun groß oder klein. Aber auch die Sanften und Stillen lieben ihn, eben wegen der bunten Bilder. Der Herbst hat eigentlich zwei Naturen in sich, die sich auf den ersten Blick sehr unversöhnlich gegenüberstehen. Aber das ist ja oft so, auch bei den Menschen, und vielleicht gerade eben wegen dieser menschlichen Seite seines Wesens haben wir alle immer eine heimliche Liebe für den Herbst gehabt, den man ganz einseitig „die rauhe Jahreszeit" nennt.

Weil nach einem altbekannten Sprichwort die Liebe durch den Magen geht, muß sich natürlich die Sympathie für den Maler und Lausbuben Herbst noch erheblich verstärken. Denn ein Geizkragen ist der nicht; er schenkt vielmehr aus vollen Händen, was er nur schenken kann. Vor allem edle Früchte: Birnen, Pflaumen, Aepfel. Das charakterisiert ihn so sehr, daß wir einfach uns den Herbst nicht ohne diese leckeren Attribute vorstellen können. Aber doch gibt es auch dieser Vorstellungen wieder zweierlei: Man malt sich schöne Bilder aus, wie wir es da nebenan gedruckt haben: Ein schönes Mädchen mit zwei Körben voll köstlichen Obstes. Daran kann man wahrhaftig seine Freude haben und man weiß dann noch nicht einmal genau, ob mehr an dem frischen schönen Mädchen oder an den lockenden, rotwangigen, pausbackigen Aepfeln und den saftigen Birnen. Aber auch beim Betrachten solch friedlichen Bildes kommt man plötzlich doch wieder auf einen lausbübischen Gedanken . . . . . Warum schmecken „gestohlene" Aepfel eigentlich so gut . . .? Und dann ist man schon bei der anderen Art von herbstlichen Vorstellungen angekommen, bei den lausbübischen, möchte man sagen. Wer noch nicht vor einem hohen Gartenzaun gestanden und lange zu einem rotgolden leuchtenden, verführerischen Apfel heraufgeschaut hat, wen die Versuchung noch nicht überwältigt und Nachbars Nero dabei nicht ins Bein gebissen und die Hosen zerrissen hat, so daß es zu Hause väterliche Liebe abgesetzt, ja, der kann überhaupt nicht wissen, wie ein Apfel schmeckt. Die Aepfel haben in den Buben ihre Liebhaber, echte unverdorbene Liebhaber. Wer des Nachts mit großen Säcken auszieht und fremde Bäume plündert, ist ein gemeiner Dieb. Doch mit denen haben die Buben nichts gemein, die mit leuchtenden Augen über die Gartenzäune nach einem schönen runden Apfel schielen, wie vielleicht ein paar Jahre später nach einem schönen Mädchen. Selbst wenn sie einmal über die Versuchung stolpern und, wie gesagt, vom wachsamen Nero ein Andenken bekommen . . .

Im übrigen ist es mit den Birnen und Aepfeln genau so wie mit den Weinen. Sie haben ihre schönen poetischen Namen und jede Sorte hat ihre besonderen Liebhaber. Jedem, der gern Obst ißt, läuft das Wasser im Munde zusammen, wenn er nur Namen hört wie Alexander Lucas, Großer Katzenkopf, Gelbert Butterbirne oder Pastorenbirne. Oder wer möchte nicht jedesmal gern in einen Gravensteiner, in einen Ontario oder eine Renette, in eine Goldparmäne oder einen Boskoopapfel beißen! Da ist jeder Name ein Genuß, und wer hat sich nicht gefreut, wenn auf dem Wochenmarkt die Bauersfrau ihm einen festen, saftigen Gravensteiner hinhielt: „Hier, probieren Sie diesen Apfel doch einmal; das kostet ja nichts!" Und wer hat nicht herhaft wie zur Bubenzeit hineingebissen und hat sichs schließlich nicht doch was kosten lassen . . .?

Zu den schönsten Jugenderinnerungen gehört ohne Zweifel auch die Obsternte an der Landstraße. War das für uns Jungens ein Erlebnis! Wir wohnten am Rande einer kleinen Stadt, hatten wohl ein bißchen Gartenland, aber dazu kunnte der Vater in jedem Jahre ein paar Bäume an der Landstraße. Und wenn es dann soweit war, daß die Aepfel abgenommen werden mußten, zogen wir alle zusammen mit dem Handwagen aus, um die köstlichen Früchte zu bergen. Das war dann jedesmal eine kleine Wikingerfahrt mit Entdeckungen und Abenteuern. Durften wir bei dieser Gelegenheit doch in allen Ehren einmal in einen Apfelbaum klettern, und das hatte für uns Rangen natürlich seine eigenen Reize. Man konnte sich die Welt mal gewissermaßen aus der Apfelbaumperspektive betrachten. Bis ins nächste Dorf konnte man sehen, und dort weilten die Gedanken mit aller jugendlichen Erlebenslust. Schon brannten die Kartoffelfeuer und die Luft war voll herber herbstlicher Düfte. Dabei ging der Wind schon mit arger Gewalt, jagte die Wolken übermütig über die Welt und riß böswillig an den Pappelnden Drachen, welche die Jungens vom Dorf drüben hatten aufsteigen lassen. Wieviel Bubenträume und -sehnsüchte nahm da wohl jeder Drachen mit hinauf, ganz nah bis an die vorüberfliegenden Wolken . . .

Und wenn dann der Sack voller Aepfel und so schwer war, daß der kleine Wagen ängstlich unter der Last stöhnte, ging es wieder heimwärts auf die Stadt zu, hinter deren Türmen und Giebeln die rote Sonne schon untergegangen war. Wie früh schon der Abend kommt . . .? Ja, es ist Herbst, aber so traurig und freudlos, wie er so oft geschildert wird, ist er nicht. Er ist ein anderer als der Sommer; aber Freude macht auch er allen, die seine Art verstehen, die mit der letzten Kraft dem Leben angehören will, wenn sie auch weiß, daß das Sterben schon ganz nahe ist . . .

„Obsternte" / Zeichnung von Fritz Dippert

Bavaria-Verlag, Klischee: Eigene Anfertigung

HERBSTBILD / *Von Friedrich Hebbel*

Dies ist ein herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was von dem milden Strahl der Sonne fällt.

Eine Tür geht auf ...

Erzählung von Erik-Alfons Lipke

Von der Chaussee kommt ein Räderrollen herüber, klappern wieder die Hufe der feurigen Rappen von Groß-Kanitz.

Rolf Menzel hält mit dem Umgraben auf seinem Stückchen Land inne, dann beginnt er mit abwesendem Mienen von neuem mit seiner Arbeit. Sein Spaten dringt tief in das Erdreich, während langsam eine Röte in sein Gesicht steigt, die nicht auf die gewohnte schwere Arbeit zurückzuführen ist, sondern ihn jedesmal überkommt, wenn der Wagen von Groß-Kanitz vorüberrollt. Er übersieht ihn immer, will ihn nicht sehen, aber irgend etwas klingt heute an dem Traben der Rappen anders als sonst, unruhiger, ungleichmäßiger, so daß er sich aufrichtet, um zum erstenmal dem Wagen entgegenzublicken.

Rolf erschrickt über das Bild, das sich ihm bietet. Die Pferde laufen nicht, sie rasen, mit flatternden Mähnen und Schaum vor den Mäulern. Der leichte Jagdwagen schleudert hin und her, die Leine schleift am Boden, und der Gutsherr von Groß-Kanitz, Jürgen Brand, ist vom Sitz gesunken und droht jeden Augenblick herabzustürzen.

Mit einem einzigen Blick überfliegt Rolf Menzel die Situation: Die Pferde müssen unter der Eisenbahndurchfahrt bei dem Vorüberdonnern des D-Zuges scheu geworden sein. Jürgen Brand hat die Gewalt über sie verloren, ist vielleicht zurückgefallen und von dem Ausschlagen des Kopfes an die eiserne Sitzlehne betäubt worden.

Gewaltsam macht Rolf sich von dieser Lähmung frei. Das Moor! Nicht einen Augenblick denkt er an sich, an das Unrecht und die bitteren Kränkungen, die ihm und Lisa in den letzten Jahren von Groß-Kanitz zuteil geworden — er sieht nur einen Menschen in höchster Gefahr. Ganz selbstlos und selbstverständlich stürmt er los, von der Wiese herunter, auf die Chaussee zu. Noch ist es nicht zu spät. Das Gefährt fliegt heran. Ein, zwei Sekunden taxiert Menzel mit scharfen Augen die Entfernung, dann setzt er zum Sprung an. Sein Körper schnellt wie ein Raubtier durch die Luft und prallt an einen Pferdehals. Instinktiv greifen seine Hände zu und klammern sich an dem Zuggeschirr des rechten Pferdes fest. Mit seiner ganzen Kraft wirft er sich rückwärts und kann endlich den rasenden Lauf der Pferde hemmen, die mit fliegenden Flanken ruhig stehenbleiben — im letzten Augenblick ...

Das tückische Moor taucht auf. Rolf ist erschöpft. Er klopft beruhigend die noch immer zitternden Leiber der Rappen und windet die Leine fest um einen Baum. Sein erster Blick gilt dem Führer des Gespanns, dessen Körper halb aus dem Wagen hängt und im nächsten Augenblick im Moor zu versinken droht. Kurz entschlossen zieht Rolf den schweren und wuchtigen Körper Jürgen Brands herunter. Er bedarf nach dieser Anstrengung und Erschöpfung aller Kraft, um den Gutsherrn von Groß-Kanitz ins Gras zu betten — auf festen Boden. Einen Augenblick zögert Menzel, dann fliegt wie vorhin schon sein besseres Ich. Er zieht seine Joppe aus und legt sie dem Bewußtlosen unter den Kopf. Bei der Untersuchung des Körpers kann er Verletzungen nicht feststellen. Seine Annahme wird bestätigt, denn das Herz schlägt regelmäßig und ruhig, es ist also nur eine leichte Betäubung oder Ohnmacht.

Rolf erhebt sich und lächelt bitter. Er muß an den Unfall denken, der ihn hier hat zum Lebensretter werden lassen. Oder ist es kein Unfall, ist es mehr als das, eine göttliche Allmacht und Gerechtigkeit, daß vor ihm am Boden der Vater seiner Frau liegt, Lisas Vater, der niemals auch nur in einer Hinsicht sein Schwiegersohn gewesen ist ...?

Nein, er will hier nicht gesehen werden, will keinen Dank, der für beide Teile nur peinlich wäre, und Jürgen Brand kann jeden Augenblick erwachen. Aber während Rolf sich wendet, den Weg zurückgeht, erfüllt ihn noch immer diese Bitterkeit, übermannt ihn Erinnerung, kehrt noch einmal die Vergangenheit vor drei Jahren zurück ...

Damals war er Hilfsinspektor in Groß-Kanitz. Er war auf diese Stellung angewiesen, denn als zweitgeborener Sohn hatte er keine Aussicht, einmal den väterlichen Hof zu übernehmen. Es war wohl Vorsehung und Bestimmung, daß Lisa und er schon nach dem ersten Sehen begriffen, daß aus diesem Verstehen und dieser Harmonie mehr wurde; Liebe, die zur Leidenschaft führte. Es war vorauszusehen, daß diese Zuneigung auf den entschiedensten Widerstand des selbstbewußten und stolzen Barons stieß, der noch in seiner alten Welt lebte, mit Lisa andere Pläne, größere Ziele verfolgte, aber es war nicht anzunehmen, daß seine Hartherzigkeit, sein Starrsinn und verletzter Stolz Lisa wählen ließen zwischen ihm, Rolf Menzel und dem Vater. Damals wollte er um Lisas willen zurücktreten, aber sie wußte, was sie tat, als sie sich für ihn entschied. Nein, er hatte es nicht auf ihre Mitgift abgesehen, um Lisas willen ging er auch nicht gerichtlich vor, um ihren Pflichtteil zu erlangen. Ein kleines Vermögen von Lisas verstorbener Mutter reichte dazu, gegen den Willen des Vaters ihren Lebensbund zu schließen und in der Nähe des Moores zu siedeln, weil hier das Land billiger war. Lisa griff tüchtig mit zu, und gemeinsam rangen sie dem verbesserungsbedürftigen Boden ihren Unterhalt ab.

Monate waren vergangen, Jahre. Niemals hatte Lisa ihren Schritt bereut oder geklagt, denn er arbeitete für zwei, las ihr jeden erfüllbaren Wunsch von den Augen ab. Aeußerlich lebte sie zufrieden in ihrer Ehe, mit ihrem großen — wie sie ihn nannte — und ihrem kleinen Jungen, der nun über zwei Jahre alt war. Aber es waren doch Stunden gekommen, wo er gemerkt hatte, daß Lisa manchmal still und nachdenklich war, nicht restlos glücklich, weil sie litt, an den so notwendigen Einschränkungen und mehr noch durch das Verhalten des Vaters, das wie ein Schatten über ihrer Ehe lag ... War es doch vorgekommen, daß Lisa und er dem Vater auf der Chaussee begegnet waren, wenn er im Wagen zur nahen Kreisstadt fuhr. Und während der Kutscher Lisa wie immer mit der Peitsche grüßte, sie freundlich heraus dankte, sah Jürgen Brand über sie hinweg, als hätte er sie nicht gesehen ...

Der große Findlingsstein taucht auf. Rolf zögert, er ist müde, körperlich und seelisch, dann läßt er sich für kurze Zeit darauf nieder. Gewaltsam versucht er, sich von diesen Erinnerungen frei zu machen. Er leidet nicht mehr unter diesem Zustand, er leidet nur um Lisa, und mehr als einmal hat er erwogen, die Gegend hier zu verlassen und sich in einer anderen Gegend anzusiedeln, denn immer wieder erinnert hier die Gegenwart an die Vergangenheit, die in den letzten Jahren allmählich verblaßt und wie eine tiefe Wunde langsam im Verheilen ist ... Er sieht an sich herunter und versucht, die zerrissene Kleidung einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dann sieht er auf und geht den Sommerweg entlang, der zu seinem Stückchen Land führt, dem kleinen Häuschen, das er mit Lisa bewohnt, das den hochtrabenden und durch nichts berechtigten Namen „Lisaruh“ führt.

*

Als Jürgen Brand erwacht, hat er ein Gefühl der Aufgelöstheit und des Nichts. Nur dunkel entsinnt er sich des Vorfalls, der zu der ersten Ohnmacht seines Lebens geführt hat. Er will sich aufrichten; sein Herzschlag stockt, denn nur zwei Fußbreit neben sich erkennt er das Moor. Sein Blick fällt auf die Pferde, die seit an den Baum gebunden sind, und, als sei nichts geschehen, das hier üppige Gras am Chausseerand rupfen.

Langsam bricht der starke Wille in Jürgen Brand wieder hindurch. Er erhebt sich, noch benommen und etwas taumelnd, aber sein Geist arbeitet schon wieder, erkennt die Gefahr, der er soeben knapp entronnen. Am Boden liegt eine Joppe, auf die sein Kopf bisher gelegen, eine Jacke, die seinem unbekannten und verschwundenen Lebensretter gehören muß. Er bückt sich danach und will sie aufheben, aber während er noch bei diesem Tun ist, fühlt er eine aufkommende Unsicherheit in sich, denn er glaubte diese Joppe schon oft gesehen zu haben. Und plötzlich ist er ohne jeden Zweifel, hat er die unumstößliche Gewißheit, den Eigentümer zu kennen, weiß er, daß nur einer sich stillschweigend nach dieser Tat entfernen konnte: Rolf Menzel.

Jürgen kämpft nicht, schon lange kann er nicht mehr mit dem Schicksal hadern. Er weiß auch in dieser Stunde, daß er nicht mehr der Akte sein kann, denn auch dieser innere Kampf seines gekränkten Ehrgefühls hat nachgelassen wie seine körperlichen Kräfte, die nun bergab gehen. Er hat es wieder vorhin gesehen, als er nicht mehr, wie bisher, die Rappen meistern konnte. Etwas ist auch damit zerbrochen, wie sein Groll gegen Lisa, sein Zorn gegen Rolf Menzel, und was die Zeit daran schon wohltuend zerstört, mußte das Erlebnis dieser Stunde vollenden. Es ist, als ob das Schicksal ihm noch einmal eine Frist gegeben, Einkehr zu halten, eine Frist in der Gestalt Rolf Menzels, der sein Leben vorhin für ihn eingesetzt hat ...

Mit einem schnellen Entschluß löst er die Leine und springt auf den Wagen.

Im schnellsten Tempo fährt er auf die Waldlichtung zu, und bald werden die Rappen von Jürgen Brand vor dem kleinen Hause gezügelt, das sauber gestrichen ist und schneeweiße Mullgardinen an kleinen Fenstern hat.

Und während er abspringt, stehen Lisa und Rolf im Türrahmen, erstaunt, ungläubig und tief erschrocken. Sie halten sich an den Händen, unwillkürlich versucht er, sich von diesen Erinnerungen frei zu machen. Er leidet nicht mehr unter diesem Zustand, er leidet nur um Lisa, und mehr als einmal hat er erwogen, die Gegend hier zu verlassen und sich in einer anderen Gegend anzusiedeln, denn immer wieder erinnert hier die Gegenwart an die Vergangenheit, die in den letzten Jahren allmählich verblaßt und wie eine tiefe Wunde langsam im Verheilen ist ... Er sieht an sich herunter und versucht, die zerrissene Kleidung einigermaßen in Ordnung zu bringen. Dann sieht er auf und geht den Sommerweg entlang, der zu seinem Stückchen Land führt, dem kleinen Häuschen, das er mit Lisa bewohnt, das den hochtrabenden und durch nichts berechtigten Namen „Lisaruh“ führt.

*

Als Jürgen Brand erwacht, hat er ein Gefühl der Aufgelöstheit und des Nichts. Nur dunkel entsinnt er sich des Vorfalls, der zu der ersten Ohnmacht seines Lebens geführt hat. Er will sich aufrichten; sein Herzschlag stockt, denn nur zwei Fußbreit neben sich erkennt er das Moor. Sein Blick fällt auf die Pferde, die seit an den Baum gebunden sind, und, als sei nichts geschehen, das hier üppige Gras am Chausseerand rupfen.

Langsam bricht der starke Wille in Jürgen Brand wieder hindurch. Er erhebt sich, noch benommen und etwas taumelnd, aber sein Geist arbeitet schon wieder, erkennt die Gefahr, der er soeben knapp entronnen. Am Boden liegt eine Joppe, auf die sein Kopf bisher gelegen, eine Jacke, die seinem unbekannten und verschwundenen Lebensretter gehören muß. Er bückt sich danach und will sie aufheben, aber während er noch bei diesem Tun ist, fühlt er eine aufkommende Unsicherheit in sich, denn er glaubte diese Joppe schon oft gesehen zu haben. Und plötzlich ist er ohne jeden Zweifel, hat er die unumstößliche Gewißheit, den Eigentümer zu kennen, weiß er, daß nur einer sich stillschweigend nach dieser Tat entfernen konnte: Rolf Menzel.

Jürgen kämpft nicht, schon lange kann er nicht mehr mit dem Schicksal hadern. Er weiß auch in dieser Stunde, daß er nicht mehr der Akte sein kann, denn auch dieser innere Kampf seines gekränkten Ehrgefühls hat nachgelassen

Neues Abzeichen bei der Post

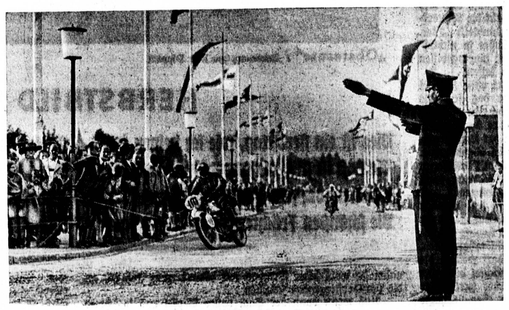
Die Postbetriebsarbeiter haben für den Aermel ihrer Uniform eine neue Stickerei erhalten, bei der nunmehr auch das neue Reichssymbol verwendet wird. Die halbkreisförmige Unterschrift lautet „Reichspost“ in deutscher Schrift.
(Pressephoto, K.)

Das Stadttor / *Von Ludwig Bäte*

Eingeklemmt liegt es zwischen den Resten der Stadtmauer, die eine feine Hand nicht ganz verschwinden ließ. So ist es immer noch eine Tür, die durch starre Wände ins Innere führt. Dicke Quadern ragen mit steinfest gefügtem Mörtel. 1525 steht unter den Pflugscharen des Wappens über dem Bogen. Ueber dem graugrünen Schindeldach springt eine kupfergedeckte kleine Barockzwiebel wie ein übermütiger Scherz in die Luft, von einer kunstvoll geschmiedeten Eisenfahne überragt. Eingeschlafen ruht der Bau im gelben Herbstnachmittagslicht. Wie herrlich das flammende rote Weinlaub auf dem eisfarbenen Grund, aus dem die blauen Läden der Wächterwohnung märchenhaft schön schimmern! Und manchmal rieselt Feuer von der mächtigen Kastanie an der Treppe über das Dach, und leise, mein' ich, flüstern die alten Dachplatten. Tief sehnt der blaue Himmel dahinter.

Von St. Annen läutet die Glocke. Die sang schon, als Bauern Einlaß suchten vor dem Tor. Und das Tor sah Wallensteinsche Söldner und friderizianische Füseliere. Durch seine Wölbung flog die Kunde von Leuthen und Leipzig, von Sedan und Lüttich, über sein Pflaster rumpelte die gelbe Postkutsche und der dunkle Wagen, schritt der Handwerksbursche und stöhnte der Armländerkarren, quoll buntes Bürgerleben, als die engenden Wälle fielen, die Menschen hinausdrängten in Gärten und Grün, in Berge und Buchten.

Gott fühlten im Wehen der Palme, im Wunder der Weite, hinaus über die getrübte Helle heiliger Fernen. Als sie das Vaterland fanden, das größer war als mauerumhegte städtische Gerechtsame. Tief sinkt das Tor in Traum und Stille. Um sein Haupt spinnen goldene Volksgesänge und Wunderweisen von Schubert und Silcher; und abends scheint der Mond freundlich auf den grauen Landstreicher der guten Stadt. Sie hat ihn schon lange nicht mehr nötig und könnte ihn abbrechen. Er weiß das wohl. Aber je weiter die Stadt ihre Netze über die Grenze wirft, die er einst hegte, desto schöner leuchtet sein Alter, und desto lieber lacht sein gutes Gesicht in einen lauteren Tag. Dem er behaglich zuschaut wie ein Großvater dem Spiel fröhlicher Enkel.



Am Schluß der dritten Etappe

Die Fahrer der internationalen Sechstagefahrt am Ziel der dritten Etappe, dem Eisstadion in Garmisch. (Weltbild, K.)

Dies nebenbei

Das Telephon kann in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Bestehen feiern. Vor sechzig Jahren wurde zum ersten Male ein Telephongespräch geführt, und zwar zwischen Brantford und Paris (Kanada). Es war allerdings ein reichlich einseitiges Gespräch, denn in Brantford sangen alle möglichen Leute ins Telephon, während in Paris Mister Graham Bell, der nicht ganz mit Recht als der Erfinder des Telephons gilt, am Empfänger saß und zuhörte, ohne antworten zu können. Die Brauchbarkeit des Telephons war jedenfalls mit dem Experiment von Brantford bewiesen. In Europa war man noch außerordentlich skeptisch. Erst drei Jahre später wurde das erste europäische Telephongespräch geführt, und zwar in London. Ganze sieben Personen ließen sich damals ein Telephon anlegen, das man als Kuriosität und nicht als einen überaus wertvollen Gebrauchsgegenstand betrachtete. Heute hat London eine Million Fernsprechteilnehmer. Die Automatisierung des Telephonverkehrs, die den Erfinder des Telephons Bell stark in Erstaunen versetzt haben würde, ist in London dagegen noch nicht vorgeschritten wie in Berlin, denn nur etwa die Hälfte aller Londoner Aemter arbeitet automatisch. Das automatische Telephon ist übrigens weit älter, als man allgemein annimmt. Es kann bereits im nächsten Jahr sein 25jähriges Jubiläum feiern. 1912 wurde in Epsom die erste automatische Linie ausprobiert.

*

In dem von der Volksfrontregierung gehaltenen Teil Spaniens hat sich mit dem Ausbruch des Bürgerkrieges die Frauenmode erheblich geändert. Hüte und Mantillas sind völlig verschwunden. Den Hut haben die weiblichen Milizmitglieder zum „Kastenzeichen“ erklärt, und die Mantilla gilt für sie als Ausdruck der Frömmigkeit, für die im Lande der brennenden Kathedralen natürlich kein Platz ist. Die Frauen Madrids müssen sich, obwohl sie zum größten Teil nicht mit der Volksfront sympathisieren und jetzt andere Sorgen als die Mode haben, wohl oder übel darein finden, auf Hut und Mantilla zu verzichten, weil sie sonst ohne Zweifel tätlichen Angriffen durch den roten Pöbel ausgesetzt sind.

*

Demnächst wird die britische Münze die neuen, mit dem Bilde des Königs Eduard verzierten Münzen herausgeben. Es wird dann zwei Sorten britischer Münzen geben: die eine zeigt den König ohne Krone; sie ist ausschließlich für den Umlauf in England, Schottland und Wales bestimmt. Die andere zeigt das gekrönte Bildnis des Königs; sie soll vor allem in den Dominions Verwendung finden. Im allgemeinen werden die Münzen in Großbritannien außerordentlich selten geändert. In der langen Regierungszeit der Königin Victoria wurde die Münze nur dreimal geändert; unter Eduard VII. einmal und unter Georg V. überhaupt nicht. Mit der Herausgabe der neuen Münzen werden die alten Münzen natürlich nicht verschwinden. Noch heute sind in England Münzen im Umlauf, die aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts stammen. Zuweilen, allerdings sehr selten, begegnet man noch Münzen aus dem 18. Jahrhundert, die eigentlich gar keinen Kurswert mehr haben.

*

Ein seltsames Bauwerk aus vorgeschichtlicher Zeit ist in der Nähe von Trichur in Südindien gefunden worden. Es handelt sich um mehrere Säulen, um die andere Säulen etwa in der Form eines Regenschirmskeletts gruppiert sind. Rings um jede Säule stehen vier massive Steinblöcke, die einen Kegel bilden. Die Inder nennen diese Struktur „Kodakals“, was wörtlich „Sprengstangen eines Regenschirms“ bedeutet. Im ganzen wurden sieben dieser Konstruktionen gefunden. Zwei sind umgestürzt, aber die anderen sind gut erhalten. Die Archäologen sind der Ansicht, daß das Bauwerk aus der vorvedischen Zeit der indischen Geschichte stammt, also mindestens 3000 Jahre alt sein muß.

*

In steigendem Maße erobern sich Bier und Zigarette China und die Südsee. Nach einem britischen Bericht steigt die Einfuhr von Bier in den unter britischer Verwaltung stehenden Teilen Chinas und den Malayenstaaten erheblich; es beginnt bereits das einheimische Samsu, das aus Reis gebraut wird und außerordentlich berauschend ist, zu verdrängen.

Mit noch größerer Befriedigung stellen die britischen Behörden fest, daß die Zigarette die Opiumpfeife zu ersetzen beginnt. Opium wird nur noch an eingeschriebene Opiumsüchtige abgegeben, und nach den letzten Statistiken sinkt der Opiumverbrauch sehr schnell. In Singapore behauptet man allerdings, daß der Opiumschmuggel erheblich zugenommen habe, und zwar nicht nur wegen der amtlichen Beschränkungen des Opiumgenusses, sondern vor allem, weil das geschmuggelte Opium viel billiger als das legale Rauschgift ist.

*

Lhasa, die Hauptstadt Tibets, dürfte die einzige große Stadt auf der Erde sein, in der es bisher noch kein Kino gibt. Die tibetanische Geistlichkeit hatte sich stets der Einführung des Kinos widersetzt. Neuerdings wurde einem Inder die Erlaubnis erteilt, in der Stadt ein Lichtspieltheater aufzumachen. Die ersten Filme, die in Tibet aufgeführt werden, werden einige Fairbanks-Filme sein. Der schwere Kinoapparat muß auf den Rücken von Yaks, den in Tibet verbreitetsten Tragtieren, über die Berge in die Hauptstadt geschafft werden.

Zur großen Herbstübung des Gruppenkommandos 2

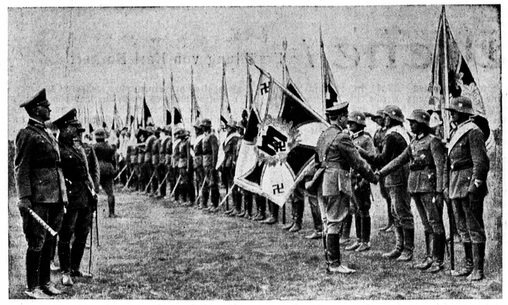
In Hessen haben unter Teilnahme zweier Armeekorps und im Beisein des Führers die großen Herbstmanöver des Gruppenkommandos II begonnen, die größten deutschen Manöver nach dem Kriege

Leichtes Geschütz wird in Stellung gebracht

Ein Bild von den diesjährigen Uebungen des IX. Armeekorps, das bei dem großen Herbstmanöver die blaue Partei stellt.
(Weltbild, K.)

Eine Uebersichtskarte des Manövergebiets

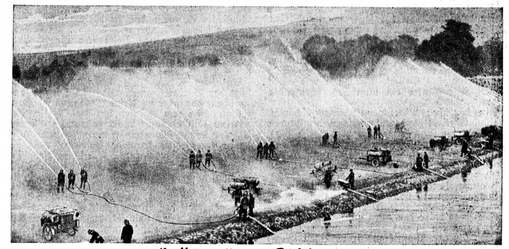
Die Uebungen finden im Raum Aschaffenburg — Meiningen — Bebra — Treysa — Bad Nauheim statt
(Graphische Werkstätten, K.)



Der Ehrentag des V. Armeekorps

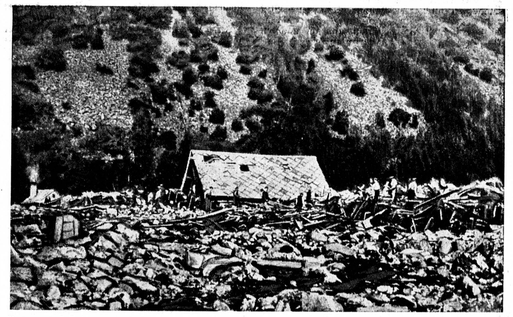
Als Abschluß des Korpsmanövers des V. Armeekorps traten die Truppen bei Giebelstadt in der Nähe von Würzburg zu einer Parade vor dem Führer und Reichskriegsminister an. Bei dieser Gelegenheit übergab der Führer mit Handschlag jedem Kommandeur die neue Truppenfahne

Die feierliche Fahnenübergabe durch den Führer (Heinr. Hoffmann, K.)
Links Generalfeldmarschall v. Blomberg und Generaloberst Freiherr v. Fritsch.



14 Motorspritzen am Bückeberg

Am Fuße des Bückeberges fand eine große Feuerlöschprobe der umliegenden Wehren statt. Nicht weniger als 14 Motorspritzen mit je 3 Rohren wurden an der Weser in Stellung gebracht. (Scherl Bilderdienst, K.)

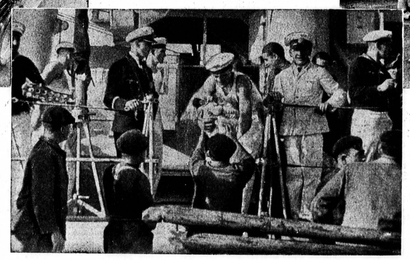


Auch die Berolina war dabei

„Das Fest der Traube und des Weines“ wurde in der Reichshauptstadt mit einem schönen und eindrucksvollen Festzug durch die Stadt begangen. Auch die Berolina nahm als Weinkönigin am Festzug teil.
(Scherl Bilderdienst. K.)

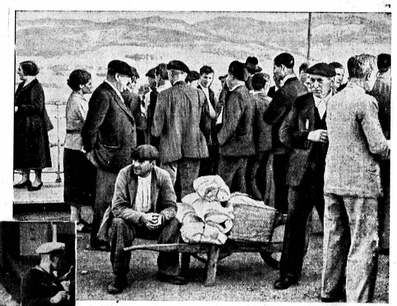
Die roten Meuterer von Lissabon

Ein Teil der Besatzung des portugiesischen Kriegsschiffes „Alfonso Albuquerque“, die, statt Flüchtlinge abzuholen, ihr Schiff der spanischen roten Flotte angliedern wollten, wird hier zur späteren Aburteilung in das Gefängnis übergeführt, nachdem portugiesische Küsten-Batterien das Schiff beschossen und zur Uebergabe gezwungen hatten. (Weltbild, K.)



Eine Wüste von Geröll und Häuserträmmern

Am Schauplatz des schweren Bergsturzes am Loensee in Norwegen, der zwei Dörfer völlig vernichtet hat. 73 Menschen kamen hierbei ums Leben.
(Pressephoto, K.)



Sie wollen in Ihre Heimat zurück

Flüchtlinge aus Irun warten an der internationalen Brücke in Henday auf die Erlaubnis, wieder in ihre Heimatstadt Irun zurückkehren zu dürfen. (Presse-Bild-Zentrale, K.)

Spanische Flüchtlinge von deutschen Matrosen gerettet

Die deutschen Zerstörer „Jaguar“ und „Wolf“ brachten in diesen Tagen eine große Anzahl von Flüchtlingen aus Spanien in den Hafen von St. Jean de Lux. Unser Bild zeigt, wie ein deutscher Matrose ein winziges Baby den Flüchtlingen ins Boot hinunterreicht. (Scherl Bilderdienst, K.)

Irene /

Erzählung von Karl Burkert

Ein schmutziges Dorf in Russisch-Polen. Eine ganz goldene Kirche ist darinnen, die eigentlich gar nicht hierher paßt. Heiß wurde um das Dorf gestritten, doch schließlich haben es die Märker genommen. Jetzt weht die Flagge des Roten Kreuzes vom Kirchdach.

Hui ist in der Kirche aufgeschüttet und reines Stroh. Wenn man's nicht wüßte, wo man ist, könnte man vielleicht an den Stall von Bethlehem denken. Das Kirchgestühl liegt draußen auf einem Anger. Weißes Linnen ist über das gelbe Stroh gespreitet. Aber nicht immer ist es noch ganz weiß. Da und dort ist ein großer Blutfleck zu sehen, oder die trübe Spur von einem Schmierstiefel. Verwundete Soldaten liegen da, zwei lange Reihen. Wimmern und Stöhnen hört man, und bisweilen hört man ein Fehlen von einem Gebet. Hier lächelt einer im Halbschlummer. Dort sinken einem die Augen traurig zu. Und nach einer Weile liegt er da, feierlich und groß, wie ein gefallener König, und sein Antlitz gehört schon der Ewigkeit an.

Altäre gibt es in dieser Kirche mit schlanken, goldenen Leuchtern und verräucherten Heiligenbildern. Sanfte Madonnen lehnen in den blauen Nischen, und sie haben Wüstensträuße, bald frische, bald welke, bei den Füßen liegen.

Zuweilen nachts blinzelt durch das zerschossene Gewölb des Chors ein Stern herein, ein ganz ferner, reiner Himmelsstern, und senkt in die Soldatenherzen seinen süßen Trost.

Ein deutscher Arzt tut seine schwere Pflicht in der Russenkirche. Tag und Nacht sticht er wider den Tod. Glieder sägt er, verbindet Wunden. All das junge, brausende Leben möchte er retten. Die Schmerzen sucht er zu lindern, so gut es gehen will. Den Sterbenden blickt er prüfend ins Gesicht, und zu den Wachen spricht er mitunter ein munteres, scherzendes Wort.

Ein deutscher Pfarrer mit einem schönen, greisen Einsiedelbart geht zwischen den Lagern der Soldaten umher. Weilt hier, weilt dort. Beugt sich hin zu einem flüsternden Mund. Oder kniet gar und kritzelt einen Brief auf einen Block. Einen Brief, der ihm mit matten Lippen hingehaucht wird.

Manchmal, wenn vorne die Kirchpforte sich öffnet, rühren ein paar alte Wallfahrtsfahnen, traumhaft bewegt, ihre seidenen Quasten.

Doch was wäre das alles ohne Irene?

Irene ist ein junges Mädchen von der preußischen Grenze und ist zur freiwilligen Krankenpflege hierher gekommen. Sie hat wunderschöne gerstengelbe Haare. Sie hat einen kleinen süßtraurigen Mund. Ihr Herz ist ein stilles, gramvolles Kämmerlein, aber eine Menschenliebe funkelt darinnen wie lauteres Gold. Die Soldaten sehen zu ihr empor wie zu einer Heiligen.

Am Irenes Schäfte duftet immer ein Frühling mit blauen Veilchensträußen und gelben Primeln. Ein unsichtbarer, heimlicher Frühling. Ein Freiheling, den man nur ahnen kann. Ihre Schritte sind leise wie Vogelschritte. Man glaubt kaum, daß ihre Füße den Boden berühren. Sie scheint nur zu schweben.

Fort und fort hat Irene zu tun. Sie rückt Kissen, trägt Speisen herbei, scheucht die Fliegen, mißt Temperaturen, ordnet Verbände und verrichtet noch hundert andere Dinge. Auch Briefe muß sie bisweilen schreiben. An die Mütter der Soldaten. Briefe mit Küssen darinnen. Mit so vielen heißen Küssen, als man dem alten Pfarrer denn doch nicht auftragen möchte. Daneben läuft sie noch hinaus zu den aranienzerwühlten Dorfgärten und holt sorbeere, lachende Blumensträuße herein. Für die Soldaten und für die Heiligen.

Irene hier, dort und überall.

Irene bei Tag und Nacht.

Wann schläft Irene?

Einmal zu später Nachtstunde fragt sie wieder der Arzt: „Irene, wie wär's? Wollen Sie jetzt nicht schlafen gehn?"

Lächelnd bewegt sie den schönen Kopf. „Nein", soll das heißen, „ich bin gar nicht müde."

Nun, das ist wohl nicht wahr. Man sieht es ihr an, wie sehr sie erschöpft ist. Ihr Gesicht ist blaß wie der Mondschein, der durch die hohen Fenster der Kirche geistert.

Und ein Leutnant von der Peterburger Garde liegt da, und er hat es gehört, was der Arzt soeben gesagt hat. Er hat einen schlimmen Schuß weg und ungeheure Schmerzen toben in ihm. Aber er schämt sich, zu wimmern; knirscht nur leise mit den Zähnen. Der sah schon eine ziemliche Weile nach dem müden Mädchen hin. Und jetzt winkt er stumm dem Arzt.

Der Arzt tritt zu ihm, fragt ihn nach seinem Begehr.

Der Offizier rückt ein klein wenig den Kopf, müht sich um ein paar leise Worte. „Das Mädchen", sagt er. „Das arme Mädchen — es ist für heute genug!"

Da zupft der Doktor das Mädchen am weißen Mantel. „Sie haben es gehört, Irene? Ich muß dem Herrn Leutnant Recht geben. — Gute Nacht denn!"

Da schreitet sie noch einmal durch die Reihen der Verwundeten, lächelt hierhin und dorthin, grüßt mit ihren weichen Blicken alle, die noch wach sind, legt im Herzen die Schlafenden, und dann entschwindet sie wie ein Hauchbild durch den Spalt der Kirchenpforte.

In einer kümmerlichen Lehmhütte, nicht weit von der Kirche, schläft Irene in einer kahlen Kammer. Die Sterne mit ihrem Frieden wandeln in während der Nacht über die Hütte, aber Irene hat mitunter doch schreckliche Träume. Von Dirnen träumt sie, die zum Nachthimmel flackern. Von heimatenen Kosaken, die den Hausrat zerschlagen. Von einer Frau im Schulbrunnen, die die Zöpfe ihrer Mutter trägt. Von ihrem Vater, der mit verglasten Augen auf dem Blutbefleckten Tepich in der kleinen Lehrerstube liegt. Und der Ringfinger fehlt ihm. Der Ringfinger — oh! Angstvoll stöhnt Irene im Traum.

Wenn des Morgens die Sperlinge in den Kirchlinden zu schilpen beginnen, ist Irene schon wieder munter. Dann tätig wie alle Tage. Heute hilft sie drei Tote begraben. Sie legt ihnen frische Blumen auf den Hügel. Alle Tage geht es mit einem oder mehreren zu Ende. Der Doktor weiß es ungefähr, wer jeweils mit dem Sterben an der Reihe ist. Irene weiß es so ziemlich auch. Kummervoll tritt sie heute an das Lager von Aljoscha.

Aljoscha ist ein Kosak. Seit gestern Abend liegt er so da, nur noch bei halbem Bewußtsein; ißt nicht, trinkt nicht, spricht nicht, starrt nur fortwährend empor zu den Wölbungen des Kirchenschiffes. Das jüngste Gericht ist dort oben dargestellt, eine grelle Malerei. Schon ein paar mal schien es Irene, als ob der Kosak nach ihr hingesehen hätte; aber wenn sie dann zu ihm trat, blickte er sie wie besinnungslos an und auf keine Frage erhielt sie eine Antwort.

Seit fünf Tagen nun liegt der Kosak auf Leben und Tod, und noch immer will er sich nicht fügen. Freilich, solch ein Riese — bis der endlich klein beigibt!

Jetzt kehnt Irene schon eine ganze Weile an einer Steinsäule und fort und fort schaut sie zu ihm hinüber. Schwere Gedanken bewegt sie dabei in ihrem Herzen. Ihr ist, als ob all ihr Menschenvertrauen in diesen Gedanken versinken müßte. Aber noch wehrt sie sich dagegen. „Nein", sagte sie sich, „es ist nicht möglich! Nein, Aljoscha hat das nicht! — Er hat so gute Augen. Fast Augen wie ein Kind!"

Aber zäselhaft bleibt er ihr dennoch. Er ist der einzige unter all ihren Pfleglingen, über den sie sich nicht ins Reine kommen konnte. Hartnäckig hält er sein Inneres gegen sie verschlossen. Er weiß, daß sie die Sprache seines Landes beherrscht, aber noch keinmal hat er verlangt, daß sie einen Brief für ihn schreibt. Warum das wohl? Hat er nicht einen Trauring an der Hand und sollte man da ni ht denken —?

Auf dem Stroh, links neben dem Kosaken, liegt der Gardeleutnant. Nur ein Schemel dazwischen, darauf eine kleine Madonna in Porzellan. Mit dem Kosaken hat der Offizier bis da noch kein einziges Wort gesprochen. Diese Kosaken hat er schon immer verachtet, und nun, da er um Irenes traurige Geschichte weiß — er weiß sie vom Pfarrer — haßt er sie. Er schämt sich für sie. Oh, wie tief er sich schämt! Er war so stolz darauf, daß ihm die Deutschen seinen guten Degen, der da neben seinem Lager an der Wand lehnt, ehrenhalber belassen hatten; aber seit der Pfarrer mit ihm gesprochen hat, glaubt er, er müßte sich niemals wieder an seinem Degen freuen können.

Gegen Abend wird Aljoscha unruhig. Der Arzt weiß, es ist das Letzte. Irene weicht nicht mehr von des Sterbenden Seite. Beständig haften seine großen, jetzt angstvoll blickenden Augen droben am Deckengemälde, das schon halb von der Dämmerung verschluckt ist. Dicke Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirne, rinnen ihm in die strauchigen Brauen.

Der Pfarrer spricht zu ihm. Aljoscha hört kaum danach hin. Seine Augen scheinen zu sagen: Laß das! — Aber an dem Trauring fingert er jetzt herum, ruht nicht, bis er ihn losbekommen hat, und dann schleudert er ihn als wäre er glühend, mit einer heftigen Bewegung von sich.

Irene bückt sich danach, hebt ihn einen Augenblick zwischen den schlanken Fingern, erkennt eine Schrift auf seiner Innenfläche, und dann sinkt sie plötzlich mit einem leisen Schrei zu Boden.

Der Leutnant, der die ganze Szene stumm, doch sehr aufmerksam verfolgt hatte, blitzrasch die Zusammenhänge erfassend, hebt sich jetzt mit einem Ruck aus den Kissen, reißt den Degen samt der Scheide an sich, holt aus und will den Kosaken ins Gesicht schlagen.

Der Hieb geht zu kurz. Nur die kleine Madonna trifft er, schlägt sie klirrend in Stücke.

Und jetzt entsinkt der Degen dem Arm. Kraftlos, mit einem Aechzer, fällt der Offizier in die Kissen zurück. Noch einmal schlägt er schmerzvoll die Augen auf. Dann ist es mit ihm Schluß.

Am andern Morgen gibt es zwei frische Russengräber. —

Blumen, die der Herbst dir schenkt

Wie Peter sich an Jochen rächte

Erzählung von Hans Bethge

An der Memel, nicht allzuweit von Tilsit entfernt, gibt es eine besonders malerische Waldgegend. Hier stößt man unmittelbar auf Fluß und eine Unzahl alter, einfacher, meist mit Stroh gedeckter Häuser, einem alten Holzfällergeschlecht gehörig, das in dem benachbarten riesenhaften Walde sein Handwerk treibt.

Die wolligen Ufer der Memel sind dort von großem Reiz, und zu Beginn des Sommers kommt regelmäßig eine Schar Maler herbei, um die schönen Motive dieser Gegend für sich fruchtbar zu machen.

Selbst im Winter kommen zuweilen Fremde, um sich an dem eigenartigen Reiz der Gegend zu erfreuen. Sie vermehren durch ihre Gegenwart die Einnahmen der Holzfällerfamilien, so daß es z. B. dem alten Gerlau, einem der geachtetsten Männer der ganzen Gegend, gestattet war, völlig ohne Sorgen zu leben.

Gerlau war stolz auf seine Ahnen, die den Wald niemals verlassen, sondern sich immer durch die gleiche Arbeit, am gleichen Platz redlich ernährt hatten. Der Alte war Witwer, sein Weib hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, ein Mädchen namens Katrin, das jetzt fünfzehn Jahre zählte, und einen siebenjährigen Knaben Peter. Dieser war ein schweigsames Kind und zeigte schon in seinen jungen Jahren eine ganz überraschende Willensstärke.

Die Mutter hatte auf ihrem Sterbebette — das war jetzt zwei Jahre her — die Hand ihrer Aeltesten ergriffen und zu ihr gesagt:

„Höre, Katrin! Dein Vater ist alt und dein Bruder hat einen harten Kopf. Ich vertraue sie dir beide an, denn Gott will, daß ich euch verlasse. Wache besonders über den Kleinen. Suche ihm die Mutter zu ersetzen. Du hast viel Macht über ihn, ich habe es längst bemerkt."

Und Katrin hatte weinend erwidert: „Ja, Mutter, ich will über ihn wachen."

Am folgenden Tage war die große Schwester zu einem Mütterchen geworden. Sie war es, die darauf hielt, daß das Haus immer sauber war, die dem Vater abends die Suppe bereitete und die Sachen in guter Ordnung hielt. Sie war immer beschäftigt und sparsam und verlor nie den Mut. Fast den ganzen Tag über war sie allein; der Alte begab sich schon bei Tagesanbruch zur Arbeit in den Wald. Eine Stunde später weckte sie dann Peter, um ihn in die nächste Gemeindeschule zu bringen. Diese lag etwa zwei Kilometer entfernt. Die beiden gingen, um den Weg abzukürzen, quer durch die Felder, die bald vom Wagen, bald vom Schnee aufgeweicht waren. Vor der Heimkehr kaufte Katrin beim Dorfbäcker das nötige Brot und manche andere kleine Vorräte, je nachdem es ihre Börse gestattete. Dann wendete sie sich fröhlich wieder dem väterlichen Hause zu, um ihren mannigfachen Pflichten nachzukommen. Im Sommer saß sie auf der Schwelle in der Haustür und sah die Memel unter den hellen Wettern einer Gruppe von Weiden dahinfließen. Gegen abend kam Peter allein von der Schule zurück. Oft verspätete er sich, während Katrin mit Unruhe wartete.

Eines Tages kam er wieder später als gewöhnlich. Sie war ihm, eingedenk der Worte ihrer verblichenen Mutter „Wache über den Kleinen!", ein Stück entgegengegangen. Was würde der Vater dazu sagen, wenn er Peter am Abend noch nicht zu Hause fände! Sie formte beide Hände wie ein Horn vor dem Mund und rief in den Wald hinein: „Peter! Oho! Peter!"

Er kam schlichtweg einen schmalen Pfad daher. „Was ist dir, Peter? Warum kommst du so spät? Bist du in der Schule bestraft worden?"

Peter weinte unablässig, die Fäuste vor den Augen.

„Du willst es mir nicht sagen? Sieh, deine kleine Mutter würde so glücklich sein, wenn sie dich trösten könnte!"

Peter stieß mit dem Fuße auf die Erde.

„Ich will nicht getröstet sein; ich will es vergessen, was mir dieser Feigling getan hat!"

„Wer ist denn der Feigling? Was hat man dir denn getan?"

„Der Jochen ist es! Er hat mich mit der Faust geschlagen, um mir meine Bälle zu nehmen!"

„Laß doch sehen, ob er dir weh getan hat!"

Sie spritzte die Fäuste des Kleinen, die er geschlossen vor die Augen hielt, auseinander und sah, daß das linke Auge geschwollen und blutig war. Sie bekam einen großen Schreck, zog das Kind ins Haus und wusch das Auge mit frischem Wasser.

„O, ich schwöre, daß ich mich rächen werde, Katrin! Ich schwöre es!" bekeuerte Peter eifrig, einen Klang des tiefen Hasses in der Stimme.

Da ging ein Lächeln über Katrins Gesicht, und indem sie den Kopf des Kindes an ihre Brust zog, antwortete sie:

„Sei doch vernünftig, Peter. Jochen ist doch dein Spielkamerad. Er hat unrecht getan, gewiß, aber er hat sicher nicht gedacht, daß es so schlimm werden könnte."

„Er ist ein Feigling, ein Schuft!"

„Aber, Peter!"

„Und ich werde mich rächen! Wahrhaftig, ich werde mich rächen!"

„Aber man soll sich nicht rächen!"

„Oho!"

„Du würdest unserer toten Mutter Kummer bereiten!"

Peter rückte das Kinn starrköpfig etwas nach vorn und murmelte zwischen den Zähnen, so daß Katrin nicht hören konnte:

„Mir werden sie sehen!"

Katrin war die einzige, die es vermochte, dieses kleine, wilde Herz zu besänftigen. Aber sie begriff, daß sie diesmal keine Macht über ihn haben würde. Sie kannte diesen eigensinnigen, entschlossenen Charakter zu gut. Täglich zitterte sie, daß Peter dem Jochen das Böse, das dieser ihm zugefügt hatte, allzu reichlich vergelten würde. Der Kleine wurde immer schweigsamer. Er trug seinen Haß in sich, wie ihn sonst nur Männer empfinden.

Katrin wußte, daß Jochen am Mittwoch, wo keine Schule gehalten wurde, herbeikommen pflegte, um mit Peter am Ufer der Memel zu spielen. Sie erwartete diesen Tag mit Ungeduld, um zu sehen, ob ihr Bruder vergessen haben würde. Aber Peter verbarg sich den ganzen Tag im Gehölz. Und der andere ließ sich nicht sehen.

Ein Monat verstrich, ohne daß die beiden Kinder sich wiedergesehen hätten. Katrin fing schon an, nicht mehr an den Streit der Jungen zu denken. Doch verbrachte sie abends nie, Peter freundlich zuzureden und ihm Liebe zu predigen. Denn im geheimen fürchtete sie noch immer seinen zur Rache geneigten Charakter.

Die Memel ist am Ufer seicht von Weiden, teils von Birken und Buchen bestanden. Unter den letzteren heben sich zur Sommerzeit große, schwarze Schattenflecken auf dem Wasser ab, so daß es aussieht, als ob der Grund dort tiefer sei. An diesen Stellen pflegte Katrin während der heißen Hundstage Wasser zu schöpfen, weil sie meinte, es wäre dort frischer.

Peter brachte während der Ferien seine Zeit mit Fischen zu, mittels eines kleines Netzes, einer Gerätschaft, die er sich selbst angefertigt hatte. Den ganzen Tag trieb er sich an den Ufern herum, bald hier, bald dort, immer mit ganzer Seele bei der Sache.

Eines Abends nun, vor dem Essen, es war gegen 7 Uhr, schritt Katrin zur Memel, um unter einer der Buchen frisches Wasser zu schöpfen.

Sie kniete nieder und füllte mit ausgestreckten Armen einen Steinkrug.

Da, plötzlich, zehn Schritte von ihr entfernt, unter dem Laubdach einer Weide, das Auftauchen eines Körpers, der ins Wasser fiel. Darauf ein erschütternder Schrei.

Katrin neigte sich nach vorn und sah ein Kind, das der Strom mit sich fortriß. Es strauchte die Arme, tauchte hinab und kam wieder zum Vorschein.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" rief das Mädchen.

Hinter ihr wurden Schritte vernehmbar. Peter eilte herbei.

„Was ist denn?" fragte er.

„Ach," rief sie ganz bleich, „ich glaube, du selbst es, der dort ins Wasser fiel. Der Strom hat ihn ergriffen, er ist verloren!"

Peter legte die Hände wie ein Schirmdach über die Augen und prüfte die Oberfläche des Wassers.

„Das — das ist ja Jochen! Jochen ertrinkt!"

„O, seine arme Mutter!" schluchzte Katrin und lief besinnungslos am Ufer auf und ab.

Plötzlich wendete sie sich um. Sie hatte einen zweiten Sturz ins Wasser vernommen.

„Peter!" rief sie, „Peter, mein Bruder!"

Aber Peter schwamm, ohne zu antworten, mit großen Stößen auf den anderen zu. Er war ein vortrefflicher Schwimmer. Er erreichte seines Kameraden und — puff — puff! — versetzte es ihm zwei energische Stöße.

„So!" knirschte er dabei, „das war, um unsere Rechnung zu begleichen — und auch, weil du dich nicht an mich klammern sollst!"

Dann zog er mit geschickten Griffen den ermatteten Körper gegen das Ufer, wo Katrin in hellem Aufruhr noch immer um Hilfe rief.

Peter erreichte das Land, heuchend und völlig erschöpft. Jochen schlug die Augen auf und begann sich zu erholen. Als er sah, daß sich andern, der mit triumphierender Stimme rief:

„Ich habe gesiegt, mich zu rächen — heute habe ich es getan!"

Katrin nahm den Bruder in die Arme, preßte ihn heftig an sich, mit mütterlicher Leidenschaft, und sagte unter Tränen:

„Peter, wo ein ich stets auf dich!"

Der Brief mit den 200 Dollars

Von Heinrich Lang

6

Walter erwidert nichts. Er sah, wie in diesem Augenblick auch Willard, der lange Käpin, die Kneipe betrat und gleich von Torrens empfangen wurde. Sie sprachen schnell und leise miteinander, die zwei, und Walter wurde den Gedanken nicht los, daß sie von ihm sprächen; wenigstens flitzten Willards Augen gleich nach Torrens' ersten Worten rasch über des Maschinisten Gesicht hin und wandten sich dann scheinbar gleichgültig — betont gleichgültig — wieder zur Seite.

Larry Lewis aber legte eine Hand freundschaftlich an Walters Nackenschlag.

„Woher kommst du?" wollte er mit einem höflichen Grinsen wissen.

Walter Steinhoff hatte das unklare Gefühl, als müsse er von dem grinsenden Ausfrager wegrücken. „Ich war in Chikago in Stellung!" erwiderte er langsam. „Später dann im Westen. Als ich erweislos wurde, kam ich hierher zu Käpin Willard."

Da neigte Larry Lewis den hageren Kopf noch dichter zu Walter hin. „Und" — zischte er — „was hast du ausgefressen, he?"

Er lachte bei der Frage, der narbige Geselle. Es sah aus, als wolle er den jungen Deutschen zu größter Offenherzigkeit ermutigen.

In Walter aber war jetzt nichts als nackter Widerwillen.

„Ausgefressen? Gar nichts habe ich ausgefressen! Wenn es dessen bei dir gewissermaßen als Legitimation bedarf, bedaure ich, nicht zu dienen zu können!"

„Mag sein!" nickte jetzt Larry Lewis. „Wir wollen es ausprobieren! Oh wir ihn gleich mitnehmen? Lytton Ward ist um neun Uhr für uns zu sprechen!"

„Alle gehen wir hin! Wäre noch schöner!" brummte der lange Käpin. Und er blinzelte Katja zu, dem „German" noch einmal einzuschenken. — —

Es ging alles ganz zwanglos. Beinahe wie zufällig.

Ein Auto kam vorgefahren vor Katjas Kneipentüre. Man stieg mit Lachen und Witzemachen ein.

Larry Lewis saß vorne bei dem Chauffeur, weil er den Weg angeben mußte. Und Walter Steinhoff, vor Willard und Torrens auf einem der Mittelplätze wenig beamt sitzend, wußte nicht anderes, als daß man noch in ein anderes Lokal führe, sich auf die gleiche alberne, um nicht zu sagen trostlose Art zu „amüsieren", wie man es bisher bei der schönen Russin getan.

Aber alles kam ganz anders, als Walter es sich gedacht.

Man fuhr und fuhr. Man erreichte die Außenbezirke der Stadt. Irgendwo dunkelte das Meer herauf in seiner nächtlichen Unendlichkeit. An einem kleinen Hause, das mit zahlreichen, sich alle gleichenden Cottages in einer langen Zeile stand, hielt der Wagen.

„Was soll das?" begehrte Walter auf.

„Wir haben zusammen zu reden!" antwortete Torrens sofort. Und ein Muskatte war am Wagenschlag, der die Türe auftrift.

Immer wieder diese Drinks, dachte Walter böse, als er beim Aussteigen merkte, wie schwer ihm die Glieder waren.

Dann war man auf einer Treppe und in einem Zimmer.

Zwei Männer waren darin anwesend, von denen einer sich erhob, die Ankommenden zu begrüßen. Der andere blieb sitzen, wie ein Potentat, der eine Audienz gewährt.

Man sah bald im Kreise und Nacken Manen herum, der der Reihe nach Willard, Torrens und zuletzt Walter mit seinen schwarzen, unter dichten Brauen versteckten Augen musterte.

Walter war es nicht ganz wohl unter dem Blick dieser Augen. Er wußte nicht, wie es kam, daß er den forschenden Blicken des Unbekannten beinahe haferfüllt standhielt.

Wie ein Art von Kampfbereitschaft war das in ihm.

Aber die schweigende Musterung ging vorüber. Und es zeigte sich, daß der schwarzhaarige Lytton Ward auch ein anderes Gesicht aufstecken konnte. Ein heiteres, ein zuvorkommendes.

„Ich denke, wir verstehen uns bald!" sagte er im Kreise herum. „Aber eins muß ich vorausschicken. Ich verlange gange Arbeit — und unbedingtes Befolgen meiner Anordnungen! Nur so erreicht man was man erreichen will! — „Wir sind keine kleinen Kinder!" antwortete Willard unerkennend. „Wir wissen alle, worauf es ankommt!"

Und Lytton Ward schlug die langen Beine übereinander.

„Ich habe mir inzwischen alles angesehen," sagte er gelassen. „Es scheint mir ziemlich einfach. Dieser Tseng Ki ist völlig ohnungslos. Aber die Gelben sind wie ei Haufen Ameisen. Sie helfen einander. Sie haben eine geheime Kundschafterorganisation. Sie haben auch Beziehungen zu den Behörden. Man darf nicht einfach drauflostappen!"

Walter saß in seinem Stuhl zurückgelehnt und fühlte sich müde. Die Drinks der blonden Katja rumorten in seinem Hirn. Aber jetzt war es ihm plötzlich, als poche ihm etwas wedend gegen die Stirne. Er riß die Augen weit auf und starrte den Mann an, der da eben sprach.

Von was war die Rede? Was — zum Teufel — wolte dieser Schwarzäugige mit seinen Worten sagen?

Inzwischen ergriff Torrens das Wort. Er war wie immer die Vorsicht in Person. Er war feige, der Steuermann Torrens. „Es gäbe ja noch die Möglichkeit, mit Tseng Ki in aller Ruhe zu verhandeln. Wir haben ihn in der Hand. Er wäre vielleicht auch gutwillig bereit . . ."

„Nicht ausgeschlossen!" nickte Lytton Ward. Da aber stand Walter plötzlich auf.

„Ich für mein Teil", sagte er brüsk, „habe hier wohl nichts verloren! Ich habe es dem Käpin schon gesagt, daß ich bei Tseng Ki meine Kündigung geben werde. Habe nicht Lust, länger als Zielscheibe für Maschinengewehre zu dienen und mich hinterher obendrein noch Sing-Sing zu setzen. Was ihr mit Tseng Ki auszumachen habt, macht bitte allein!"

Es war einige Sekunden still im Zimmer. Der Käpin und Torrens wechselten einen kurzen Blick. Und Lytton Ward sah verwundert auf Larry Lewis. Aber ist der Mann? fragten befehlend seine Augen. Ich kenne ihn nicht. Ist er keiner von uns?

Larry Lewis zuckte mit den Schultern. Er sah seinerseits zu Willard hin, und seine Blicke waren nichts als Vorwürfe.

Aber jetzt stand auch der lange Willard auf. Er ging auf Walter und drückte ihn mit einem besänftigenden Lachen auf seinen Stuhl zurück. „Sei kein Narr, alter Dutchman! Auch du hast von Tseng Ki noch zu fordern. Bleib nur! Wir sind hier sozusagen eine Gläubigerversammlung, hahaha! Du hast Sitz und Stimme darin."

Walter gehorchte und setzte sich wieder.

Aber es war merkwürdig. Irgendetwas hatte sich plötzlich geändert. Der Mann mit den dunklen Augen unter den dichten Brauen war irgendwie ein anderer geworden. Er war mit einem Male nicht mehr der Wortführer. Er saß mit übergeschlagenen Beinen und warf nur noch kurze Brocken in die Debatte.

Auch sein Freund, ein gewisser Edward Hombruck, war schweigsam, und Larry Lewis blickte geradezu feindselig.

Der lange Käpin Willard sprach beinahe allein. Er war wortreich in bösen Ausfällen gegen den „Halsabschneider und Seelenverkäufer" Tseng Ki. Er sprach davon, daß der „gelbe Schuft" Millionär sein müsse. und daß ihm die Hälfte dieser Million wegzunehmen sei, weil er sie von armen Teufeln erpreßt und ergaunert habe.

Walter saß in dumpfem Schweigen.

Alles in ihm war Abwehr und Ekel. Mochte dieser Chinese ein so großer Schuft sein „wie er wollte, — es war kein Grund, sich unter diese Sorte seiner Widersacher zu mischen.

Aasgeier, dachte er und verfluchte seinen Leichtsinn, daß er mit hierhergefahren war. Es galt jetzt vorsichtig zu sein. Diese Kerle da, — wer konnte wissen, zu was allem sie fähig wären? Unliebsam genug schon mochte er aufgefallen sein. Und Walter sah mit Unbehagen, wie des geheimnisvollen Mister Lytton Ward versteckte Augen immer wieder prüfend sein Gesicht streiften.

Du bist in Gefahr, Walter Steinhoff! schien eine Stimme in Walters Brust zu raunen.

Es kam jetzt Whisky auf den Tisch. Ein paar Flaschen gleich auf einmal und eine Batterie von Gläsern. Ein Mulatte brachte alles auf einem Tablett. Dabei sah er auf Lytton Ward und sagte kurz: „All right!" Als ob er eine militärische Meldung mache.

Immer unbehaglicher wurde es Walter Steinhoff.

Gauner und Gangsters sind sie alle, wußte er jetzt. Ich hätte es mir gleich denken können.

Man trank. Auch Walter Steinhoff trank.

Ich muß mich verstellen! dachte er und zerquälte sich den Kopf, wie er das am besten tun könne. Schließlich hieb er ganz unvermittelt mit der Faust auf den runden Tisch, dessen Platte er vor sich hatte. Alle Gläser tanzten.

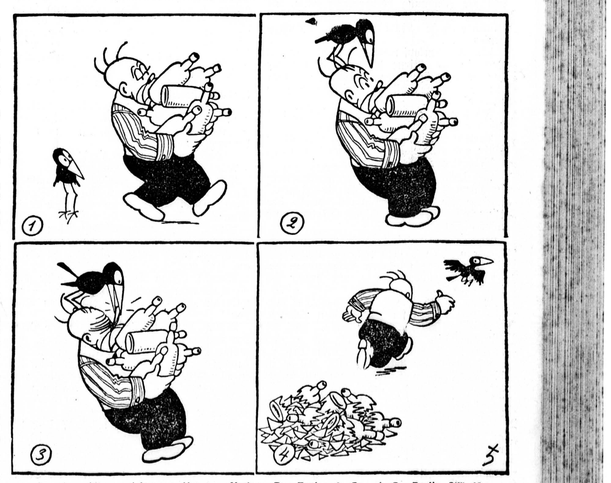
„Ich habe es satt!" schrie er dazu, und es fiel ihm nicht einmal schwer, diesen Zornesanfall zu schauspielern. „Ich habe es satt mit dem Golben!"

Alle lachten. Sogar Lytton Ward lächelte.

„Wirst du endlich gescheit?" rief der Käpin heiser und es klang wie ein Lob aus seinen Worten.

Aber es war merkwürdig. Irgendetwas hatte sich plötzlich geändert. Der Mann mit den dunklen Augen unter den dichten Brauen war irgendwie ein anderer geworden. Er war mit einem Male nicht mehr der Wortführer. Er saß mit übergeschlagenen Beinen und warf nur noch kurze Brocken in die Debatte.

Auch sein Freund, ein gewisser Edward



Aus dem Album: Adamson, Humor. Verlag: Dr. Eysler & Co., A.-G., Berlin SW 68.

Lytton brummte etwas. Dann griff man wieder zu den Gläsern.

Und dann schien Lytton Ward plötzlich wieder eine andere Maske vor dem Gesicht zu haben.

„Kameraden!" rief er mit einer hellen Kommandostimme ins Zimmer. „Ich glaube, daß wir uns einig sind. Aber lassen wir für heute die Geschäfte! Wir sind so lustig beisammen! Trinken wir! Und morgen das Weitere!"

Alle lachten. Es war ein rauher Lärm im Zimmer. Und niemand außer Edward Hombruck hörte, wie Larry Lewis grinsend in Lyttons Ohr zischte: „So ist's recht! Im Trinken werden wir ihn bald kennengelernt haben!"

Willard goß den Whisky wie Wasser hinab. Aber er kam bei jedem Schluck immer wieder auf den Chinesen zu sprechen. „Soll sich Leute suchen, wie wir sie sind! Beim Henker! Wäre ja noch schöner!"

Und Torrens sekundierte: „Dieser kleinen gelben Spinne, seiner Tochter, sollte man die Haut abziehen! Die möchte sich am liebsten draußensehen auf den Mammon ihres Erzeugers!"

Man kam auf diese Weise doch stets wieder auf das Gesprächsthema zurück.

Immer von neuem schien der gelbe Schlaukopf Tseng Kis in der hitziger werdenden Runde aufzutauchen.

Grinste nicht im Glanz der Gläser sein pfiffiger Mund? Waren es nicht die tantenen Augen Chang Ho Wens, die aus den Schatten der Zimmerecken auf Walter herſahen?

Es war heiß in dem Zimmer.

Walter meinte, das Herüber und Hinüber der Debatte wie einschläferndes Plätschern von Wellen über seinen Kopf hin und her geben zu fühlen. Kopf und Glieder waren ihm bleiern. Er sah auf Lytton Ward. Er wußte nicht, wie es kam, daß er sich gerade mit diesem so besonders beschäftigen mußte. Irgend etwas war an dem Manne, das beinahe imponierte. Das Zielbewußte, Stolze, Befehlsgewohnte, — die Kraft der ganzen Erscheinung.

Es gab solche Gescheiterte, um die es schade war . . .

Und Walters Augen hingen weiter an Lytton Wards wildem Gesicht, verfolgten jede der eigenwilligen Bewegungen des fremden Mannes.

Da — sah er mit einem Male folgendes: Lytton Ward griff in die Brusttasche. Ein ledernes Portefeuille kam zum Vorschein, aus dem Ward ein Blatt Papier nahm, — ein Blatt Papier, das offenbar eine Zeichnung und etliche Notizen enthielt. Es gab eine eifrige Debatte über diese Zeichnung und diese Notizen. Käpten Willard besonders ereiferte sich stark. „Er hat noch eine zweite Wohnung!" hörte Walter ihn rufen. „Nicht weit vom Golden Gate Park!"

Aber Walter nahm diese Worte gar nicht mehr in sich auf. Er saß mit gläsernen Augen und meinte, sich langsam erstarren zu fühlen.

Denn vor ihm auf dem Tisch, keine drei Armlängen von seinen Augen entfernt, lag die offene Brieftasche dieses Mister Ward. Sie war vollgestopft mit allen möglichen Dingen. Briefe, Geldscheine, der Kontoauszug einer Bank, Photographien, Postkarten lagen in buntem Durcheinander aufgeschichtet. Herausgeglitten aber aus dem Wust dieses Stapels, herausgefallen wohl, während der Besitzer der Tasche das Blatt mit der Zeichnung hervorgeholt hatte, lag ein einzelnes Bild, — eine Photographie, das postkartengroße Lichtbild eines Mädchenkopfes . . .

Ein Mädchenkopf war es, dem eine lustige Locke in die Stirne hing, während unter den stolzen Bögen der Brauen die großen Augen seltsam ernst und wissend, beinahe traurig blickten.

Ich träume, dachte Walter Steinhoff, und saß wie versteint in seinem Stuhl.

Verhext bin ich, — verhext ist diese ganze Bude und all die Kerls um mich herum . . .

Verhext auch — dieses Bild . . .!

„Er schläft wie ein richtiger Fuchs immer in einem Bau mit mehreren Ausgängen!" schrillte die Stimme Willards durch das Zimmer. „Bei dem gelben Gauner muß man an alles denken!"

Walter hörte nichts mehr. Er stützte sich schwer auf die Lehnen seines Stuhles, hob sich mit ganz langsamen Bewegungen ein wenig von seinem Sitz — und beugte sich über den Tisch.

Niemand sah, wie sich die Augen des jungen Deutschen in Narrem Schauen weiteten.

Niemand sah die kalkige Blässe, von der sein Gesicht überronnen war, als er sich wieder auf seinen Platz zurückſinken ließ.

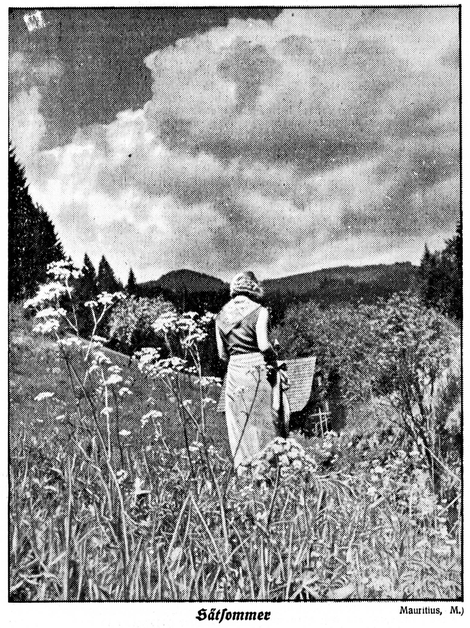
Es war Gerda Paulinis Bild, das da in diesem Klub von Gangsters auf dem Tische lag. Es war Gerdas Bild, das dieser fremde Mensch in der Brieftasche mit sich herumtrug.

Das Bild Gerdas, die sich von ihm weggewandt. — Die ihn vergessen, sobald sie von seiner Notlage erfahren . . .

Um Walter Steinhoff machte die ganze Umgebung seltsame Kreise. Ich fiebere, dachte er. Ich phantasiere . . .

Aber er fieberte nicht und er phantasierte nicht. Noch immer, greifbar, hell im Lichte, lag dieses Bild da auf der Tischplatte. — Wie ist das nur möglich? schrie es in Walter auf. Er meinte, sich bäumen zu müssen unter der Wucht der auf ihn einstürmenden Gedanken. Alles zuckte in ihm, aufzuspringen, diesen Unbekannten da an der Brust zu packen und loszuschreien wie ein wildes Tier: „Woher dieses Bild? Wie kommst du dazu? Woher — kennst du dieses Mädchen?"

Aber trotz des Alkohols, der sein Hirn umnebelte, trotz der Ueberraschung, die er erlebt und die ihn fast vom Stuhle geworfen, behielt Walter Steinhoff ein Restchen Geistesgegenwart. Seine Finger um die Lehnen



Sätsommer Mauritius, M.)

des Stuhles krampfend, zwang er sich gewaltsam zur Ruhe. Es kostete ihn beinahe körperliche Schmerzen. Er mußte die Zähne zusammenbeißen, daß sie knirschten. Aber es gelang ihm.

Die Augen vorsichtig in die Runde schickend, stellte er fest, daß niemand auf seine Erregung geachtet. Alle waren in eifriges Debattieren verwickelt über die häuslichen Verhältnisse und die Gewohnheiten des gelben Tseng Ki. Man sprach und schrie durcheinander. Man ereiferte sich, bis es schließlich Lytton Ward war, der, eine neue Zigarette anzündend, lächelnd zur Ruhe mahnte und sich in seinen Sessel zurückfallen ließ.

Eine kleine Ebbe trat ein in dem Lärm der Meinungen.

In dieser Pause aber sprach Walter Steinhoff, — und es gelang ihm katzenhaft, seine Stimme fast ganz gleichgültig und ruhig hervorzubringen:

„Schönes Mädchen, das hier!"

Alle wurden aufmerksam.

Lytton Ward schrak ein wenig zusammen. Dann lächelte er, nahm seine Brieftasche, schob alles wieder hinein und steckte die Tasche dann ein.

Man lächelte um den Tisch. Und der Mann neben Lytton Ward, der Mister Edward Hombruck, fügte scherzend hinzu: „Die Braut aus Chikago!"

Worauf Lytton Ward wieder lachte und — ein wenig Ungeduld im Gesicht — erwiderte: „Reden wir von wichtigeren Dingen!"

Walter Steinhoff aber meinte, seine Brust von kaltem Eisen durchstoßen zu fühlen. Er wußte nichts davon, wie er in diesen Sekunden aussah. Er hätte sonst sicherlich befürchtet, daß sein zerrissenes, zerquältes, entfesseltes Gesicht allen auffallen, allen seine Gefühle verraten müsse.

Aber niemand achtete auf ihn.

Wie — ist — das — möglich? stach die Frage in seinem Hirn. — Wie — ist — das — möglich? hallte es dröhnend in seiner Brust nach. Walter Steinhoff stützte den Kopf in beide Hände. Er meinte, die Schläfen müßten ihm springen.

„Wir müssen uns jetzt noch über den Zeitpunkt einigen!" hörte er Lytton Wards Stimme sagen.

Da erschrak er wieder. War es schon so weit? Hatten sich diese Kerle schon verständigt? Und er — hatte nicht einmal hingehört, was da gesprochen worden war!

Fort jetzt! Nichts mehr davon! Sich nicht zum Mitläufer machen lassen bei diesen dunklen Sachen. Machte sich diese Bande da untereinander bekriegen, solange sie wollte! Gelb gegen Weiß! Weiß gegen Gelb! Gauner waren beide Parteien! Fort also!

Aber Walter Steinhoff ging nicht. Etwas war da, was ihn hielt. Was ihn wie mit Eisenklammern festhielt. Ich — muß es wissen! quälte er sich. Ich muß alles wissen! Das Geheimnis, wie dieses Bild in dieses Mannes Taschen kam, — das Unfaßbare, wie Gerda dieses Menschen „Braut" hatte werden können, — es durfte nicht länger Geheimnis, nicht länger unfaßbar bleiben! Klarheit mußte sein, Klarheit wollte er über alles haben, der von den Schmerzen wilder Eifersucht geschüttelte Walter Steinhoff. Und irgendwo in seiner Brust glimmte etwas wie ein schwacher Funke von leiser Hoffnung: Vielleicht — daß dieser Mensch da durch List und Trug in Gerdas Gunst gekommen? Daß das ahnungslose Mädchen erlogenen Vorspiegelungen ins Netz gegangen war? — Daß — man sie retten und warnen könnte? Zurückreißen von einem Abgrund?

„Schlafft du eigentlich, Dutchman?"

Das war des langen Willard seine Stimme.

Und Walter Steinhoff fuhr auf. „Ich schlafe nicht!" lächelte er verzerrt. „Aber ihr fragt mich ja doch nicht um meine Meinung!"

Gelächter.

„Ist auch nicht nötig!" sagte der Käpten.

„Es ist also abgemacht: Morgen nachmittag sind wir bei Tseng Ki. Wir drei! Wir werden ihm sagen, was wir verlangen! Vielleicht speit er dann gutwillig den Mammon! Wenn er klug ist! Andernfalls . . ."

Willard vollendete nicht.

Es wurde still im Zimmer. Jeder der Männer sah vor sich hin. Das dauerte einige Minuten. Dann stand Torrens, der Steuermann, auf und sagte, daß man nun wohl gehen könne.

Die „Sitzung" war beendet.

„Morgen also?" sagte Walter.

„Ja, daß du pünktlich da bist, Junge!"

Walter antwortete nicht. In ihm war alles stumm. Er wußte nicht, wie er aus der Stube und die Treppe hinab kam. Er fand sich auf der Straße wieder.

Es wartete auch schon wieder ein Auto vor der Tür. Man fuhr zurück, woher man gekommen. Willard, Torrens und Walter. Nur Larry Lewis war nicht mehr dabei. Während des Fahrens wurde kaum ein Wort gewechselt.

„Nochmals zu Katja!" befahl Willard am Ende gröhlend.

Aber Walter wollte von nichts mehr wissen. Er verabschiedete sich vor Katjas Kneipentüre. Spürte noch einmal Willards stählerne Rechte auf der Schulter. Hörte Torrens' mahnendes: „Morgen um drei, verstanden?" Und war dann allein auf der Straße, wie ein Betrunkener vor sich hin stapfend.

Ja, alles wirbelte um ihn. Alkohol, stürmende Gedanken, — und ein wilder, namenloser Schmerz irgendwo tief drinnen in der Brust.

Er ging und ging. Er wußte nicht, wohin. Er wußte nicht, in welcher Richtung. Er auerte den Jefferson Sqare. Irrte planlos weiter. Kam auf eine breite Avenue, schritt unter wogenden Bäumen, — hellerleuchtete Hochhäuser blickten von oben auf ihn herab, — Und plötzlich stand er still. Ganz automatisch. Ohne aufzublicken. Ein Auto wollte vorbei.

Nein, — es wollte nicht vorbei. Es schien zu stoppen. Schien halten zu wollen. Gerade vor Walters Nase.

„Damned!" knurrte der unwillig und wollte einen Bogen um den Wagen herum machen.

Da stutzte er. Er sah ein Gesicht am Wagenfenster. Er erschrak. Er starrte auf das Gesicht wie auf ein Gespenst. — Es war die Tochter Tseng Kis, die durch das Glas des Wagenfensters zu ihm herauslachte.

Jetzt öffnete sich die Türe. Die elegante junge Chinesin war allein in ihrem Auto. Sie steuerte selbst, wie es sich für eine mondäne junge Dame nicht anders gehörte.

„Mister Steinhoff?"

Es klang wieder wie leises Flötenspiel.

„So heiß?"

Erst jetzt fand Walter eine Antwort. „Ich gehe — nach Hause!" sagte er und mußte sich räuspern.

„Darf ich Sie heimfahren, Mister Steinhoff? Ich habe Zeit und es macht mir nichts aus!"

Auf Walter fiel es wie ein Stein. Alles kam ihm wieder quälend ins Bewußtsein, was er an bösem Willen in der Seele trug.

„Morgen um drei!" echote des Steuermanns Stimme in ihm.

„So oder so, — er wird das Geld speien, der gelbe Schuft!" schien Willards heisere Stimme zu gröhlen.

„Ich will Sie nicht bemühen, Miß Chang Ho Wen!" sagte Walter endlich und hätte beinahe gestottert.

Aber die Wagentüre blieb offen. „Bitte!" flötete die Stimme des jungen Chinesenfräuleins. Walter sah ihr Gesicht dicht vor sich. Es war ein wenig geschminkt; die Wangen zeigten ein zartes Rot, die Brauen waren etwas nachgezogen. Die Lippen aber leuchteten purpurn. Und samtschwarz dunkelten die Augen.

Walter Steinhoff widersprach nicht mehr. Er stieg ein. Er saß neben dem Mädchen, das den Wagen rasch wieder anfahren ließ. Der Duft von erlesenem Parfüm war um ihn. Er sah im bläulichen Licht einer kleinen Lampe, die am Armaturenbrett glimmte, die elegante Silhouette der Chinesin. Sie trug einen Abendmantel mit hellem Pelz. Darunter das traditionelle, mit enganliegendem Halskragen hochgeschlossene Seidenkleid ihrer Rassegenossinnen.

„Ich war tanzen!" sagte sie und lachte zu Walter hinüber. „Im Hause von Bekannten. Ich fuhr gerade eine Freundin heim. Jetzt kommen Sie dran!"

Der Wagen rollte. Man war am Meer. Lichtstreifen tanzten auf der dunklen Flut bis weit hinaus. Eine lange Straße zog sich schnurgerade dahin.

Walter saß wie ein Stock. Etwas würgte ihm an der Kehle. Die junge Chinesin aber schien nichts zu bemerken. Sie plauderte.

„Ich lebe eigentlich in zwei Welten!" sagte sie. „Nicht wahr? Tagsüber business — und was für business! Abends erst kommt man zu sich selbst. Zu Leuten, unter die man paßt!"

Walter nickte mechanisch mit dem Kopf. „Und was für business!" echote es verständnisvoll in seinem Hirn.

„Vielleicht — verstehen Sie mich gar nicht!" sprach die junge Asiatin weiter. „Werden mich nie verstehen!"

„Ich — werde allerdings vieles bei Ihnen nie verstehen können!" antwortete Walter jetzt.

„Ich dachte es mir!" Chang Ho Wens Wagen stand mit einem Male still. Ein weiter Blick über die langsam heranrollende, nächtliche Flut tat sich auf. Sanftes Rauschen der Brandung drang in den Wagen. „Ich möchte aber gerne haben, daß Sie mich richtig kennen!" sagte die junge Chinesin. Ihre Augen waren auf Walter gerichtet. Die Blicke, mit denen sie ihn ansah, schienen voll Trauer. „Sie sind — ein so ganz anderer Mensch als diese Leute, wie Vater sie braucht!"

Eine Stille folgte. Walter atmete schwer.

„Sie haben recht!" antwortete er dann. „Ich werde deshalb auch nicht länger unter diesen Leuten sein können. Ich werde die Dienste Ihres Vaters verlassen, Miß Chang Ho Wen!"

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Mütter in Volk und Familie

Dichterworte über Frauen - Puppenmütterchen - Gesunde Ehen

Die Ideale, die die heutige deutsche Frau für ihr Leben aufstellt, sind nicht neu; es ist nur ein Sichbesinnen auf die Werte, die von altersher dem Leben der Frau Inhalt und Sinn gaben.

Jean Paul, der deutsche Dichter in deutschen Lumpenitz, sagt in einer seiner Schriften: „Aber die Mütter, und besonders ihr in den höheren und freieren Ständen, denen das Geschick das Leittragen der Haushaltungen erspart, die es mit einem heitern, grünen Erziehgarten für eure Kinder umgibt, wie könnt ihr lieber die Langeweile der Einsamkeit und der Geselligkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geistlichster Wesen, das Verdienst schönster und längster Wirkung? Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat". — „Die Mütter, welche der Zukunft die ersten fünf Jahre der Kinder erziehen, grünen den Länder und Städte. Wer kann eine Mutter ersetzen? Nicht einmal ein Vater! — Die ganze Welt erhebt die mütterliche Liebe über die väterliche."

„Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie, nie hat eines je seiner rein- und richterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinblicken, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark gelebt sein und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder!"

„Im alten freien Deutschland galten Frauen für heilig, in Sparta und England, und in der schönen Ritterzeit trug das Weib den Lebensstern der männlichen Hochachtung. — Stellt sittliche Helden ins Feld, so ziehen Heldinnen als Bräute nach."

„Was ein Minister im kleinen Staate ist, dies ist eine Frau in ihrem kleineren; nämlich der Minister aller Departements auf einmal, — der Mann hat das der auswärtigen Angelegenheiten. Und besonders ist sie der Finanzminister, der im Staate nach Goethe, den Frieden entscheidet."

Diese Aussprüche eines lebensweisen Dichters können wir über die Bestrebungen unserer heutigen Zeit setzen. Die Frauen werden sich auf selbstsame Weise in ihrem tiefsten Innern von diesen Worten angerührt fühlen. Denn gerade dies ist es ja, was eine jede hofft und wünscht. Wie selten finden wir kleine Mädchen, die nicht als liebstes Spielzeug eine Puppe haben, die in unbewußter Mütterlichkeit für diese geliebte Puppe kochen, nähen, waschen, kurz alles tun, was eine Mutter für ihr Kind tut. „Mutter und Kind", das ist das Lieblingsspiel, wenn mehrere Kinder beisammen sind. Man kann in Wahrheit sagen: Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Der Wunsch, Frau und Mutter zu werden geht mit dem Kinde durch die Mädchenjahre. Aber allerdings muß verlangt werden, daß der Mann, den das Mädchen sich als Ehemann und als Vater ihrer Kinder erwählt, wirklich dem entspricht, was sie fordern kann, wenn sie mit allem Ernst sich ihrer Aufgabe widmen will. Vor allem muß von beiden Seiten eine untadelige Gesundheit mit in die Ehe gebracht werden. Es kann nicht dringend genug angeraten werden, nicht ohne ärztliche Untersuchung die Ehe einzugehen, wie dies ja heute in sehr vielen Berufen schon Vorschrift ist. Aber auch die außerhalb dieser Berufe Stehenden sollten es als freiwillige Pflicht auf sich nehmen, sich einer solchen Untersuchung zu unterziehen. Es ist möglich, daß infolge des ärztlichen Befundes ein Verlöbnis zurückgehen muß, daß man einen bitteren Kummer erleidet, — aber dieser Kummer wird vorübergehen, und er ist unendlich viel ehe zu ertragen, als wenn man in einer Ehe mit einem nicht gesunden Menschen unlagbar viel Leid und Prüfungen ertragen muß und; was das allerschlimmste ist, unter Umständen noch Kinder bekommt, die mit einer erblichen Krankheitsanlage behaftet sind. Müssen nicht solche Kinder für uns eine dauernde Anklage, ein ewiger Vorwurf sein? Werden wir nicht immer, so lange sie leben, bereuen, nicht sorgfältig genug geprüft zu haben? Wir Frauen wollen unsere Bestimmung erfüllen, aber es muß die Gewähr geboten sein, daß das schönste Gut, das das Leben dem Menschen gönnt, die Gesundheit, dem Kinde mitgegeben werden kann.

Grete Gerling

Der treue Hausfreund

Was ist das: es kommt regelmäßig ins Haus, weiß stets das Neueste, gibt immer uneigennützig gute Ratschläge, ist jederzeit dienstbereit, muß auf zu unterhalten und schützt oft vor Gefahr und Verlust?

Nun, Sie werden es schon erraten haben: dieser treue Hausfreund der ganzen Familie ist die Zeitung. Leider — es muß schon einmal ausgesprochen werden — wird dieser wissenswerte Freund und Berater oft nicht genügend gewürdigt. Gerade bei den Frauen findet man vielfach noch die Ansicht, sie brauchten nicht das ganze Blatt zu lesen; mit dem Angenehmen und den Familienanzeigen habe sich ihr Interesse für die Zeitung erschöpft.

Gewiß, so ein spannender Roman, so eine fesselnde Erzählung schenkt nach des Tages Mühe und Arbeit eine liebgewordene Stunde der Unterhaltung und eine schöne Ablenkung von dem oft recht unerfreulichen Alltäglichen. Weiträge über Schönheitspflege im Hause machen sie aufmerksam auf mannigfache Gefahren, die bei unvorsichtigem Umgang mit Reinmachemitteln usw. drohen. Fragen der Kindererziehung und Betreuung werden behandelt, neue Gesichtspunkte in der Ernährung und Pflege des Kleinkindes mitgeteilt und bevölkerungspolitische Probleme besprochen — überall findet die Frau wertvolles Wissens- und Erfahrungsgut. Auf dem Gebiet der Mode und Handarbeit wird sie beständig auf dem laufenden gehalten. Die Reiseideale gibt Ratschläge für die Ferienreise, Hinweise für billige Sonderfahrten und Ausflüge in die Umgebung sowie interessante Berichte aus der Heimatkunde. Kurz, es gibt kein Gebiet des Lebens, auf dem sich die Zeitung nicht als treuer Berater und Führer bewährte.

Dabei haben wir noch eines Teiles der Zeitung nicht gedacht, aus dem wir oft hohen Nutzen ziehen können: des Anzeigenteiles. Sie haben ein Möbelstück, das Ihnen im Hause im Wege steht: ein Blick in die kleinen Anzeigen und Sie entdecken darin gewiß einen Käufer dafür. Oder Sie suchen eine andere Wohnung — auch da läßt Sie Ihre Zeitung nicht im Stich und verrät Ihnen, wo Sie ein neues Heim finden können. Ein Mellenfittich ist Ihnen zugeflogen — schauen Sie in die Zeitung, und Sie werden sicher den Ausreißer seinem Besitzer wieder zuführen können. Dies sind nur einige wenige Fälle, herausgegriffen aus der Fülle der Möglichkeiten. Sie genügen aber schon, um zu zeigen, wie auch der Anzeigenteil jeder Leserin von vielfältigem Nutzen sein kann.

Es bleibt schon wahr: immer und überall erweist sich die Zeitung als treuer Hausfreund, der nur darauf wartet, nach jeder Richtung hin ausgewertet und ausgenützt zu werden. Die Zeitung möchte allen dienen mit Rat und Tat und verlangt dafür nur die Aufmerksamkeit ihrer Leser und Leserinnen. Wer seine Zeitung zu nutzen versteht, dem bringt sie viel Gewinn.

Am kühlen Abend ein warmes Zimmer

Heizung in der Uebergangszeit — Petroleum, Gas und elektrischer Strom — Allerlei Oefen für jeden Zweck

Die kommenden Herbsttage erinnern uns an unsere Oefen. Bevor wir sie wieder voll in Betrieb nehmen, gibt es manchen schönen Herbsttag, den man noch in warmer Sonne genießen kann, der aber gegen Abend eine leichte Belebung der Wohnräume wünschenswert macht.

Für die Uebergangsheizung stehen uns eine ganze Reihe verschiedener Oefen zur Verfügung, die sofort betriebsbereit sind und bei stundenweiser Benutzung wirtschaftlich arbeiten. Wo weder Gas noch Elektrizität vorhanden sind, ist Petroleum ein willkommener Brennstoff für Zimmeröfen. Sie werden in der Regel als Dochtöfen gebaut, dessen Flammen in einem geschlossenen Raum brennen, so daß eine Entzündung von Wohnungseinrichtungen unmöglich wird. Andere Oefen arbeiten mit Petroleumpreßgas. An dem Brennstoffbehälter befindet sich eine Luftpumpe, durch die das Petroleum unter Druck gesetzt wird und aus feinen Düsen perzeßt. Das Brennen bringt keramische Körper zum Glühen, die eine starke Wärme ausstrahlen. Bei diesen Oefen rechnet man mit einem Brennstoffverbrauch von einem Fünftel Liter je Stunde. Bei den Dochtöfen ist der Brennstoffverbrauch noch niedriger und beträgt bei kleineren Ausführungen nur etwa ein Achtel Liter in der Stunde.

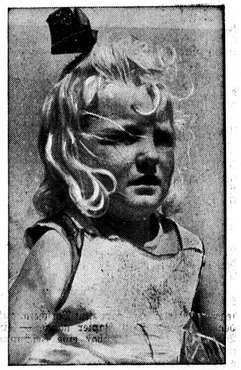
Während die Petroleumöfen beliebig von einem Raum in den anderen getragen werden können, müssen Gasöfen an einem Schornstein angeschlossen werden. Da außerdem auch die Gaszuleitung ein festes Rohr (kein Schlauch) sein muß, sind die Gasöfen stets ortsfest. Ihre Heizleistung kann weit über die der Petroleumöfen gesteigert werden. Man rechnet bei einer Heizleistung von 2000 Wärmeeinheiten je Stunde mit einem Gasverbrauch von 700 Liter. Ein Rückstrom der Verbrennungsgase aus dem Schornstein in die Wohnräume wird durch besondere Sicherungen vermieden. Die Wärmeübertragung erfolgt teilweise durch Strahlung die durch Anbringung spiegelnder Flächen hinter den Glasflammen erhöht wird. Hierdurch erhalten die Oefen die Gestalt eines Kamins. Werden keine leuchtenden Flammen verwendet, befinden sich in den Oefen Glühkörper, die von den brennenden Gasen auf über 1000 Grad erhitzt werden. Eine andere Bauart der Gasöfen sind die Radiatoren. Die Heizgase werden durch die Rippen der Radiatoren geleitet, deren Flächen die Wärme an den Raum abgeben. Hat man wenig Raum in Korridoren, Badezimmern usw., verwendet man besonders flachgebaute Wandheizöfen.

Als dritte Energie steht uns für die Uebergangsheizung der elektrische Strom zur Verfügung. Er bietet den unschätzbaren Vorteil, in jeder Steckdose bereitzustehen, so daß alle elektrischen Oefen beliebig ortsveränderlich sind. Da in ihnen keine Flamme brennt, entstehen auch keine Abgase, die einen Schornsteinanschluß erforderlich machen. Bei den kleineren elektrischen Oefen erfolgt die Wärmeübertragung durch Strahlung. Die einfachste Form sind die sogenannten elektrischen Sonnen, mit denen man die Wärme leicht auf bestimmte Raumteile lenken kann. Es gibt aber auch Strahlöfen mit einem oder mehreren langgestreckten Heizstäben, durch deren teilweise Zu- oder Abschaltung sich die Heizleistung regeln läßt.

Bei den Sonnen beträgt der Anschlußwert etwa 500 Watt, bei Strahlöfen bis 2000 Watt. Andere elektrische Oefen benutzen Luft oder Wasser als Wärmeträger. Beide Bauarten haben die Gestalt von Radiatoren und sind für die Beheizung größerer Räume bestimmt. Um sie leicht beweglich zu gestalten, ruhen sie auf Rollen. Größere Ausführungen sind in mehreren Stufen regelbar und haben Anschlußwerte bis zu 5000 Watt. Um eine gleichmäßige Beheizung der Räume zu erzielen, lassen sich diese Oefen mit einem Wärmefühler und einer Schaltuhr verbinden. Auf diese Weise kann eine einstellbare Zimmertemperatur automatisch aufrecht erhalten werden. Der Vorteil dieser Warmwasserradiatoren beruht darin, daß die Heizflächen auch bei stärkster Beanspruchung nicht heißer als 80 bis 90 Grad werden, der in der Zimmerluft enthaltene Staub also nicht verbrennt.

Schließlich sind noch die elektrischen Oefen als keramischen Material zu erwähnen, die die Wärme gut speichern und demzufolge auch nach Abschaltung des Stroms lange Zeit abgeben.

Annelise Bölsche.



Blonde Inge Photo Willi Engel (Deike-M)

Die gute handgewebte Gardine

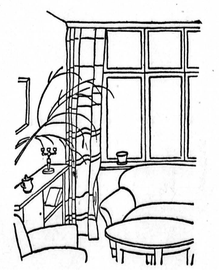
Vor kurzem besuchte ich ein bekanntes junges verheiratetes Paar zum ersten Mal im neu gegründeten Heim. Daß die Geldmittel meiner Freunde bescheiden, die geschmacklichen Wünsche dagegen groß waren, wußte ich. Um so mehr war ich erstaunt, als ich das Wohnzimmer betrat. Welche Helligkeit ein anderer Raum! Wie angenehm empfand man die Wärme des naturfarbenen Holzes der Möbell Wie fein paßte alles — aber auch alles zusammen! Eine vollendete Harmonie der Formen und Farben.

Als ich mich dann in einem behaglichen Sessel aus hellem Kirschbaumholz niedergelassen hatte, blickte ich mich nochmals wortlos nach allen Seiten hin um, nicht ohne das stolze Lächeln meiner Gastgeber zu bemerken, deren ganzes inneres Wesen sich in dem Raum der sie umgab, wiederzuspiegeln schien.

Bald fragte ich sie denn auch, wie sie das alles bloß geschafft haben, mit dem wenigen Geld das zur Verfügung stand.

Aber, da hingen ja sogar handgewebte Gardinen vor den beiden Fenstern! Rasch hatte ich mich wieder erhoben, denn eine handgewebte Gardine muß man doch näher betrachten.

Eine schlichte Baumwollkette in Grau bildete den Grund. Das paßte sowohl zum Sesselbezug wie zur Tapete, — zum Teppich, wie auch zu den frisch erblühten Rädchen der Trauerweide, die in dem großen Topf neben dem Sofa stand.



(Deike M)

Nun aber die schönen Querstreifen der Gardine in mildem Rot und schmalem kräftigen Schwarz, beides noch gedämpft durch die grau durchschimmernde Kette. Dann die Variationen Grau in Grau, wechselvoll durch die Art des Schußmaterials. Einmal gelockte Schlingfäden dann noppiges Garn, einmal feiner, ein ander Mal lockerer gewebt. Eine handgewebte Komposition mit primitivsten Mitteln, ein Textil in einfachster Bindung. Wie schnell hat man da die gedanklichen Brücke geschlagen vom braunlichgelben runden Kirschbaumtisch zu der roten Frucht dieses edlen Nutzholzes. — In der Gardine sehen wir es wieder das helle Rot der Kirsche. — Dann die schöne Abstufung der schwarzen Streifen! Das Gleichgewicht der Farben Schwarz und Rot! Läßt uns Rot wie die Flamme nach oben schauen, so zwingt das Schwarz in seiner Schwere unseren Blick wieder herab, ein ruhiges Kreuz- und Querlinienspiel von Auf und Ab.

Ja, man spürt es ganz deutlich, die Menschen die mit der Hand schaffen, denken sich schon allerlei bei ihrer Arbeit!

Es soll aber nichts gegen die Maschine gesagt werden, die doch der „verlängerte Arm des Handwerks" ist. Macht sie doch die Stoffe genau so gut wie die Hand. Freilich werden auf dem Handstuhl kürzere Stücke gewebt, als auf dem mechanischen, und der Handweber wird förmlich gezwungen, immerfort einen Raues auszuprobieren. Gerade das „Sich-nicht-Festlegen-müssen" auf ein bestimmtes Muster begünstigt das Ornamentale, die Hauptstärke des Handwebstoffes, und führt zu den schönsten Ideen. So wird der Handweber immer wieder vor neue Aufgaben gestellt. Das macht ihn beweglich und den Wünschen selbig eigenwilliger Kunden zugänglich. Dazu kommt noch das Ungleichmäßige des Anschlages, das wir bei der Maschine als Fehler betrachten, dagegen beim Handwebererzeugnis als das Moment ansehen, das die persönliche Note hineinbringt.

Bei der Schönheit der Handwebstoffe ist man leicht verlockt zu denken: „Na, das wird aber auch ein Heidengeld kosten".

Weit gefehlt! Bei bester Qualität bis zur guten Mittelware ist der Preisunterschied zwischen hand- und maschinengewebter Gardine kaum nennenswert. Die Lieferzeit der Maschine nachher bei der Preisstellung zeigt sich wirksam erst, wenn billigstes Material verarbeitet wird.

Wir haben also in vielen Fällen die Möglichkeit, eine aparte handgewebte Gardine für unser Heim zu ersteben.

H. Se...

Das schönere Spanien

Kleine Bilder von einer Reise durch die iberische Halbinsel

Spanien ist in aller Munde. Mit äußerster Empörung lehnt sich die Kulturwelt gegen die bolschewistische Zerstörungswut auf, die vor nichts Halt macht. Unermeßliche Kulturgüter sanken in Trümmer. Nachfolgend geben wir einem Reisebericht Raum, der einen Eindruck vermitteln mag von den Städten San Sebastian, und Toledo, die im gegenwärtigen Bürgerkriege Wahlstatt wurden.

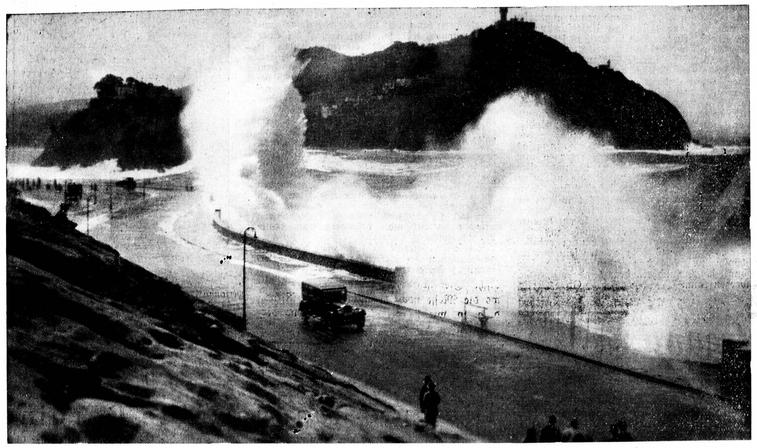
Lange schon hielten mich die Zeugnisse der spanischen Kultur gefangen. Das Herz klopfte mir daher, als ich an einem Septembermorgen des Jahres 1932 Bordeaux verließ, um dem Land meiner Träume einen Besuch abzustatten. Die menschenleere Heidelandschaft der „Landes", durch die ich fuhr, hätte mir eine westfälische Gegend vorgetäuscht, wenn nicht eine ungeheure Bergwand dahinter von Stunde zu Stunde emporgewachsen wäre: die Pyrenäen. Ich erinnere mich, wie ich plötzlich aus dem Schlafe auffuhr, ans Fenster eilte und wahrnahm, wie der Zug über eine lange Brücke donnerte, unter der sich im Sternenschimmer ein Fluß hinzog — wie ich später erfuhr, war es der Bissadoa, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet — und schon war ich im spanischen Irún.

Mit Gewehren bewaffnete Bahnpolizei wirkte auf mich zuerst nicht sehr anheimelnd. Erst später gewöhnte ich mich daran, die „guardia civil" in den Zügen, in den abendlichen Straßen der spanischen Hauptstadt zu sehen, ihre Gespräche mit dem Volke zu beobachten und auch selbst zu Auskünften ihre stets liebenswürdige Hilfsbereitschaft in Anspruch zu nehmen. Ich wählte zu meiner mitternächtlichen Fahrt nach San Sebastian die Elektrische, die hart am Meere entlang durchs Baskenland fährt. Im Mondesschein jagten wir an Buchten dahin, aus denen schattenhafte Umrisse von Bergen aufstiegen. Manchmal las ich einen Stationsnamen, der mir fast unaussprechlich vorkam: ich war im Lande der baskischen Junge, deren Herkunft noch ungesichert ist.

Als ich am nächsten Morgen

in San Sebastian

mein Hotel verließ, galt mein erster Besuch der Strandpromenade. Sie liegt stellenweise zehn Meter über dem Meere, das daneben wild emporzischt, und ist in den Felsen gesprengt. Man sagte mir, daß sie während der Winterstürme ungangbar ist. Die Wellen bedecken dann auch die beiden dem Meere zunächst liegenden Brücken, über den Urumea, zu dessen Seiten San Sebastian sich ausbreitet. Ich ging den lieblichen Badestrand entlang, der „Concha" genannt wird, weil er auf drei Seiten wie eine „Muschel" von Bergen umschlossen wird, während auf der vierten Seite eine Insel, Santa Clara, die schäumenden Wogen bricht. Mein Ziel war der Monte Igueldo, ein die Stadt beherrschender Berg, zu dem eine Zahnradbahn hinaufführt. Von einem Engländer, der, des Spanischen unkundig, das Land bereist hatte, war mir erzählt worden, er hätte sich zwei dort stetig wiederkehrende Worte gemerkt:



Teil der Strandpromenade von San Sebastian am Monte Urgull, links im Hintergrund die Insel Santa Clara, rechts der Monte Igueldo mit Aussichtsturm Klischee (4) eigene Anfertigung.

„ocupado" = „besetzt" (bei der Elektrischen) und „no funciona" = „geht nicht" (beim Lift). Ich war angenehm überrascht, als sich die Zahnradbahn mit selbstmörderischer Steigung in Bewegung setzte und mich auf dem Gipfel landete. Jetzt übersah ich erst die Berge, die San Sebastian wie eine Arena einschließen, von den Pyrenäen im Osten bis zu den langgestreckten Bergketten, die sich am Meere gegen Sonnenuntergang hinziehen. Als seinerzeit bekannt wurde, daß der amerikanische Flieger Lindbergh nach Europa übersiedeln wollte, da hub in der Presse ein Rätselraten an, wo er seinen Wohnsitz aufschlagen würde; die einen dachten an die Riviera, die andern an das liebliche Baskenland, wo ein blaues Meer sich an steile, mit niedrigem Buschwerk bestandene Berge schmiegt und eine klare Luft trübe Gedanken verscheucht.

Kein Wunder, daß die Reichsten der Welt sich in San Sebastian ein Stelldichein geben, daß an dem Badestrand, wo ich auf dem Rückwege wieder vorbeikomme, ein Schloß des ehemaligen Königs steht, vor dem ein Soldat auf Posten mit einer Katze spielt. Ich gehe den Monte Urgull entlang, wo übereinandergelagerte Fischerhäuser einen unangenehmen Trangeruch ausströmen. Beleibte, kräftige Baskenfrauen sitzen an großen Fässern beim Kartenspiel, man sieht es ihnen an, daß sie mit Leichtigkeit Zentnerlasten auf dem Kopfe schleppen. Am Abend sammeln sich die Einwohner auf dem Hauptplatz zusammen und singen ihre schönsten Volksweisen in spanischer Sprache, Lieder, in denen etwas von der Anbeugsamkeit der Iberer, der spanischen Ureinwohner, als deren Nachkommen die Basken gelten, mitschwingt.

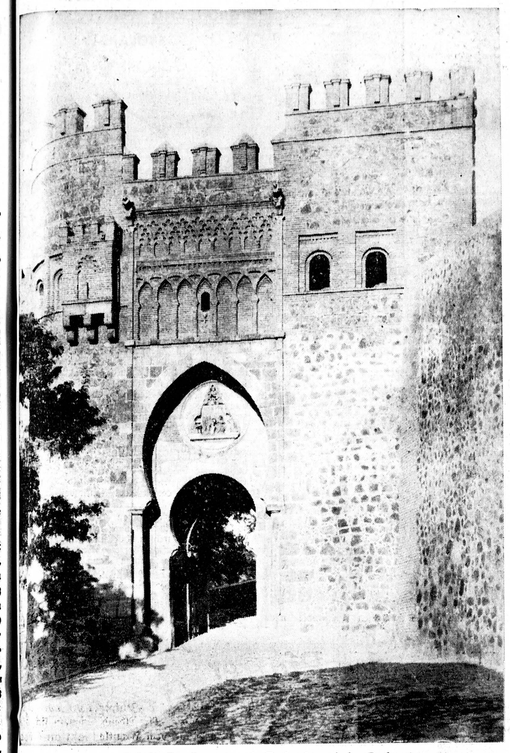
Der Ausländer, der Deutschland an einem Ort, der so durch Schönheit ausgezeichnet ist wie z. B. Passau oder Freiburg i. Br., betritt, bekommt von unserem Vaterlande einen bestimmenden Eindruck. Mich verfolgte das Bild der ersten spanischen Stadt, die ich im Leben gesehen hatte, auf der ganzen Reise. Ich will nun nicht von allen Orten, die ich damals noch besucht habe, berichten, sondern beschränke mich auf einen, dessen Bild mir in der Seele brennt, weil auch er heute Wahlstatt ist:

Toledo

Man hat das Wort geprägt: „Hinter den Pyrenäen beginnt Afrika". Wenn man von San Sebastian nach Madrid über die der spanischen Hauptstadt vorgelagerten Gebirgszüge fährt, ahnt man bereits die Großartigkeit der afrikanischen Wüste. Einen vollendeten Begriff des angeführten Wortes erhält man aber erst in Toledo.

Da der Madrider erst spät nachts oder früh am Tage schlafen geht, ist es schwer das Frühstück um 6 Uhr oder 7 Uhr morgens zu bekommen, auch wenn man das Trinkgeld nicht zu karg bemißt. Ich schelte auf meinem Zimmer dreimal vergeblich und entschließe mich bereits, die Pension nüchtern zu verlassen, als die Zimmerfee eintritt und mir das Gewünschte bringt. Auf meinen erregten Ausruf: „Ich versäume den Zug", antwortet sie lächelnd: „Der Zug wartet schon". Als ich am Südbahnhof ankam, war die Abfahrtszeit schon verstrichen; ich muß aber noch am Schalter Schlange stehen. Verzweifelt komme ich im Laufschritt auf dem Bahnsteig an — siehe, der Zug nach Toledo steht noch brav an seiner Stelle. Wir dampfen ab und ich komme mit Reisenden ins Gespräch. Man fragt mich, ob ich französisch spreche. Ich bejahe vorschnell, worauf der andere verstummt. Erst später verstand ich, daß der Spanier nur meine Staatsangehörigkeit feststellen wollte. Als ich nämlich ein anderes Mal auf die gleiche Frage antwortete: „Ich spreche auch französisch, bin aber Deutscher", da ergoß sich eine echt spanische Liebenswürdigkeit im Gespräch, in Ortsbeschreibungen usw. über mich, so daß mir ordentlich warm wurde. Die Spanier verbindet ja mit uns Deutschen viel mehr als eine einseitige zeitweise politische Zusammengehörigkeit: es ist das gleiche germanische Blut, das, wenn beim Spanier auch vermischt, in unsern Adern pulst.

Am Bahnhof von Toledo sah ich mich nach einem Führer um, traf aber nur zwei Jungen, die sich an mich herandrängten. Sie hatten beide einen ausgesprochenen maurischen Typ und überboten sich gegenseitig an Beschimpfungen, um die vereinbarten zwei Peseten zu bekommen. Ich entschied mich für den Aelteren. Auf Grund verschiedener Fragen stellte ich fest, daß der Knabe gar nichts von den Sehenswürdigkeiten kannte. Er führte mich aber richtig über die Puerta de Alcantara, die das tiefeingeschnittene Tajotal überbrückt, durch steile Gassen zum hochragenden Alcázar hinauf. Ich erinnerte mich daran, daß in diesem Gebäude einst der spanische Nationalheld, Cid, regierte, der Toledo im 11. Jahrhundert den Mauren entriß. Die Stadt wurde in der Folgezeit zum politischen und kulturellen Mittelpunkt des christlichen Spaniens und verdiente den Namen „spanisches Rom" voll und ganz. Heute ist nur mehr ein Schatten seiner stolzen Vergangenheit geblieben. Ich betrete das trutzige Gebäude und befinde mich in der Infanterieschule, die dort in den letzten Jahrzehnten untergebracht worden ist. Niemand nimmt Anstoß daran, daß ich an Waffenkammern, Mannschaftszimmern vorbei, in die oberen Stockwerke vordringe; hier bietet sich mir ein Ueberblick über ganz Toledo. Ich sehe vor allem den Dom mit bleistiftartigem Glockenturm, eine Menge von Kuppeln, Türmen und Toren. Einem Irrgarten gleichen die gewundenen Gassen, und es scheint des Fadens der Ariadne zu bedürfen, um da wieder herauszufinden. Klar wird mir jetzt die Bauart des spanischen Hauses: es empfängt fast sein ganzes Licht vom Hofe her, wo sich das Familienleben abspielt. Hierbin dringt nur selten ein Sonnenstrahl und macht so auch bei der drückendsten Hitze den Aufenthalt erträglich.



Toledo: Das Sonnentor, ein Denkmal spanischer Baukunst

Als ich wieder aus dem Palast heraustrete, ist mein Maurenjunge mit den Peseten verschwunden. Er wird jetzt, denke ich, zu seinen Kameraden zurückgelaufen sein, ihm hohnvoll die Geldstücke hinhalten — und dann eine Tracht Prügel beziehen. Ich frage mich nun selbst

zur Kathedrale

durch. Es ist ein gewaltiger Raum, der mich empfängt, eigentlich mehr ein Museum als eine Kirche: so voll steckt sie von Kunstschätzen. Das hohe Chorgestühl mit Darstellungen aus dem Feldzuge gegen Granada fällt mir besonders auf. Man zeigt mir einen Fußabdruck im Steinboden, dem nach einer frommen Sage die Muttergottes hinterlassen haben soll. Von den Kapellen, die den Dom umgeben, lockte mich besonders die mozarabische. Hier ist der einzige Ort auf der Welt, wo die Messe noch im mozarabischen Ritus, d. h. so, wie sie die Christen während der Maurenzeit abhielten, in arabischer Sprache gefeiert wird. Zwei Meßdiener bitten mich um eine Gabe für die Kapelle. Auf die ungünstige Erfahrung hin, die ich eben mit einem jungen Toledaner gemacht hatte, ziehe ich es vor, das Geld selbst in den Opferstock zu werfen. „Perro chico", flüstert der eine von ihnen, am Klang den Geldbetrag abschätzend. Ich betrachte im Kreuzgang überlebensgroße Puppen, die bei der Fronleichnamsprozession getragen werden und Tugenden und Sünden darstellen. Ein Mißgeschick traf den Baumeister der Kirche San Juan de los Reyes, der im 15. Jahrhundert eine Gruft für die spanischen Könige errichtete; diese zogen es nach der Einnahme von Granada vor, sich dort beerdigen zu lassen. In dem formenreichen spätgotischen Kreuzgang zeigen Toledaner Waffenschmiede ihre Kunst, indem sie mit der freien Hand Klingen gravieren. Meisterwerke entstehen unter meinen bewundernden Augen. Die Ornamentik deutet darauf hin, daß dieser Gewerbezweig aus der Maurenzeit stammt.

In der kleinen Kirche San Thomé, die einst als Moschee gedient hat, befindet sich das berühmte Bild von Greco „Die Beisetzung des Grafen Orgaz". Der Leichnam des jungen Ritters wird vom hl. Stephan und vom hl. Augustin gehalten. Mit tiefer Ergriffenheit nehmen 30 edle Herren an dem legendenhaften Ereignis teil. Wenn die Personen auch Toledaner des 16. Jahrhunderts sind, es weht in dem Bilde doch der ins Uebersinnliche vorstoßende griechische Geist, der in dem Kreter Greco einen späten, aber auch einen seiner bedeutendsten Gestalter gehabt hat. Wie ich vom Grecohaus, das mit seinen kleinen Räumen modern anmutet, über seinen kleinen Ziergarten hinweg in die wilde Tajoschlucht hinunter blicke, auf deren anderen Ufer sich das verfallene Kastell von San Servando erhebt, da wird mir klar, daß der Künstler in solcher Umgebung sein Höchstes schaffen konnte: hier, wo einem auf Schritt und Tritt ein Kunstwerk in die Augen springt, wo einem noch am Brunnen klassische Frauenschönheiten begegnen oder aus den Höfen hervorlugen, wie sie niemand so stolz und bezaubernd gemalt hat wie Greco.

Bomben haben in den letzten Wochen die engen Gassen aufgerissen. Man belagerte den Alcázar. Der Hauch des Todes streift die Stätten einer großen Vergangenheit. Im ganzen Lande sind unschätzbare Kunstwerke vernichtet worden. Trotzdem steht für mich fest: auf den Trümmern wird eine neue spanische Kultur erstehen, die verstärkt den Geist zweier Erdteile — Europa und Afrika — in Formen prägen wird.

J. H.

Toledo: Das Sonnentor, ein Denkmal spanischer Baukunst

Toledo: Die herrliche Kirche Maria la Blanca, Durchblick durch das Mittelschiff

Spanisches Mosaik

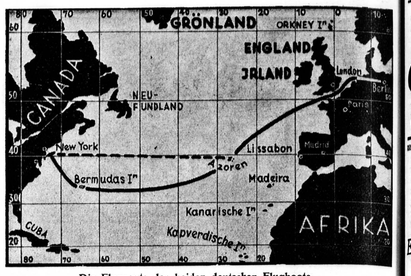
Zur Republik Spanien gehören einschließlich der Balearen etwa 23,6 Millionen Einwohner. Rassisch sind die Spanier ein ausgesprochenes Mischvolk, viele Völkerwellen sind über die iberische Halbinsel hinweggegangen (Römer, Westgoten, Araber). In ihrer Geistesart und seelischen Beschaffenheit unterscheiden sich die Spanier wesentlich von den sonstigen Westeuropäern. Sie sind stolz, aber ihr Stolz ist nicht der des kleinen Mannes, der es zu etwas gebracht hat; er gründet sich auf das Bewußtsein, einem Volk anzugehören, das in der Geschichte Großes geleistet hat. Ihre an Gegensätzen reiche Art kennzeichnet, allerdings mit starken regionalen Abweichungen, persönliche Würde (grandeza), höfischeit große Vaterlandsliebe und eine sorglose, singende Fröhlichkeit ebenso wie der rasche Wechsel des Gemütszustandes oder die Neigung zu Kälte und Grausamkeit; wenig ausgeprägt ist das Organisationstalent. Im weitgehendsten Maße ist das Leben des Spaniers öffentlich und politisch; das gemütliche Heim ist ihm unbekannt . . . . Reich ist das Land an volkstümlichen Festen, Volksliedern und Volkstänzen.

(Gr. Herder.)

„Zephyr" und „Aeolus" schaffen den Nordatlantik

Zu den neuen Versuchsflügen der deutschen Lufthansa. — Regelmäßige Luftpostverbindung Europa — Nordamerika in Sicht!

Wenige Jahre sind vergangen seit die ersten kontinentalen Flüge über den Nordatlantik ausgeführt wurden, bei denen der deutschen Luftfahrt der erste Ost-West-Flug gelang. Obwohl es ein Unternehmen auf Leben und Tod war, prophezeiten doch damals schon Stimmen von Fachleuten, daß der fahrplanmäßige Transatlantikflug nicht mehr in weiter Ferne sei. Sie sollten recht behalten. Von der bis zum letzten Kubikmeter mit Brennstoff belasteten Maschine, die sich kaum vom Boden erheben konnte, bis zum heutigen Postflugzeug war es freilich ein weiter Weg. Weder sollte es der deutschen Luftfahrt vorbehalten bleiben, als erste in der Welt den Ozean, sei es im Süden oder auch im Norden, zu bezwingen. Nachdem die deutschen Luftschiffe bereits in einem regelmäßigen Fahrplan Europa und Südamerika verbinden, sind nun auch inzwischen die Versuche der deutschen Lufthansa, mit Flugzeugen den Nordatlantik regelmäßig zu überqueren, erfolgreich weitergeführt worden.



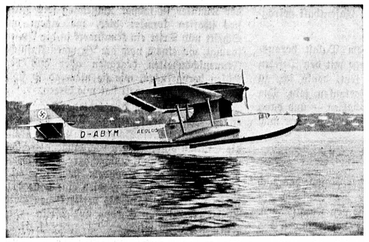
Die Flugroute der beiden deutschen Flugboote
Der Nordkurs ist gestrichelt, der Südkurs über die Bermudas schwarz eingezeichnet.

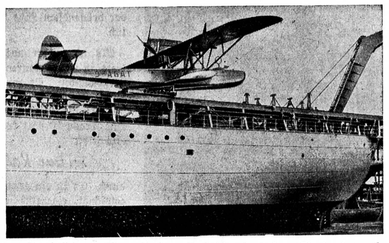
In einem der letzten Septemberabende landete das Lufthansa-Flugboot, die Dornier-Maschine „Zephyr" in New York. Sie war von Bord des Motorschiffes „Schwabenland" vor Horta auf den Azoren gestartet. Die zurückgelegte Strecke betrug über 4450 Kilometer und wurde in 22 Stunden bewältigt. Die Besatzung des Flugbootes bestand aus Freiherrn von Gablenz, dem Flugkapitän Blankenburg, dem Flugzeugführer Ehlberg und Flugmaschinist Eger. Das Steuer führte abwechselnd Freiherr von Gablenz und Flugkapitän Blankenburg. Blankenburg ist einer der erfahrensten Atlantikflieger der Lufthansa, dem bereits im Jahre 1930 die Führung des Schwebeflugzeuges des Dampfers „Europa" übertragen wurde, und der seitdem ohne Unterbrechung im Ozeanflugdienst steht. Blankenburg war es auch, der im Februar 1934 den ersten planmäßigen Postflug über den Südatlantik ausführte, der heute zu einer Einrichtung geworden ist, die von jedem Europäer oder Südamerikaner als Selbstverständlichkeit hingenommen wird. Der Flugzeugführer Ehlberg und der Flugmaschinist Eger sind ebenfalls erprobte Kräfte des Südatlantikdienstes, da beide an vielen planmäßigen Postflügen teilgenommen haben.

Das Erkundungsflugboot „Aeolus", vom gleichen Typ wie der „Zephyr", hat ebenfalls seine Reise glücklich beendet. Es war auch von der „Schwabenland" gestartet und hatte die südliche Route gewählt, um im Hafen von Hamilton auf den Bermuda-Inseln wohlbehalten zu landen. Seine Besatzung bestand aus dem Leiter des Atlantikflugbetriebes der Lufthansa, Freiherrn von Buddenbrock, dem Flugkapitän von Engel, Flugzeugfunker Stein und Oberflugmaschinist Oroschwitz. Freiherr von Buddenbrock ist alter Seeflieger und war nach dem Kriege lange Zeit Flugzeugführer in Südamerika, von Europa nach Amerika, bezwungen. Diese bedeutende Leistung ist das Ergebnis einer jahrelangen, planvollen Vorbereitung. Die praktischen Vorarbeiten begannen mit dem Schleuderflugdienst der Lufthansa von den Norddeutschen Lloyddampfern „Bremen" und „Europa" aus bereits im Jahre 1929. Hier wurden im Laufe der Jahre außerordentlich wertvolle Erfahrungen gesammelt, die auch bei der erfolgten Aufnahme des planmäßigen Luftpostdienstes über den Südatlantik mitverwandt werden konnten. Ueber zwei Jahre hindurch war die Lufthansa die einzige Luftverkehrsgesellschaft, die einen durchgehend nur mit Flugzeugen betriebenen Verkehr über den Südatlantik regelmäßig und pünktlich unterhielt. Inzwischen sind mit den Dornier-Flugbooten fast 200 Ozeanüberquerungen im Südatlantik planmäßig durchgeführt worden. Diese stolze Zahl steht einzig in der Welt. Man hatte also, als man jetzt die Erkundungsflüge im Nordatlantik in Angriff nahm, eine bedeutende Erfahrung im Nord- und Südatlantikflugdienst gesammelt, so daß man, gestützt hierauf, diesen Nordatlantikweitflug durchführen konnte.

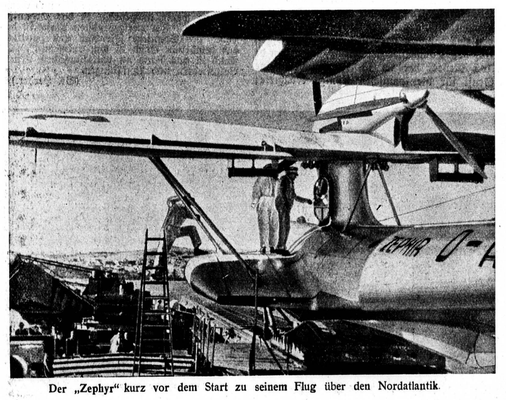
Trotz dieses erfolgreichen ersten Versuchsfluges mit einem Postflugboot wird noch viel Arbeit geleistet werden müssen, bis zur Eröffnung eines planmäßigen Luftpostdienstes über den Nordatlantik geschritten werden kann. Die Deutsche Lufthansa wird jedoch auch dieses Ziel in nicht zu ferner Zeit erreichen.

(Deutsche Lufthansa 3, Scherl Bilderdienst 1, Selle-Eysler 2.)





Das Flugboot „Aeolus", — Bild rechts: Der Flugzeugstützpunkt „Schwabenland", von dessen Katapultanlage die beiden deutschen Flugboote nach Nordamerika gestartet wurden.



Der „Zephyr" kurz vor dem Start zu seinem Flug über den Nordatlantik.

Wenn der Pfarrer aus der Orgel predigt...

Licht wird zu Musik. — Das Klangwunder der Lichtton-Orgel

Nachdem erst auf dem verflossenen Nürnberger Parteitag eine neue Riesenorgel allgemeines Aufsehen erregt hat, tritt jetzt der Freiburger Orgelbauer Edwin Welte mit einem von der bisherigen Konstruktion völlig abweichenden und in seiner Art bisher einzig dastehenden Instrument, einer Lichtton-Orgel, vor die Oeffentlichkeit.

Gemeinsam mit seinem Werkmeister Wilhelm Franz hat Edwin Welte unter Mitarbeit der Firma Telefunken in fünfjähriger Tätigkeit die neue Lichtton-Orgel erbaut. Das technische Wunderwerk steht gegenwärtig in der Berliner Philharmonie und zieht durch seine fast überirdisch anmutenden Sphärenklänge jeden Zuhörer in seinen Bann.

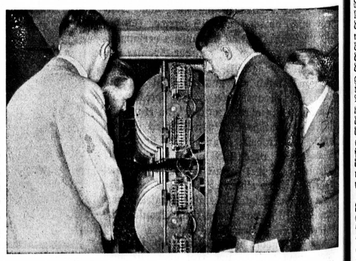
In ihrem Aeußeren gleicht die Lichtton-Orgel einer gewöhnlichen Kirchenorgel, obwohl ihrem inneren Aufbau völlig neuartige technische Voraussetzungen zugrundeliegen. Wie beim Tonfilm erfolgt die Klangerzeugung auf elektrooptischem Wege. Jahrelang hat Welte mit seinen Mitarbeiter die Geheimnisse der Lichtelektrizität studiert und ihre Lehren schließlich an seiner Konzert- und Kirchenorgel in die Wirklichkeit umgesetzt. Die Schwingungsbilder der Töne, ob es sich nun um Geige oder Klavier, Harfe oder Bratsche, Flöte oder Klarinette handelte, wurden photographiert un dauf rotierende Tonscheiben aus Glas in Amplitudenschrift übertragen. Diese Schwingungsbilder sind entweder von Grundtönen aufgenommen oder aus Grund- und Obertönen zusammengesetzt. Es ist hierdurch möglich, auf künstlichem Wege völlig neue Klangfarben zu gewinnen, worauf nicht zuletzt die ans Wunderbare grenzende Tonfülle der neuen Orgel zurückzuführen ist.

Durch Kabel ist der Spieltisch mit der eigentlichen Tonapparatur verbunden, die wie ein langgestreckter Telefonschrank aussieht. Wenn die Tasten niedergedrückt werden, glühen dort unzählige Lämpchen auf und verlöschen wieder. Hier wird Licht in Musik umgewandelt. Schallplatten gleichende dünne Scheiben drehen sich unter einförmigem Geräusch. Jede von ihnen trägt einen Tonzwölf Scheiben oder ringeben die chromatische Tonleiter. Sämtliche Scheiben, auf denen man in gezackten Linien deutlich das Tonbild erkennt, können herausgenommen und durch andere ersetzt werden.

„Die neue Orgel kann von jedem Organisten bedient werden", erzählt uns Edwin Welte, „Klaviatur, Pedal und Schweller sind ja wie bei den bisherigen Instrumenten eingerichtet. Die Stärke der Register kann nach Belieben gehoben und wieder vermindert werden, ausserdem können beide Manuale beliebig verbunden werden, wodurch sich bei der Lichtton-Orgel bisher unerreichte Klangwirkungen ergeben. Später wollen wir sogar die menschliche Stimme in das Wunderinstrument einbauen." Wir brauchen uns dann nicht zu wundern, wenn eines Tages der Pfarrer nicht mehr von der Kanzel, sondern aus — der Orgel predigt.

„Die Hauptschwierigkeiten bei der Konstruktion der Orgel waren in den zahllosen Stromumsgonmenten zu überwinden", berichtet der Erfinder weiter, „die ursprünglich beim Spiel auftraten. Tausende von Schaltfunken machten sich auf das Unangenehmste bemerkbar, bis es der Firma Telefunken schließlich gelang, diese Störenfriede auszuschalten."

Ein besonderer Vorzug der Lichtton-Orgel, die bald in vielen Kirchen und Konzertsälen zu finden sein dürfte, ist die Tatsache, daß sie sich nie verstimmt und in jedem Nebenraum aufgestellt werden kann, ohne daß die Klangwirkung hierdurch beeinträchtigt werden könnte. In kleinen Gotteshäusern, in denen nicht viel Platz vorhanden ist, wird man dies besonders zu schätzen wissen. Ebenso kann die neue Orgel jederzeit im Freien Verwendung finden.



Die Lichtton-Orgel

Das Bild zeigt runde rotierende Tonscheiben aus Glas, die Tonbildträger, auf die die Schwingungsbilder der Töne ringweise in Amplitudenschrift photographiert sind. (Weltbild, K.)

Herrenhausen

und seine Gärten

Ein Mittelpunkt deutscher Kultur im 18. Jahrhundert

Jahrhunderte hindurch hatte Hannover in den Königsgärten von Herrenhausen ein Schmuckstück, das in aller Welt Bewunderung fand — bis der Krieg kam und die großartigen Anlagen infolge der allzu sparsam berechneten Mittel zerfielen. Doch die Sorge um den Bestand der Gärten hat jetzt der Freude Platz gemacht, sie im kommenden Jahr in altem Glanz schauen zu können. Die Stadt Hannover hat die Gärten mit der berühmten Herrenhäuser Allee dank der Unterstützung von Ganzleiter Reichsminister Rust und dank der Hilfe von Staat und Provinz aus der Hand des Hauses Braunschweig-Lüneburg erworben und bereits mit Erneuerungsarbeiten begonnen. Eine Tatsache, die von hoher kultureller Bedeutung ist für ganz Deutschland.

Denn der große zusammenhängende Besitz von Gärten und Parks umfaßt vier verschiedenkunstschöpfungen, die in ihrer Gestaltung den Wechsel der Gartenstile und Kunstformen langer Zeiten widerspiegeln und damit ein einzigartiges Beispiel eines lebenden Gartenkunstmuseums darstellen.

Der Georgengarten verrät deutlich den Einfluß des englischen Gartenstils, der Leibnizgarten versetzt uns in die Zeit der Romantik; beide wurden schon seit 1921 von der Stadt Hannover betreut. Kulturgeschichtlich von besonderem Wert aber ist der „Große Garten", unter allen deutschen Barockanlagen die einzige Schöpfung geometrischen Stils, die als „die beste Welt aller möglichen Welten" erklärt. An dieser denkwürdigen Stätte wurde auch von Sophie Charlotte, wie man sagt, der Entwurf für die von Leibniz geplante erste deutsche Akademie der Wissenschaften unterzeichnet, die 1701, nachdem Preußen Königreich geworden war, zu Berlin Wirklichkeit wurde. Zu dem Kreise von Herrenhausen gehörten weiter Händel, der hier in den Jahren 1710 bis 1712 und später, nach seinem Aufenthalt in England, nochmals 1716 und 1717 als Hofkapellmeister wirkte. Die beste Musik, die es damals gab, war der Kurfürstin Sophie gewidmet; allein 13 Kammertrios komponierte Händel für die Prinzessin Karoline, späteren Königin von England. Und kein geringerer als Peter der Große stattete der „klugen Frau", wie es die schon hoch betagte Kurfürstin nennt, einen Besuch ab.

So ist der „Große Garten" in der Tat ein „ehrwürdiges Zeugnis einer alten, längst vergangenen Zeit", einer Zeit, in der sich nach der völligen Vernichtung von Wohlstand und Kultur nach dem 30jährigen Krieg in Deutschland eine neue Blüte geistigen und künstlerischen Lebens entwickelte.

Ausdruck dieser Haltung ist nicht minder der Berggarten, der kurz nach dem „Großen Garten" angelegt wurde. Seine Schätze an fremdländischen, zum Teil überseeischen Pflanzen — hier blühte die erste Victoria regia in Europa — standen in früheren Jahrzehnten einzigartig da und konnten sich den botanischen von Kew Garden bei London und von Petersburg würdig an die Seite stellen. Aus allen Weltteilen kamen Forscher und Sachverständige, um hier ihr Wissen zu mehren. Und noch heute stellen seine Bestände bedeutende wissenschaftliche Werte dar. Auch sie, der alten Tradition getreu, zu pflegen und zu bereichern, wird eine weitere Aufgabe sein.

So wird Hannover linden von einem Tatwillen, der in Zeiten wirtschaftlichen Aufstiegs die Pflege kultureller Werte nicht vergißt.

H. Auener.

Der große Springbrunnen

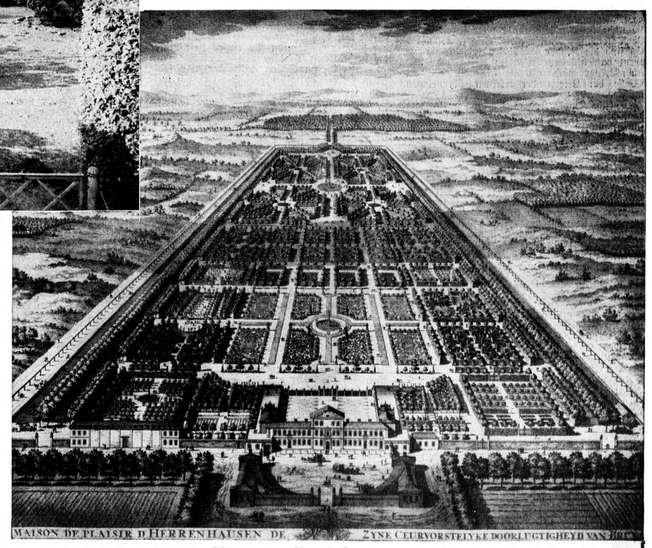
Aus dem „Großen Garten"
Heckenrevier mit Blick auf das Schloß.

Ihre ursprüngliche Gestalt bis in unsere Tage fast unverändert erhalten hat.

Sein großartiges Parterre, das eigentliche Prunkstück des Ganzen, seine kilometerlangen, in solchem Umfang nicht wieder anzutreffenden, langgestreckten Hainbuchenhecken, die bald längs, bald quer und in der Schräge verlaufenden Alleen bieten ein Bild wundervoller Regelmäßigkeit. Sein Gartentheater war einst Vorbild für viele ähnliche Anlagen und ist nicht nur das älteste, sondern auch das besterhaltene Werk dieser Art. Nicht minder berühmt sind die großartigen Wasserkünste, zu deren Unterhaltung kein geringerer als Leibniz ein Pumpwerk entwarf; doch die in Europa nicht wieder erreichte Höhe von 67 Meter verdankt der große Springbrunnen erst einem Umbau in den 1850er Jahren. Von großer Schönheit sind endlich die Wasserkanäle, die die Gesamtanlage umgrenzen und mit ihren spiegelnden Flächen im Gegensatz zu den, sie umrahmenden Baumalleen immer wieder erfreuende, malerische Bilder bieten.

Ihre Entstehung verdankt diese, im Anfang des 18. Jahrhunderts besonders prächtige Schöpfung der Gartenbaukunst der Kurfürstin Sophie von Hannover. Hatte sie schon in Osnabrück versucht, die Residenz ihres Gemahls, des protestantischen Bischofs und späteren Kurfürsten von Hannover, Ernst August, zu einem Musenhof, zu einem „neuen Athen" zu machen, so widmet sie sich ab 1679 als regierende Kurfürstin in noch stärkerem Maß der Gestaltung der Residenz Herrenhausen. Der „Große Garten" ist, wenn auch von dem französischen und ehemals in Osnabrück tätigen Gartenkünstler Charbonnier und seinem Sohn nach französischen und holländischen Vorbildern aus einer seit 1675 bestehenden Anlage geschaffen, schlechterdings ihr Werk. mit dem sie bis zu ihrem Tod auf das innigste verbunden bleibt. „Der Herrenhäuser Garten", so sagt sie einmal, „ist mein Leben, nur mit ihm können wir prunken". Freilich ist nicht zu vergessen der große Einfluß, den Leibniz, der alle Richtungen der Wissenschaften beherrschende Philosoph, auch in bezug auf die Anlage Herrenhausens auf die Kurfürstin ausübte. Mit seiner Hilfe erst gelingt es ihr, jenen Kreis zu schaffen, der ihr schon in Osnabrück vorschwebte. So wird die Residenz der hannoverschen Kurfürsten der Ort, von dem aus schließlich die Kultur der Musenhöfe Charlottenburg, Sanssouci und Weimar ihren Ausgang genommen hat.

Hier sind zwischen der Kurfürstin, ihrer Tochter Sophie Charlotte, der nachmaligen Königin Friedrich I. von Preußen, und Leibniz die berühmten Gespräche geführt worden, die ihren Niederschlag fanden in der Theodizee, jenem Werk des Philosophen, in dem er das Verhältnis Gottes zur Welt untersucht und diese Welt



Der „Große Garten" nach einem alten Stich zu seiner Blütezeit; im Hintergrund, Mitte, der große, 67 Meter hohe **Springbrunnen, links, drittes Quartier, das berühmte Gartentheater.** (Sämtliche Fotos: Verkehrsverein **Hannover**)

Der Heimat beraubt

Ein tragisches Schicksal, der Wirklichkeit nacherzählt

I.

Glühender Sonnendunst zittert über der holländischen Hafenstadt Rotterdam. Ein unerträglich heißer Sommertag ist's. Müde und träge schleichen die Menschen durch die Straßen. Der Sonnenbrand macht sie alle matt und arbeitsunlustig. Kein Windhauch weht, auch nicht ein leiser Luftzug, der Kühlung brächte.

Nur im großen Hafen ist Betrieb. Die Schiffahrt kann keine Rücksicht darauf nehmen, ob die Sonne den Matrosen, den Heizern und den Lastträgern den Schweiß aus allen Poren treibt. Das Wirtschaftsleben, das sich im Hafen konzentriert, geht seinen Gang, unbekümmert um das Wetter, wenn nicht gerade ein wilder Seesturm ist.

Auch an diesem brütendheißen Augusttag bietet das Treiben im Hafen dem herumlungernden Globetrotter viele Reize. Da liegen die großen Ueberseedampfer aus aller Herren Länder, die scheinwerfenden Hotels gleichen. Da sieht man die Kolosse der Frachtdampfer, die wertvolle und kostbare Güter über die Weltmeere bringen von einem Kontinent zum andern. Da schaufeln die schmucken Dampfer und Barkassen, die den Neugierigen und Schaulustigen durch das Gewirre des Hafens hindurchführen und ihn auch ein Stück hinausfahren auf's offene Meer. Scharfen Wachhunden gleich, liegen die Boote der Hafenpolizei und des Zolls da, jederzeit startbereit.

Von himmelhochragenden Masten hängen Fahnen und Wimpel in den buntesten Farben. Sie künden von den Hoheitsrechten der Heimatländer dieser Schiffe oder sind die stolzen Zeichen der Reederein und Schiffahrtsgesellschaften. Hebekräne strecken ihre Arme und ihre Greifer in die Luft und mit Gleise und Gekreische verladen sie die Güter von Land in den unergründlichen Schiffskleib. Oder sie holen die Stöcke und Kisten und Ballen mit starken Kraftaufwand und viel Lärm aus dem Schiffsinnern heraus, um sie dann behutsam den Entladern vor die Füße zu setzen.

Ein Stimmengewirr schallt durch die Luft, das dem holländischen gleichkommt. Es gibt wohl keine Sprache, die hier nicht gesprochen würde, wie es ebenso keine Hautfarbe gibt, die hier nicht vertreten ist. Weiß und schwarz, gelb und braun, jung und alt sind die Menschen, die in diesem Zentrum des Weltschiffahrt sich befinden. Sie alle sind irgendwie angeekelt von der Atmosphäre, die hier herrscht. Allen merkt man die Eile, die Hast, das Tempo der Wirtschaft, die Freude des Reisenden, die Wehmut des Scheidenden an. Die Mannigfaltigkeit der Gefühle, welche die Menschen hier beseelen, sind unschwer aus den Gesichtern zu lesen.

***

Durch das Gewühl schreitet langsam eine Frau. Voran geht ihr ein Gepäckträger, der gleichzeitig als Wegweiser dient. Begleitet ist sie von drei Kindern, zwei Mädchen von schätzungsweise zehn und acht und einem Jungen von etwa sieben Jahren. Die Frau ist noch nicht alt. Aber ihr Haar ist grau und ihr Gesicht von Falten durchfurcht, die Leid und Gram hineingezeichnet haben. Es sind nicht ihre eigenen Kinder, mit denen sie dort geht. Aber ihr eigen Fleisch und Blut könnte sie nicht inniger lieben als diese drei, denen sie Vater und Mutter gleichzeitig gewesen ist. Es sind die Kinder ihres Bruders, die sie betreut hat, als der Vater im Kriege war und auch später noch, als sie die Fürsorge an Stelle der Eltern den Kleinen übernehmen mußte.

Deutsche Kinder sind es, die dort im Rotterdamschen Hafen ein fremdes Schiff besteigen sollen, um in fremde Lande gebracht zu werden. Allein, fremder Obhut anvertraut, sollen diese drei jungen Menschenkinder hinübergebracht werden übers Weltmeer, wo sie von den Eltern erwartet werden.

Es war, weiß Gott, nicht nötig, daß diese Menschlein so in die Fremde verfrachtet werden. Es war nicht nötig, daß ihre Eltern die Heimat verließen. So groß war ihre Schuld nicht, daß sie nicht hier hätte gesühnt werden können. Aber wir wollen nicht rechten im Angesicht des traurigen Schicksals dieser Drei, deren Geschichte hier erzählt sei zu Ruh und Frommen der alten und der jungen Leser.

***

Der Vater dieser jungen Auswanderer stammte aus gutem Hause. Sein Vater war ein braver, biederer Meister, der in der Ausübung seines Handwerks ein wirklicher Künstler war. Noch heute künden Steine, die er behauen hat, in Grafenschlössern und auf stillen Gräbern von der Formkraft seiner Ideen und der Gestaltungskraft seiner Hand. Noch heute spricht man in der Heimat von diesem alten Vater, den längst der kühle Rasen deckt, mit Respekt und Ehrerbietung.

Des Vaters künstlerische Veranlagung war auf den Sohn übergegangen. Nicht aber hatte dieser geerbt des Vaters Besinnlichkeit und Bescheidenheit, nicht war ihm eigen des Vaters Ueberlegtheit und Verantwortungsbewußtsein. Der Bub hatte eine leichte Ader. Von wem er sie geerbt hatte, weiß eigentlich niemand zu sagen. Er war auch nicht schlecht. Beileibe nicht. Er war halt ein Springinsfeld und ein Tunichtgut, so einer von denen, welchen man nicht böse sein kann, auch wenn man ihre Streiche mißbilligt. In seinem Beruf leistete er Ausgezeichnetes und hatte ein gutes Benehmen. Ein hübscher Bursche war er auch, so daß mancher Mädchenblick ihn wohlwollend streifte. Der Vater erkannte schon früh die Gefahren. Er erzog ihn mit großer Strenge. Vielleicht war er manchesmal zu strenge. In diesen Fällen vermochte die Mutter, einen Ausgleich zu schaffen.

Die gute Mutter! Mit dem Vater teilte sie die Sorgen um den Buben, der das älteste von acht Kindern war. Als sie dem neunten Kind das Leben schenken sollte, brach ihre Kraft.

Jahre gingen so dahin. Recht früh schon begründete der Junge eine Familie, ohne sie ernähren zu können. Familienglück war es nicht — trotz allem — den Vater bewog, den Sohn nicht ganz fallen zu lassen. Und heimlich sorgten die Geschwister für manches, was im jungen Haushalt notwendig war. So lebte der Leichtsinn dahin.

Da trat plötzlich ein Ereignis ein, welches alle Ueberlegungen überflüssig zu machen schien. Der große Weltenbrand brach aus und der Junge eilte als einer der ersten freiwillig zu den Fahnen. Er war ein tapferer Soldat. Schon bald tat er sich hervor und hohe Auszeichnungen wurden ihm zuteil. Orden und Beförderungen waren Anerkennung ihm bravouröse Leistungen. Unter dem Eindruck des Kriegsausbruches hatten Vater und Sohn sich ausgesöhnt und es schien, als ob der Krieg das erreichte, was alle Erziehungskunst und alle guten Beeinflussungsversuche bisher nicht vermocht hatten, nämlich, daß der Junge den Ernst und den Sinn und die Verantwortung des Lebens begriff. Die Briefe, die er aus dem Felde schrieb, waren rechte Freudenbringer. Und wenn der Vater früher aus Sorge gebetet hatte, so dankte er jetzt dem Herrgott für die Sinneswandlung seines Sohnes.

Eines Tages kam eine Hiobsbotschaft. Ein Brief kam zurück mit dem Vermerk „Vermißt". Bange Tage und Wochen vergingen, ehe den Angehörigen die Gewißheit ward, daß der Sohn und Bruder schwer verwundet in einem Feldlazarett liege. Nichts ließ der Vater unversucht, um die Ueberführung in ein Heimatlazarett zu erreichen. Und da es sich um einen beliebten und tapfern Soldaten handelte, kam er bald nach Wiesbaden, wo er unter vortrefflicher Pflege schnell genesen.

Kaum konnte er seine Wiederherstellung abwarten. Bald meldete er sich wieder zum Frontdienst und bis zum Kriegsende stand er als tapferer Soldat in vorderster Linie. Ehe er noch heimkehrte, starb sein Vater an schwerer Krankheit. Er starb zufrieden im Bewußtsein der erfüllten Pflicht und in der Ueberzeugung, daß auch sein Sorgenkind nun den rechten Weg gefunden habe. Glücklicher Vater!

***

Der Krieg ging zu Ende und unser Held kehrte heim. Aber er hatte sich so an das Kriegerleben gewöhnt, daß es ihm schwer war, in die alten Verhältnisse zurückzukehren und sich wieder in bürgerliche Haltung zurück zu finden. Der alte Leichtsinn griff wieder Platz. In seiner persönlichen Haltung und in seinen wirtschaftlichen Ueberlegungen wurde er immer mehr und mehr einer jener Emporkömmlinge, die aus der traurigen Zeit von damals noch in lebhafter Erinnerung sind.

Die Inflation sah ihn in hemmungslosem Eifer Geschäfte machen, bis das von den Vernünftigen vorhergesehene Ende eintrat. Er geriet mit den Staatsgesetzen in Konflikt und der Richter schickte ihn für einige Zeit hinter die schwedischen Gardinen.

Auch diesem Schlag gegenüber war seine Frau wehr- und willenlos. Sie lief sich treiben. Und wenn nicht seine Schwester sich jetzt noch mehr als bisher der Kinder angenommen hätte — es waren mittlerweile deren drei geworden — dann wären diese armen unschuldigen Wesen verkommen.

Die Kinder waren jedermanns Freude. Die beiden Mädchen waren rank und schlank gewachsen, trugen goldblonde Köpfe und hatten schöne blaue Augen. Unter dem guten Einfluß der Tante waren sie artige, bescheidene und fromme Kinder geworden. Ganz so sehen wir sie auch noch im Hafen von Rotterdam. Der Junge war noch zu klein, um ein schlüssiges Bild über seine Veranlagung zu gewinnen. Aeußerlich glich er dem Vater. Doch in manchem Zug seines Wesens schien die Art des Großvaters wiederzukehren.

***

Als die Strafzeit verbüßt war, kehrte der Vater heim. Geschwister und gute Freunde taten alles, das Vergangene vergessen zu lassen und halfen, die Grundlage für eine neue, solide Existenz zu schaffen. Hoffnungsvolle Ansätze waren vorhanden. Da trat ein neues Schicksal in sein Leben.

Von einer Geschäftsreise kam er nicht zurück. Die Nachricht traf ein, daß er ertrunken sei. Er hatte in sommerlicher Hitze in einem Flusse gebadet. Seine Kleider wurden herrenlos gefunden. Einige Tage später wurde eine Wasserleiche geländet und durch einen Zeugen festgestellt, daß es sich um unsern Vermißten handele. Hatte also ein ungewöhnliches Leben einen ungewöhnlichen Abschluß gefunden? Fast schien es so. Doch es kam ganz, ganz anders.

II.

Es war schon glaubhaft, wenn nach allem Erlebten der letzten Jahre die Frau dieses Mannes völlig erschöpft und mit den Nerven heruntergekommen war. Und ebenso natürlich war es, daß sie in einem kleinen, stillen Walddorf Erholung suchen wollte. Da sollte sie niemand stören. Nichts sollte sie einmal an das Zuhause und an die Trübsal des Zuhause erinnern. Gesunde Luft, einfache, aber derbe Kost und unbedingte Ruhe sollten dem geschundenen Frauenkörper neue Kraft geben damit er in dem jetzt hart werdenden Existenzkampf nicht unterliege. Nach wochenlangem Ausspannen sollte die Arbeit beginnen, die ihr und ihren Kindern den Lebensunterhalt schaffen mußte. Niemand machte sich Sorge weil — abgesehen von einem nichtssagenden Kartengruß — keine Nachricht von ihr eintraf.

Wie groß waren aber Erstaunen und Ueberraschung, als plötzlich die Mitteilung kam, daß sich die Frau auf hoher See befinde, um nach Kanada zu reisen, wo sie sich mit ihrem Manne treffen wollte . . . .

Sollen wir nun den psychologischen Gründen nachspüren? Wollen wir alle die Fragen noch der Kompliziertheit der menschlichen Seele stellen, die angesichts dieser Lösung sich uns aufdrängen? Würden wir solches Ende in einem Bühnenstück nicht als einen schlecht gemachten Theatercoup ablehnen?

Der Psychiater stände bei der Untersuchung dieses Falles vor einer mehr als „interessanten" Aufgabe. War es irgend ein Rest eines mißverstandenen Ehrbegriffes, der den Mann zu dieser absheulichen Täuschung veranlaßte? Oder war sein seltsames Verschwinden das Ergebnis einer Affekthandlung, die seine freie Willensbestimmung weitgehend ausschloß? Oder hatte man es zu tun mit einer sehr absonderlichen und äußerst tadelnswerten Form von verantwortungslosem Leichtsinn? Wußte die Frau darum und billigte sie in willenloser Abhängigkeit dieses „Sterben" oder erhielt sie erst Nachricht, als die Tat vollbracht war?

Das alles sind Fragen, die unaelöst bleiben werden, wie es ebenso unverständlich ist, daß der nach Kanada Verschwundene als Wasserleiche rekognosziert wurde. Soll hier der Zufall einen seiner teuflischen Streiche spielen, die er gelegentlich so gern hält? Und wer war dann wirklich der Tote, der dem Verschwundenen bis auf die Kennzeichen der erlittenen Kriegsverletzungen gleichsah? Eine Frage ist rätselvoller als die andere. Und sie alle bleiben auf die diesen Fragen ist erschöpfend. Irgendwie und irgendwo bleibt immer ein Rest, der einer befriedigenden Lösung und einer genügenden Erklärung harrt . . . .

III.

Kanada! Verlockendes, verführerisches Land. Hoffnung Tausender, die gestrandet sind. Kasmodal Ziel der reichtumsuchenden Goldgräber. Eldorado raffgieriger Beutegeier!

Auch Kanada ist kein Land, das von Milch und Honig fließt. Wer leben will, muß auch in Kanada arbeiten. Wer glaubt, hier müheles reich zu werden, ist ein eitler Narr. Nirgendwo, auch nicht in Kanada, fliegen die gebratenen Tauben dem Faulenzer ins Maul.

Das muß auch jener Mann bald einsehen, der seinen Kindern die Heimat raubte. Da dauerte es gar nicht lange, bis sich das graue Elend meldete. Frau Sorge streckte ihre spindeldürren Arme aus und umklammerte ihn und seine Familie gleich einem Polypen. Die unschuldigen Kinder aber mußten am meisten leiden.

Dem Vater gelang es nicht, Arbeit zu finden, die zum Aufbau einer gesunden Existenz gereicht hätte. Hier mal und dort fand er Tagelöhnerarbeit, die zu hart für seinen geschwächten Körper und zu wenig lohnend für den Unterhalt der Familie war. Bald ging ihm auf, wie unsagbar dumm und verantwortungslos er gehandelt hatte, als er die Heimat verließ. Ganz plötzlich verspürte er, daß er sich leichtsinnig und mutwillig aus dem Mutterboden herausgerissen hatte, in dem allein die Wurzeln der Kraft für jeden edlen Menschen liegen. Er sah ein was es heißt die deutsche Scholle preiszugeben um einer Narrheit, eines eitlen Phantoms willen.

Nein, keiner löst sich ungestraft aus der Gemeinschaft seines Volkes. Niemand wendet ohne Not den Fuß vom heimatlichen Boden, ohne daß ihn bald bittere Reue peinigt. Die Bande des Blutes und der Sprache halten fest und deutsche Sitte bindet den Menschen unlösbar an seine Stammesbrüder. Wehen diese Bande sich unter den verschiedensten Einflüssen einmal lockern, so bleiben sie doch fest und unzerreißbar. Und gerade dann, wenn die Not den Menschen trifft, sind diese Bindungen am stärksten fühlbar.

In der Heimat zu hungern, tut weh. In der Fremde hungern müssen ist schlimmer als der Tod. In der Heimat hart getroffen und unverdient behandelt werden ist schmerzlich. In der Fremde unverstanden, ungekannt und unbeachtet zu sein, ist schier unerträgliche Qual. So wie den Abenteuerlustigen und den Leichtfertigen die Ferne auch locken mag, so tief sieht's ihn zur Heimat zurück, wenn es ihm schlecht ergeht. Und wieviele sind's. Lesen die Schönheit und die Kraft ihres deutschen Vaterlandes erst dann bewußt wird, wenn sie die Brücken zu ihm abgebrochen haben.

***

Wo die Heimat preisgibt, hat zumeist alles verloren. Das ist die bittere Wahrheit, die auch unser Auswanderer bald empfand. Doch als er's erkannte, war es zu spät zur Umkehr. Zu groß war Not und sein Weh. Ihre beider Gesundheit war untergraben. Bei ihnen waren es des Krieges Wunden, die seinen Körper geschwächt hatten. Und seine eigenen Sünden rächten sich. In seiner Lebensgestaltung hatte er keine Rücksicht darauf genommen, daß er solide Regeln innehalten mußte. In der Heimat hatte er Raubbau getrieben mit seiner Gesundheit und in der Fremde sog er umbarmherzig Absauger. Nirgendwo wurde er gebraucht. Nirgendwo fand er eine Weide. Und seine Familie zog überall hin mit. Vagabunden wider Willen.

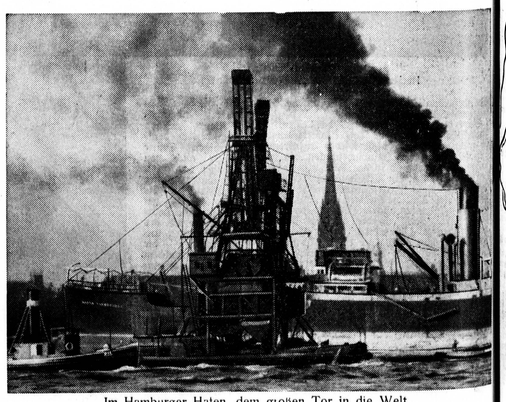
Seine Frau war nie sonderlich stark gewesen. In den Tagen wirtschaftlichen Glanzes ließ sie kein Verzichten aus. In der Zeit der Not aber hatte sie nicht genügend Widerstandsenergien, um mit den Widerwärtigkeiten des Lebens fertig zu werden. Viel zu lange dauerte es, bis sie sich zum Sterben hinlegte. Ihre Kinder ließ sie im fremden Land zurück. Und in der Heimat trauerte ein alter einsamer Vater . . .

Den Mann traf der Tod seines Weibes hart. Wenn es in den letzten Jahren, als die Sorgen drückten, auch manche Kummerstunde gegeben hatte, so liebte er sie doch tief und ehrlich. Ihr Sterben war für ihn der härteste Schlag. Bald war er so zermürbt, daß er nur mehr ein Schatten seiner selbst war. Mit Mühe nur riß er sich manchmal zusammen, um vor seinen Kindern nicht als schlapper Kerl dazustehen. Sein Gewissen peinigte ihn und er quälte sich mit harten Selbstvorwürfen wegen des Schicksals, das er in unüberlegten Leichtsinn seinen Kindern bereitet hatte.

So ging es mehr und mehr mit ihm bergab. Er war sich merkwürdig klar darüber, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gab. Da wurde die Sehnsucht nach der Heimat übermächtig in ihm. Aber nirgends war eine Möglichkeit zur Heimkehr vorhanden. Der einzige Trost der sich ihm bot, war, daß er mit seinen Kindern von der Heimat sprechen konnte. Er schilderte sie ihnen in den leuchtendsten Farben und wie er von daheim erzählte, trat seine starke künstlerische Veranlagung wieder hervor. Mit welcher Liebe zeichnete er alle die vielen Einzelheiten, die sich seiner Erinnerung aufdrängten, wie beschrieb er Berg und Tal, Wald und Feld, Kirche und Schule, Spielplatz und Werkstatt und . . . das Elternhaus. Davon sprach er mit aller Inbrunst. Und dabei wurde er wieder fromm. Er, der seit Jahren keinen Herrgott mehr kennen und anerkennen wollte, wurde wieder gläubig und demütig.

Seine Kinder, die mittlerweile herangewachsen waren, sahen seinen Verfall. Sie wußten

(Schluß nächste Seite)



Im Hamburger Haten, dem großen Tor in die Welt

Onkel Bräsig wird verfilmt

„Kommst du heute mit? Wir sind jetzt im Terra-Atelier und drehen dort den „Onkel Bräsig".

Natürlich versprach ich, zu kommen. Fritz Reuter wird verfilmt! Also nahm ich vorher „Stromtid" und die „Franzosentid" und die Biographie aus dem Bücherschrank und las meinen Fritz Reuter noch einmal schnell durch. Und da wollte es der Zufall, daß ich auf ein Datum stieß: auf den 27. Juli 1836. Es ist also vor fast genau hundert Jahren, was unserem Dichter passierte.

Etwas Gutes war es nicht! Ein Urteil war über ihn gefällt worden, und zwar nach dreieinhalbjähriger Untersuchungshaft! „In Contracht". Der Anklage nicht gerade hat das unmittelbar und zunächst den gewaltsamen Umsturz des preußischen Staates bezweckt hätte, noch gegen den Inquisiten wegen Teilnahme an einer den gewaltsamen Umsturz der Verfassung des preußischen Staates bezweckenden Verbindung und wegen Beleidigung Seiner Majestät des Königs nur auf die einfache Todesstrafe, auf Strafe des Beiles erkannt werden müssen. Sondern aber auf Konfiskation seines Vermögens." Um Gotteswillen! Was hatte der arme, bejahrte Fritz Reuter denn Schreckliches getan?

Nichts, gar nichts", schreibt er selbst später dazu. „Ich hadd up eine dittsche Universität in den hellen lichten Dag de dittschen Farwen seihn. In uns' Versammlungen un unner vier Ogen hadden wie von Ding red't, de jetzt up de Strat fri utschrigt warden, von Dittschlands Freiheit und Einigkeit . . ."

Der Student Fritz Reuter hatte in Jena mitgemacht, was bei den „Germanen" üblich war, für die deutsche Freiheit hochleben lassen und auf Prost auf die Zukunft des einigen Vaterlands ausgebracht. Das war erwiesenermaßen alles. Zum Tode verurteilt! Zu dreißig Jahren Kerker begnadigt!

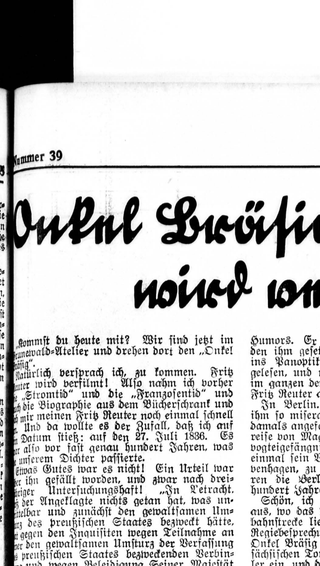
Er verschlucke den Augenblick, wo es ihm einfallen war, auf dem Heimwege von Jena nach Berlin zu fahren. Am 31. Oktober 1838 war er früh aus dem Bett geholt und in Gewahrsam gebracht. Das Schicksal nahm seinen Gang. Die Etappen hießen Glogau, Magdeburg, Berlin und Graudenz. In Dömitz, wo man ihn „festen" mußte — er wurde sieben Jahren Freiheitsberaubung entlassen — war die Haft nicht viel mehr als eine Studentenarrest gewesen. Immerhin: sieben Jahre sind ein ganz schöne Zeit.

Sie machten aus einem Bruder Leichtsinn nachdenklichen Menschen, aus einem Taugenichts einen arbeitsamen Landwirt, aus einem wilden Wanfelkopf einen — Humoristen. Ein großes Wunder geschah — Fritz Reuter habe ein Dichter, ein Meister des deutschen Humors. Er wurde berühmt. Denkmäler wurden ihm gesetzt, sein Onkel Bräsig kam sogar ins Kanonikum. Und seine Bücher wurden gelesen, und nicht nur in Mecklenburg, sondern im ganzen deutschen Vaterland. Und nun soll Fritz Reuter auch noch verfilmt werden.

In Berlin. In demselben Berlin, wo es ihm so miserabel ergangen war. Hart war er damals angefaßt worden. Als er auf der Durchreise von Magdeburg nach Graudenz im Hausvogteigefängnis zu Berlin lag, da wurde nicht einmal sein Vater, der Bürgermeister von Stavenhagen, zu ihm gelassen. So streng verfuhren die Berliner mit ihm. Und nun, nach hundert Jahren, wollen sie es wiedergutmachen.

Schön, ich fuhr also nach Grunewald hinaus, wo das Tobis-Atelier dicht an der Stadtbahnstrecke liegt. Waschmeck hatte gerade eine Regiebesprechung mit Otto Wernicke, der den Onkel Bräsig darstellt. In seinem urgemütlichen sächsischen Tonfall sprach er auf den Schauspieler ein, und der sah ihn mit seinen gutmütigen aber über die Mätzchen staunen, die katsächlich angewandt werden, um zu erfahren, was man erfahren will. Daß der Agent einer fremden Macht, vor allem mit den menschlichen Schwächen, mit Gefühlen und Bedürfnissen, mit Eitelkeit und Ehrgeiz rechnet und sie sich nutzbar macht, daß er eines Tages auch nicht ensteht,

STEN



Fritz Hoopts in seiner ausdrucksvollsten Filmrolle: als Jochen Nüssler. Er ist die Ruhe in Person. „Was kann man dorbi dauhn?" ist seine stehende Redensart. Aus dem Fanal-Film der Tobis Rota „Onkel Bräsig".

Die „nahrhafte Mamsell", eine Bombenrolle für Garsta Löck in dem Fanal-Film der Tobis Rota „Onkel Bräsig".

Bräsigantzen an und sah da, als ob er eben bei Frau Mühler eine frische Tasse Kaffee getrunken hätte und nun mal sehen wollte, wo und wie er sich nützlich machen könnte, er, der Herr Entspekte- außer Dienst.

Wie das im Filmatelier so ist: man sieht nur eine kleine Szene, die immer und immer wiederholt wird, bis sie „fix", und manchmal werden da keine zehn Worte gesprochen. Aber man spürt doch, ob es etwas wird oder nicht. Man spürt sozusagen die Atmosphäre des Films. Und die ist hier goldrichtig. Onkel Bräsig geht so freudlend und wohltuend durch den Raum, sein Humor zwingt alle so selbstverständlich zur Heiterkeit, daß es mit alles bösen Geistern zugehen müßte, wenn dieser Film nicht „einschlägt".

An den 27. Juli 1836 denkt hier keiner. Hundert Jahre genügen, um etwas Schlimmes vergessen zu lassen. Die Menschen haben nun einmal diese herrliche Eigenschaft. Und das ist ganz im Sinne Fritz Reuters. Er schuf seinen Onkel Bräsig ja auch nicht, um bittere Gedanken zu wecken, sondern um die Menschen lachen zu machen. Um sie zu versöhnen — mit all dem, was nun einmal an Torheit und Niedertracht in der Welt ist. Ein Onkel Bräsig hebt hundert von der anderen Sorte auf.

H. G. E.

Onkel Bräsig im Tonfilm

Fritz Reuters volkstümlichste Gestalt, Entspekter a. D. Zacharias Bräsig, ist die Seele des Fanal-Films der Tobis Rota „Onkel Bräsig". Otto Wernicke spielt die Hauptrolle.

„Verräter" — anders als sonst gesehen

Bei den üblichen Spionagefilmen wußte das Publikum nie recht, was es von der Geschichte halten sollte. Erstens waren die Spione immer nur nachts am Werk, und zweitens waren die, die man dafür hielt bestimmt nicht die richtigen, sondern am Schluß schleifte der Herr Meisterdetektiv einen harmlosen jungen Mann triumphierend vor die Schranken des Gerichts und sagte: „Das ist der wahre Täter." Die Hauptsache war die Sensation, Explosion eines Windkraftwerkes oder ähnlicher Phantasiegebilde, die „atemraubende" Verfolgung der Schuldigen und die Versteckspielerei vor dem Publikum.

Der Film „Verräter", den die Ufa mit Unterstützung amtlicher Stellen unter sorgfältiger Vorbereitung jetzt unter der Spielleitung des von vielen Produktionsaufgaben her bekannten Filmmannes Karl Ritter herausstellt, ist ein Spionagefilm im tüchtigen Sinn. Man kann ihn aber als einen Spion age Abwehrfilm bezeichnen, der die Reize einer spannenden, aufregenden und erschreckenden Spielhandlung mit einer eindringlichen, aufmerksam machenden Idee in harmonischer Weise verkindet. Denn durch diesen Film soll das Publikum auf die mannigfachen Gefahren achten lernen, die einem Land drohen, das zum Wiederaufbau seiner Wehrmacht alle Kräfte zusammennehmen muß, um aufzuholen, was versäumt worden ist. Es ist der erbarmungslose Krieg im Frieden, der heimtückische Kampf um Nachrichten und Zahlen, die fremden Mächten Einblick geben sollen in die wirtschaftlichen u. militärischen Kräfte eines Landes. Ein Kampf, der mit raffinierten Mitteln geführt wird und bei dem allzu oft ahnungslose Menschen, die vertrauensselig in die ihnen gestellten Fallen gehen, auf der Strecke bleiben. Der Film „Verräter" verzichtet auf die übliche Romantik, mit der Spionagefilme im Film eingekleidet wurden. Es wird von Anfang an offen gespielt, man weiß, worum es geht, und zeigt wie es gemacht wird. Und gerade dieses offene Spiel — die Handlung des Films beruht nicht auf Erfindung, sondern auf wirklichen Vorkommnissen — erhöht die natürliche Spannung. Vieles, was man sich im allgemeinen unter dem Begriff „Verrat" vorstellt, wird man zu seinem Erstaunen nicht sehen. Um so mehr

Die Versuchung

Heinz Welzel, Paul Dahlke und Willy Birgel in dem Ufa-Tonfilm „Verräter",

die Karten aufzudecken, und sein Opfer mit Drohungen einzuschüchtern, dies alles erlebt man beispielhaft an den handelnden Personen des Films. Fast sämtliche Typen sind unter ihnen vertreten, was ja auch im Leben vorkommen soll, wo viele Menschen zusammen sind.

Ein besonderer Reiz des Films beruht auf der Tatsache, daß nur der kleinste Teil der Aufnahmen im Atelier gemacht wurde. Die meisten Schauplätze sind echt und ohne Kulissen. Darsteller und Aufnahmeteab zogen in die großen Industriewerkstätten, luden unter die Erde und flogen selbstverständlich auch in der Luft mit den neuesten Maschinen. Ob im Hintergrund Hangars stehen mit Reihen ausgerichteter Seeflugzeuge oder ob Panzerkampfwagen gleich vorwerklichen Riesentieren durch Sand und knidende Baumgruppen stoßen, ob Militär manövriert oder der Chemiker im Laboratorium arbeitet — überall ist die Wirklichkeit zu spüren. Manchen Tag haben die Filmleute draußen gearbeitet, wo Maschinen rattern und Pumpen die Wasserversorgung einer großen Stadt versehen, manchen Tag auch haben sie nur studiert und „Motive" gesucht, damit bis in die Einzelheit alles echt ist.

Der Heimat beraubt (Schluß)

um seine Schuld, aber sie liebten den Vater und waren ihm gehorsam. Sie benützten sich fürsorglich um ihn und als sie erkannten, daß ihm keine Rettung mehr werden konnte, taten sie alles, um ihm sein Scheiden von dieser Erde leicht zu machen. Mit Freuden versprachen sie ihm, alles daran zu setzen, um in der Heimat seine Schuld zu sühnen. Und sie waren wirklich bereit, in der deutschen Heimat, die auch in ihren Herzen noch lebendig war, karg bezahlte Kärrnerdienste zu leisten, wenn sie nur Heimatluft atmen, auf heimatlichem Boden wandeln durften.

***

Als der Sensenmann den Vater geholt hatte, blieb den Kindern keine Zeit zu müßiger Trauer. Kein anderes Eigentum hatten sie, als die Erinnerung an eine schöne und wohlbehütete Kinderzeit in Deutschland. Nichts war ihnen geblieben, als die natürliche Anmut und Bescheidenheit, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten.

Dies bescheidene Kapital aber reichte aus, um sie anzuspornen, alles daran zu setzen, um bald nach Deutschland zurückkehren zu können. Ernst und fest gelobten sie sich, treu zusammenzuhalten und jeden widrigen Schritt gemeinsam zu überlegen und möglichst gemeinsam zu tun.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daß alle drei im gleichen Hause unterkamen. Die Mädels arbeiteten sich als Verkäuferinnen ein, der Junge wurde Liftboy. Hart und ungewohnt war vorerst die Arbeit, fremd die Umgebung, knapp der Lohn. Doch abends saßen sie zusammen und rechneten und überlegten, und machten Pläne. Und diese Gemeinschaft war für sie Erholung und Kraftquelle. Da sie fleißig und willig, anstellig und treu waren, gelang es ihnen auch, in ihren Stellen aufzurücken und kleine, für sie aber sehr bedeutsame Lohnerhöhungen zu bekommen. Dollar auf Dollar trugen sie zusammen, bis endlich, endlich das Ziel erreicht und das Reisegeld zusammengespart war.

Durch Rückfrage bei der Heimatbehörde hatten sie erfahren, daß die Tante, welche sie in ihrer frühen Jugend betreut hatte und auch der Großvater mütterlicherseits noch lebten. Als sie ihre Heimreise aus eigener Kraft finanzieren konnten, schrieben sie ihnen. Groß war die Freude, die diese Briefe in Deutschland auslösten. Und gar schnell kam die Antwort, die ihnen ein „herzlich Willkommen" zurief.

Der Rest ist schnell erzählt. Einen letzten Gang taten die drei noch zu den Gräbern ihrer Eltern. Mit Tränen netzten die Mädchen den Blumenstrauß, der letzter Gruß sein sollte für Vater und Mutter. Stumm stand der Junge am Grabe des Vaters. Aber plötzlich straffte sich sein Körper. Ernst und entschlossen blickten seine Augen und in seinem Herzen leistete er das feierliche Gelöbnis, nicht nur heimzukehren nach Deutschland, sondern diesem Deutschland auch seine Kraft zu weihen.

***

Herrlicher Sonnenschein lagerte über ihrem Heimatstädtchen, als sie ankamen. Klar blaute der Himmel über ihnen, so als ob er ihnen die Schönheit ihrer Heimat in verschwenderischer Fülle zeigen wollte. Vom ersten Augenblick an fühlten sie sich geborgen. Sie waren wieder daheim.

Fünf Tage daheim in Nürnberg

Man spricht viele Sprachen in Nürnberg: Man redet platt, man fächselt, man kann sein Bayrisch nicht verleugnen, man lacht auf schwäbisch, man freut sich auf rheinisch. Und wenn der SA-Mann aus Berlin in der qualvollen Enge der Straßenbahn mit dem Schwaben aus dem Schwarzwald einen kleinen Krach anfangen will, dann lacht der ganze Wagen über die seltsamen Ausdrücke und Worte der beiden, und allem Aerger ist die Spitze abgebrochen.

Denn wir sind ja alle daheim hier in Nürnberg. Hier trifft sich Deutschland, da ist keiner dem anderen fremd. Ein paar Stunden sieht man zusammen auf dem gleichen Meierchen Erde und erwartet den Aufmarsch. Schnell ist man aufeinander eingestellt. Man hilft sich gegenseitig, damit jeder etwas sieht. Man ist innerlich so gelöst, so frei. Wie könnte es sonst sein, daß der so verschlossene Bauer aus Schleswig-Holstein plötzlich von seinem Hof erzählt, daß er stolz allen Umsitzenden Bilder aus seiner Heimat zeigt, von seinen Aeckern und Tieren. Wie könnte es sonst sein, daß die Verkäuferin aus dem Rheinland so ehrlich und überzeugt ausruft: Da möchte ich wohl lieber Leben als in der Großstadt!

Wir sind alle so stolz auf dieses unser Nürnberg. Es sind keine fremden Menschen, deren Spuren da im Sonnenschein funkeln. Es sind unsere Arbeitsmänner, die da wie ein Mann den Befehlen gehorchen. Ihre Leistung macht uns stolz — dieser Stolz spiegelt sich tausendfältig wieder auf den Gesichtern der Parteigäste. In jedem von uns wächst die Kraft von Tag zu Tag. Gerade wir Frauen spüren das mit dankbarem Herzen. Kleinlichkeiten wollen uns manchmal den Mut nehmen, Nichtigkeiten machten uns manchmal unnütig zu schaffen. Nürnberg gibt uns wieder neue Maßstäbe: Wir lernen aufs neue das Große vom Kleinen zu unterscheiden, das Wesentliche vom Unwesentlichen. Wesentlich ist immer der Glaube, der Berge versetzt, unwesentlich sind dann alle menschlichen und sachlichen Schwierigkeiten. Wir sind so froh, ein paar Tage alles hinter uns zurücklassen zu dürfen, um das zu lernen.

Sonst müssen wir Frauen immer an alles denken. Hier haben andere für uns gesorgt. Zum Teil sind wir Frauen dies Jahr in Massenquartieren, in Schulen und Wohnbaracken untergebracht. Ich glaube, wir werden noch eine Zeitlang Heimweh nach den dreitöpfigen Feldbetten haben, wenn sie auch nicht so weich und warm waren wie zu Hause. all diese äußeren Ungewohntheiten, die wir in anderen Fällen vielleicht als unangenehm empfinden, heben mit, den Nürnberger Tagen ihren eigenen Reiz zu geben.

Und das Schönste in Nürnberg? Das war für uns Frauen die Stunde, als der Führer zu uns in der Kongreßhalle sprach, zu uns Frauen allein. Die einzelnen Worte haben wir nicht mehr so genau im Gedächtnis — lebendig aber ist in uns die Freude am Leben, am Kampf, an unserm Frausein und seinen Aufgaben, die bei den Worten des Führers neu in uns erwachte. Unsere Schultern sind wieder stark geworden, unseren Kopf tragen wir aufrechter, unsere Herzen sind froher.

Nun sind wir wieder daheim an unseren Arbeitsplätzen. Man soll es uns anmerken, daß wir in Nürnberg waren. Das sei unser Dank an den Führer.

Dorothea Thimme.

Herbstblätter der Mode

Rostbraun und Grün
Passenteilungen • Röcke
mit leicht glockiger Weite

Zeichnungen: Oehmann

G 1843. Leicht glockiger Passenmantel aus Velours de laine mit modischer Pelzgarnitur u. Passenentenabnäher. Linda-Schnitt Größe 0. II erhältlich.

G 1853. Doppelreihiger Sportmantel in der neuen, strengen Form, offen und geschlossen zu tragen. Passe, Kragen, Ärmel und Taschen sind reich mit Steppnaht verziert. Linda-Schnitt Größe II und III erhältlich.

G 2004. Praktisches Wollkleid für Beruf und Straße, westenartig geschlossen, mit weißem, gestepptem Pikeekragen u. Ledergürtel. Linda-Schnitt in Größe 1 bis erhältlich.

G 2073. Dieses schlichte Kleid aus weichem Wollstoff wird wegen seiner gefälligen Form gern getragen werden. Linda-Schnitt Größe I u. II erhältlich.

Diese Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- u. Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen.

Wie bereitet man Pilze zu

Der Herbst bringt uns unter anderen guten Sachen die Pilze. Wir haben eine reiche Auswahl: da sind köstliche Champignons, kernige Steinpilze, goldgelbe, würzige Pfifferlinge, und außerdem noch die große Anzahl von Pilzen, die der Pilzliebhaber selber pflückt, als da sind Rehpilze, Maronen, Kremplinge und dergleichen mehr. Haben wir selber Pilze gesammelt, so können wir gut die verschiedenen Arten zusammen zubereiten; ein gemischtes Pilzgericht ist etwas sehr Gutes. Eigentlich sollte es unnötig sein, die Mahnung hinzuzufügen, daß man stets nur Pilze pflücken sollte, die man genau kennt und von denen man weiß, daß sie eßbar und wohlschmeckend sind.

Die einfachste Art der Pilzzubereitung ist, die Pilze gut zu putzen und zu waschen und sie dann in Butter weich zu dünsten, was nicht länger als 15 Minuten dauert, unter Zusatz von etwas Salz. Man kann auch, wenn die Pilze fertig sind, noch einen Teelöffel feingehackte Kräuter beliebiger Art hinzutun. Man kann die Pilze zusammen mit Mürbeteigpasteten, auch schmecken sie gut als Füllung in gedünsteten Tomaten oder Paprikaschoten. Auch mit gekochtem Fisch untermischt sind sie vorzüglich. Gut sollen aber auch einige besonders dicke Pilzrezepte gegeben werden, die vielleicht Liebhaber finden werden.

Makkaroni mit Pilzen in der Form. Die gut gewaschenen und geschnittenen Pilze (500 Gr) werden ohne Zusatz von Wasser in ihrem eigenen Saft 15 Minuten lang gekocht. Darauf gibt man sie auf ein Sieb und läßt den Saft abtropfen. Die Pilze werden in kleine Stücke geschnitten und mit 1 Eßlöffel feingewiegter Zwiebel in 3 Eßlöffel Butter gedünstet. Hierauf kreut man 1 Eßlöffel Mehl darüber und läßt auch dieses braun werden. Man gibt nun zwei Tassen Sahne hinzu (oder gute Milch), sowie den Pilzsaft und läßt die Masse unter öfterem Rühren etwa 20 Minuten schmoren. Dann gibt man etwas Salz und Pfeffer nach Geschmack hinzu. Inzwischen hat man 250 Gramm Makkaroni in Stücke gebrochen und in reichlich Wasser, dem man Salz beifügt, weich gekocht. Sie werden dann auf ein Sieb geschüttet und müssen gut abtropfen. Nun mischt man die Makkaroni mit den Pilzen, gibt das ganze in eine gut mit Butter ausgestrichene feuerfeste Form und bestreut es mit Semmelmehl und geriebenem Käse. Man gießt etwas zerlassene Butter darüber und läßt das Gericht in gut heißem Ofen in etwa 20 Minuten anbräunen. Dann wird es in der Form recht heiß zu Tisch gegeben.

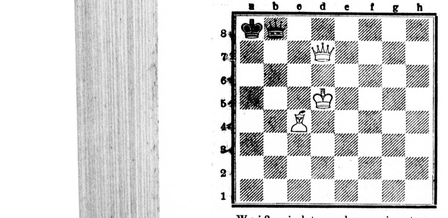
Tomaten mit Pilzen. 500 Gramm gut gepuhte und gewaschene Pilze werden im eigenen Saft (ohne Zutat von Wasser), 20 Minuten gekocht. Dann läßt man sie abtropfen und wiegt sie fein. Hier Eßlöffel Reis werden in reichlich kochendem Salzwasser weich gekocht, worauf man sie abtropfen läßt. Man bräunt nun Pilze, 1 Eßlöffel feingewiegte Petersilie und 1 Teelöffel feingewiegte Zwiebel in zwei Eßlöffeln Butter, gibt den Reis hinzu und läßt alles zusammen noch eine kleine Weile weiter dünsten. Hierauf schmeckt man mit Salz und Pfeffer ab und gibt von dem Inneren von 6 ausgehöhlten Tomaten soviel hinzu, daß die Masse feucht und zusammenhängend wird. Die ausgehöhlten Tomaten werden mit der Masse gefüllt und in eine gut mit Fett ausgestrichene feuerfeste Form getan. Dann streut man etwas Semmelmehl darüber, besteckt die Tomaten mit zerlassener Butter und läßt sie in gut heißem Ofen etwa 20 Minuten, bis sie eine schöne Farbe angenommen haben.

Pilzpastete. 1 Kilo gut gewaschene Pilze werden im eigenen Saft 15 Minuten gekocht, dann läßt man sie abtropfen und hackt sie fein. Sie werden dann mit 1 Eßlöffel feingewiegter Zwiebel in 2 Eßlöffeln Butter gedünstet, müssen abkühlen und werden dann mit ¼ Tasse guter Milch, ¾ Tasse Semmelmehl, 1 Ei, Salz und Pfeffer nach Geschmack gemischt. Man formt aus der Masse, die ziemlich fest sein muß, kleine Klöße und backt diese in reichlich Butter schön gelb braun. Man reicht eine Tomatensoße dazu, auch schmeckt jede Art Salat dazu sehr gut.

H. B.

„Deine Morgengymnastik". Durch wenige, aber richtig ausgeführte Morgenübungen sich Gesundheit und Frische zu erhalten, ist eine Notwendigkeit, auf die uns das portefeuillende Büchlein von K. Glücker aufmerksam macht. Den flott geschriebenen Text vervollständigen 22 Abbildungen, die immer wieder auf das Wie hinweisen, in dem das Geheimnis der Gesundheit liegt. (Südd. deutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart, Birkenwaldstraße 44. Preis 1,10 RM.)

Schachaufgabe



a b c d e f g h

Weiß zieht und gewinnt.

Stellung: Fünf Figuren. Weiß: König d8, Dame d7, Läufer e4; Schwarz: König a6, Dame b8.

Buchstabenrätsel.

— . — — Farbstoff
— . — — Weiblicher Vorname
— . — — Brettspiel
— . — — Mönchsgewand
— . — — Chemisches Element
— . — — Raubtier
— . — — Halbedelstein
— . — — Religiöses Lied
— . — — Ind. Vogelch. f. Steuermann
— . — — Streitfall

Man suche die bezeichneten Wörter, deren mittlere durch Punkte angedeutete Buchstabenreihe ein erfrischendes Getränk nennen. Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind: O. K. S. K. A. L. A. P. P. T.

Rätsel.

Ich stand in alten Zeiten schlecht angeschrieben sehr,
Von mir berichtet graufig gar manche alte Mär.
Und wer mich einst besiegte, galt als ein tapf'rer Mann —
Damals hat man gelesitet, was keiner sieht mehr kann!
Denn jetzt drückt ich das Schreckens, des Abscheus Meinung aus;
Der Mann ist zu beklagen, der mich besitzt im Haus.
Denn jetzo trag' ich Kleider und eine spitze Naf',
Ich kratze mit den Nägeln, und Männer sind mein Fraß!
Des Nachts fahr' ich zum Schornstein bei manchem auch hinein,
Bring' ihnen Geld und Schätze, dafür sind sie einst mein!
Fragt nur auf manchem Dorfe, da hat man mich geschaut,
Und mancher alten Muhme hat's schon vor mir gegraut!
Im Herbste leih' ich immer mir lustige Gestalt,
Auf leichten Flügeln schwing' ich mich in die Lüfte bald.
Ein Kind kann mich dann lenken, das kaum noch buchstabiert;
Doch hab' ich nicht Charakter, ein Windhauch mich regiert.

Geographische Scherzrätsel.

1. Wo ist ein neuer Hyfinderhut etwas Unbekanntes?
2. Welche Stadt sagt einer Jungfrau, daß ihr Geliebter sie verlassen hat?
3. In welcher Stadt geben Akrobaten stets nur Einzelvorpellungen?

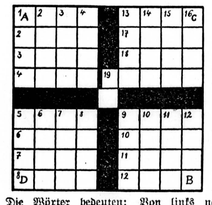
Anfügungsaufgabe.

Es soll den Wörtern:

Amt — Kuli — Enge — Otto — Loge — Ecke — Lack — Unke — Burg — Mär. — Tael — Esse — Erz — Strich

je ein Buchstabe vorn angefügt werden, so daß neue, und zwar wiederum Hauptwörter, entstehen. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben dann eine Erholungszeit.

Kreuz- und Querworträtsel.



Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Blutgefäß, 2. berühmte Sängerin, 3. großer Schornstein, 4. Stadt im Rheinland, 5. Möbel, 6. Fluß in Thüringen, rechts zur Saale, 7. Teil des Hauses, 8. Schweiz. Fluß, 9. Wehrmacht, 10. Raubvogel, 11. weiblicher Vorname, 12 wie 4. Von links nach rechts: 13. Getreideart, 17. Nebenfluß der Weichsel, 18. russisches Gouvernement, 19. religiöses Lied. Von oben nach unten: 13. blütenloses Waldpflänzchen, 14. arabischer Stamm, 15. Berg in Tirol, 16. andere Bezeichnung für Lachs. — Diagonale: A—B Minderwertige Ware.

Lösung:

1.) Df8—a3†, Ka1—b1; 2) Da3—a6, Kb1—c2; 3.) Da6—e2†, Kc2—c1; 4.) De2—f1, Ke3—b3.

Nun kann der weiße König entscheidend eingreifen.

Auf 2..., Kb1—c1 gewinnt Weiß durch Da6—f1†.

Silbenrätsel.

Sterne — Nester. —

Verwandlungsrätsel.

Werder, Verden, Bergen, Berlin.

Silbenrätsel.

1. Depesche, 2. Ideal, 3. Emilie, 4. Oefinit, 5. Leiderdorp, 6. Perres, 7. Majoran, 8. Novatine, 9. Irrisch, 10. Sandec. — Die Olympischen Spiele. —

Versteck-Rätsel:

1. Wald, 2. Feld, 3. Wiese, 4. Garten, 5. Anlagen.

Illustriertes Kreuzworträtsel:

Waagerecht: Laute, Bahre, Kleid. Senkrecht: Falle, Stein, Maler, Trube. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzutragen.

Das Abenteuer eines Seemanns.

Die Zweifler an der Erzählung Hendrik hatten recht. Niemals ist Hein unter einem Eisberg hindurchgeschwommen. Von dem Physikunterricht in der Schule hatten sie noch so viel behalten, daß das spezifische Gewicht von Eis etwa ein Zehntel kleiner ist als das des Wassers. Deshalb befinden sich neun Zehntel eines schwimmenden Eisblocks unter Wasser. Wenn ein Eisberg 30 Meter über Wasser ragt, dann geht das Eis bis 180 Meter unter den Wasserspiegel. So ist konnte Hein nicht tauchen.

Haus, Hof und Garten

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bauernwaldes / Von Forstmeister Dr. Binder

Wenn wir uns in der forstlichen Betriebsstatistik die Verteilung des Waldes auf die einzelnen Besitzgrößen genauer ansehen, können wir feststellen, daß der Bauernwald, d. h. die Waldflächen bis zu 100 Hektar Größe, insgesamt 8 Millionen Hektar umfassen. Diese Fläche gehört 823 000 Einzelbesitzern, zum größten Teil Bauern, und beträgt ein Viertel der gesamten Waldfläche Deutschlands.

Schon hieraus geht hervor, daß der Bauernwald seine unwichtige Rolle in der Holzversorgung Deutschlands spielen kann, zumal wir auch heute noch erhebliche Mengen Nutzholz aus dem Auslande einführen müssen. Deutlicher wird dies, wenn man die Leistungsfähigkeit des Bauernwaldes mit der der mittleren und großen Privatforsten, der Kommunal- und Staatsreviere vergleicht. Während diese gut gepflegt und planmäßig bewirtschaftet, jährlich im Durchschnitt etwa 4 bis 5 Festmeter Derbholz je Hektar liefern, erzeugt der Bauernwald — oft wohl auch Bauernheide genannt, die sich zum größten Teil im schlechten, ungepflegten Zustand befindet — kaum 1 Festmeter jährlich. Ein gewaltiger Unterschied, der besonders heute in der devisenarmen Zeit, wo wir bestrebt sein müssen, unseren Holzbedarf im eigenen Lande zu decken, von größter Bedeutung wird. Denn nur im Bauernwald kann eine wesentliche Steigerung der Holzproduktion erfolgen, da in den übrigen Waldungen bereits seit Jahrzehnten höchste Leistung angestrebt und erzielt wurde.

Am waldbesitzenden Bauern liegt es daher, im Rahmen der Erzeugungsschlacht auch forstlich tatkräftig mitzuarbeiten und sich mit seinem Walde nicht nur, wenn er Geld bringen oder in futterarmen Jahren Streu liefern soll, näher zu befassen.

Eine Steigerung der Holzernte kann natürlich nicht von heute auf morgen geschehen, sondern es werden dazu einige Jahrzehnte notwendig werden; aber mit dem Aufbau und mit der Arbeit hierfür muß bereits jetzt schon begonnen werden.

Zeichnung: Blumberg M

Oben: Gepflegter und daher leistungsfähiger Wald aus anerkanntem Saatgut

Links: Infolge früherer Mißhandlung verwilderter und daher unproduktiver Wald

Schon die Begründung einer Kultur muß mit der notwendigen Sorgfalt und Liebe erfolgen. Als Saatgut darf nach dem Reichsforstgesetz nur anerkanntes Samen verwendet werden. Nachsetzungen und Pflege der Kulturen dürfen nicht vergessen werden; denn nur ein gepflegter und vom Unkraut freier Jungwuchs kann gesunde, astreine Stangen liefern. Auch die Durchforstung ist rechtzeitig, etwa alle drei Jahre, auszuführen. Dabei ist den Zukunftsstämmen, die die eigentliche Ernte ergeben, allmählich erweiterter Kronenraum zu geben.

Der Ausbieb darf also nicht, wie bisher, sich nach dem Bedarf des Bauern an Holz und Geld richten, sondern ausschließlich nach dem waldbaulichen Bedürfnis des einzelnen Bestandes.

Der allem aber muß die Streunutzung in den Bauernwäldern aufhören, da sie in den meisten Fällen weder dem Walde noch dem Acker Nutzen bringt. Besonders dem Nadelwald entzieht man mit der Streu die einzige Nährstoffquelle und führt den Waldboden zur Verödung. Außerdem wird der Acker, insbesondere durch die Nadelstreu, nicht etwa verbessert, sondern tatsächlich verseuchen, da sich die Nadeln wegen ihres hohen Terpentingehaltes besonders auf kalkarmem Boden nur schwer zersetzen und sauren Humus bilden. Laubstreu ist zwar ebenfalls schädlich für den Acker, doch bei einjährigem Dungumlauf zersetzen sich die Blätter nicht so stark, daß der Boden nennenswert mit mildem Humus angereichert wird.

In futterarmen Jahren soll der Bauer als Ersatz für die bisher gewohnheitsmäßig dem Wald entzogene Streu Plaggenstreu erwerben. Diese kann meist kostenlos von Staats- und größeren Privatforsten erworben werden und bildet, der Luftfeuchtigkeit genügend ausgesetzt, einen guten Dünger. Außerdem kann der Bauer bieleorts auch Schiffe und Binnenstreu nehmen und dadurch die Waldstreu für die Ertragssteigerung seines Waldes diesem belassen.

Eine weitere Möglichkeit der Holzertragssteigerung, indem in der Aufforstung von Flächen, die landwirtschaftlich nicht nutzbar sind, und meist jahrelang als Oedland brachgelegen haben.

Um dem Bauern die Aufforstung dieser Flächen zu erleichtern, haben die Forstabteilungen der Landesbauernschaften schon seit Jahren zu Vorzugspreisen Forstpflanzen bester deutscher Herkunft zur Verfügung gestellt. Außerdem besteht die Möglichkeit, daß die Forstbeamten der Landesbauernschaften den Bauern sowohl bei der Kultur als auch bei der Durchführung von Pflegehieben durch sachverständigen Rat unterstützen. Auch die Arbeitsämter und der Reichsarbeitsdienst sind bestrebt, durch Gewährung von Grunddörderung bei Beschäftigung von Arbeitslosen sowie Einsatz der Arbeitsmänner an der Verbesserung und dem Aufbau des Bauernwaldes tatkräftig mitzuwirken.

Es ist daher Pflicht eines jeden Waldbauern, die ihm durch die Behörden gewährten Vorteile der Aufforstung und Pflege seines Waldes für sich, seine Nachkommen und die ganze deutsche Volkswirtschaft wahrzunehmen.

Praktischer Ratgeber

Kampf dem Verderb! Fehler- und mangelhaftes Einmieten von Kartoffeln und Rüben bedeutet Verlust. Die Haltbarkeit der Kartoffeln, besonders aber der Futterrüben, bei der winterlichen Einlagerung ist, je nach Sorte, Bodenart und Witterungsverhältnissen, während des Wachstums verschieden. Nach den reichlichen Niederschlägen bei mangelnder Sonne und Wärme in diesem Jahr wird die Haltbarkeit der Kartoffeln und Rüben vielfach durch den hohen Wassergehalt der Früchte geschmälert werden. Je üppiger und großzelliger sie gewachsen sind, desto geringer ist ihre Haltbarkeit. So sind z. B. Futterrüben mit hohen Massenerträgen meistens nicht so zur Ueberwinterung geeignet als die weniger ergiebigen, aber nährstoffreicheren Sorten. Beim Einmieten aller Früchte muß man immer bedenken, daß die Früchte leben, also zum „Atmen" ständig frische Luft brauchen. Andererseits müssen die Mieten so beschaffen sein, daß sie sicheren Schutz vor Frost bieten. Bei sachgemäßer Behandlung halten sich aber Kartoffeln in Mieten viel besser als im Keller. Dies gilt namentlich für Saatkartoffeln, deren Keimkraft in mangelhaft gelüfteten Kellern schwer geschädigt wird. — Vielfach werden die Mieten zu tief angelegt. Bewährt hat sich, für Kartoffelmieten überhaupt keine Erde auszuheben und eine dafür ausersehene Stelle von Stoppeln, Unkraut, Erntewäldern und dergleichen zu reinigen. Man wähle stets eine leichte Bodenerhöhung, von der die Feuchtigkeit gut abfließen kann. Die möglichst trockenen Kartoffeln werden in Haufen von nur 1.50 Meter Breite und 1 Meter Höhe gebracht, sofort mit einer Schicht Stroh bedeckt und diese bis auf den First so reichlich mit Erde beworfen, daß sie vor Nässe geschützt sind. Bei den ersten Frösten erhöht man die Erddecke um 25 bis 30 Zentimeter und bedeckt auch den First, weiter legt man noch eine dicke Lage von Krummstroh oder Kartoffelkraut darüber, die als schlechter Wärmeleiter einen ausgezeichneten Frostschutz bietet. Zu ihrer Befestigung wird diese zweite Strohschicht mit Erde bedeckt. — Die Rüben erleiden in den Mieten meist durch zu große Wärme Verluste, die Wärme entsteht durch zu starke Bedeckung der Mieten. Damit die Temperatur in der Miete nicht ungünstig hoch ansteigt, gibt man oft als Bedeckung nur Erde. Damit diese nicht zwischen die Früchte fällt und das Mieten erschwert, ist es angebracht, eine leichte Strohschicht auf die Rüben zu legen. Die eigentliche Winterdecke soll etwa 30 Zentimeter stark sein. Bevor man die Erddecke verstärkt, warte man das Ausfühlen des Inhalts ab. Zu diesem Zwecke bleibt auch der First der Miete lange offen. Es ist sehr vorteilhaft, die Temperatur der Mieten regelmäßig mit einem Mietenthermometer zu prüfen. Mangelt ein solches, dann öffnet man an mehreren Stellen die Mieten, um sich vom Stande des Inhalts zu überzeugen. Die Rübenmieten können wesentlich breiter als die Kartoffelmieten sein, doch empfiehlt es sich nicht, sie länger als acht bis zehn Meter anzulegen. Al.

Bleichen der Endivie. Eine besonders wichtige Arbeit bei der Endivienkultur ist das Bleichen derselben. Dies geschieht in der Weise, daß die ausgewachsenen Pflanzen lose mit einem Bastfaden zusammengebunden werden. Irgendeine andere Methode, z. B. das Bleichen unter Töpfen, ist nicht zu empfehlen. Beim Gießen der gebundenen Köpfe ist größte Vorsicht zu üben, damit kein Wasser nach dem Herzen fließt, sonst faulen die Pflanzen. Jeweils werden nur so viel gebleicht, wie gebraucht werden. Da im Herbst das Wetter meistens schon feucht und kalt ist, wird ein Bleichen im Freien auf Kosten der Pflanzen gehen. Man bringt die Endivien am besten mit der Wurzel in einen leeren Kasten und schlägt sie hier ein oder auch an einen trockenen Ort im Garten oder man bewahrt sie im Keller im Sand auf. Belüft man sie im Freien, so deckt man sie am besten mit Laub oder Strohmatten ab gegen zu viel Nässe. Hat man sie in Kästen, so müssen diese ab und zu an warmen Tagen gelüftet werden. Bringt man sie in den Keller, so schlägt man sie in Sand ein, der genügend feucht gehalten werden muß. In letzterem Falle brauchen die Pflanzen nicht gebunden zu werden. Bei richtiger Behandlung halten sich so aufbewahrte Endivien sehr gut und lange. Zum Binden eignet sich am besten die breitblätterige Sorte Esskarol, beste Winterkorte. Weniger geeignet zum Binden und mehr für Herbstbedarf sind die niedrigen, mooskrausen Sorten. Wi.

Lebertran und Lebertransalbe in der Wundbehandlung. Die Lebertran- und Lebertransalben-Behandlung findet in der Medizin immer größere Verbreitung. Es gelang schnell und leicht, Verletzungen, bei denen die Haut abgelebert und die Wunde in tiefen Hauttaschen mit Schmutz, Erde usw. ganz stark verunreinigt war, zu heilen. Weitere Versuche haben ergeben, daß der sich immer als keimfrei erwiesene Lebertran eine starke keimtötende Wirkung ausübt auf Bakterien, die aus Erde, Heu und dem Darm entstammen, geschützt worden waren, so daß auf diese Weise die überaus günstige Wirkung des Lebertrans in der Wundbehandlung seine Erklärung findet. Lk.

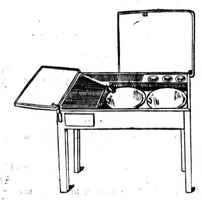
Gebackene Aepfel mit Vanillesoße. Entsprechend der Personenzahl werden mittelgroße säuerliche Aepfel geschält und mit einem Apfelbohrer das Kernhaus gut entfernt. In das Innere tut man dann Sultanien, grobgehackte Mandeln, kleingeschnittenes Zitronat, ein wenig Butter und Zucker. Nun setzt man die Aepfel in eine gebutterte Backform — nicht Metallform —, gibt noch etwas Butter hinein und bäckt alsdann die Aepfel im Ofen weich — sie dürfen aber nicht zerfallen —, man tut auf, sie öfter zu beschöpfen. Inzwischen bereitet man eine etwas dickflüssige Vanillesoße zu der man noch eine Tasse Weißwein gibt oder gießt sie über die Aepfel und gibt sie in der Form zu Tisch. E. S.

Schlehenwein-Rezept. Schlehen (nach Frost pflücken, je Kilogramm mit 1 Liter Wasser kochen, acht Tage stehen lassen abgießen, 95 Gramm Zucker zufetzen und mit Burgunder-Reinhefe vergären. Wird meistens nicht als Schlehenwein, sondern zum Verschnitt mit säurearmen Weinen verwendet. Selbstverständlich kann man auch mehr zufetzen und den Wein für sich verwenden, doch besteht dann Neigung zum Gelieren. Psch.

Neuerungen für den Haushalt

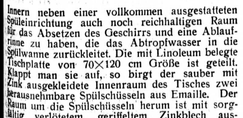
Kleine Küchen verlangen besonders gut durchdachte Einrichtungen

Nicht immer ist in kleinen Küchen Raum und Gelegenheit, einen Anschluß-Spültisch aufzustellen, und man muß sich mit einem Küchentisch begnügen, der auch Einrichtungen für die Spülarbeit enthält. Neben den Küchentischen mit Auszugsteil für das Spülen bietet der auklappbare Küchentisch den Vorteil, in seinem Tischplattenteile durch eine Verriegelung aufrecht stehend festgestellt werden können, benötigt man keine Wand für den Küchentisch. Man kann ihn auch, in der Mitte der Küche stehend, ohne Stütze benutzen.



Ein Waschtopf besonderer Art

Die Erledigung der Wäsche macht der Hausfrau noch immer viel Kopfzerbrechen. Nicht immer ist der Raum für die Aufstellung einer Waschmaschine vorhanden auch wird man die „kleine Wäsche" gern im Rahmen der täglichen Hausarbeit in der Küche erledigen. Der „neue Herdwaschautomat" eignet sich sehr gut zum Kochen der Wäsche auf dem Herd. Er unterscheidet sich von seinen Brüdern durch einen hochstehenden Rand, in dem ein durch Bajonettverschluß festgestellter Deckel ruht, der in seiner Rundung zwei übereinander liegende Lochreihen aufweist. Man braucht bei diesem Waschautomaten mit der Lauge nicht zu sparen, sie darf bis zum Deckelrand stehen. Sobald die Lauge erhitzt wird, drängt sie von unten durch die Wäsche nach oben und sucht sich durch die oberste Lochreihe einen Ausweg. Sie tritt in den hohen Rand nach außen, kühlt sich dort ab und strömt durch die untere Lochreihe wieder in den unteren Kesselteil zurück, um, von neuem erhitzt, den Kreislauf wieder zu beginnen.



Innern neben einer vollkommen ausgestatteten Spüleinrichtung auch noch reichhaltigen Raum für das Absetzen des Geschirrs und eine Ablauftinne zu haben, die das Abtropfwasser in die Spülwanne zurückleitet. Die mit Linoleum belegte Deckplatte von 70×120 cm Größe ist geteilt. Klappt man sie auf, so birgt der sauber mit Zink ausgekleidete Innenraum des Tisches zwei herausnehmbare Spülschüsseln aus Emaille. Der Raum um die Spülschüsseln herum ist mit sorgfältig verlötetem, gerifftelten Zinkblech ausgeschlagen, so daß das Holz des Tisches vor jeder Nässe geschützt ist. Drei Behälter für Reinigungsmittel sind herausnehmbar und leicht zu reinigen. Will man den Abstellraum für das Geschirr vergrößern, so stellt man den kleinen Klappteil der Tischplatte waagerecht. Im andern Fall steht er seitlich aufrecht. Da beide einen größeren Waschautomaten mit Ablaufhahn und einem besonderen Herdunterbau zu wählen.

Ein neuer Sparkocher

Ein neuer Sparkocher, der in seiner Arbeitsweise den bekannten Schnellkochtöpfen gleicht, dessen Benutzung aber jede Gefahr ausschließt, ist auf dem Markt erschienen. Das Geheimnis seiner Vorzüge, nämlich, daß in ihm die Speisen eine kürzere Zubereitungsdauer brauchen, daß Nähr- und Duftstoffe der Speisen nicht entweichen können, liegt in der Konstruktion des Topfdeckels. Der Deckel wird durch eine Drehbewegung unter dem Topfrand festgeklemmt. Um jede Gefahr, die durch den sich unter dem festgestellten Deckel sammelnden Dampf entstehen könnte, zu verhindern, sind in dem Deckel eine Anzahl von Löchern angebracht, die durch eine lose aufliegende Klappe verschlossen sind. Sobald ein Ueberdruck entsteht, wird die Klappe durch den ausströmenden Dampf emporgehoben. — Ein anderer Vorzug dieses Sparkopfes ist der, daß infolge des festgestellten Deckels und der Löcher das Abgießen mit größter Bequemlichkeit vor sich geht. Ein geteiltes Einsatzsieb für Gemüse und Kartoffeln und ein Einhängebehälter für die Bereitung des Nachtisches ermöglichen es, in diesem Topf auf schnellem Wege ein vollständiges Mittagessen herzustellen. Die Töpfe von 3—6 Liter Inhalt sind aus Aluminium oder aus einem Leichtmetall, das, durch ein besonderes Verfahren gehärtet, von großer Festigkeit und Haltbarkeit ist.

Deike M (4)

Kalte Ente

Schrumm ist ein harter Schuldner. Wenn man ihm schreibt, antwortet er nicht. Wenn man ihn mahnen kommt, öffnet er nicht die Tür. Schneider Schneider war schon fünfmal vergeblich bei Schrumm gewesen. Als er das sechstemal kam, verfluchte er eine List. Er klingelte bei Schrumm.

Schrumm schrie von innen:

„Wer ist denn da?"

Schneider Schneider sagte mit verstellter Stimme:

„Der Geldbriefträger. Herr Schrumm!"

„Wieviel bringen Sie denn?"

„Hundert Mark, Herr Schrumm!"

Sagt Schrumm: „Dann tragen Sie das Geld bitte gleich zu meinem Schneider Schneider, der wartet schon so lange darauf, daß er ganz dumm im Kopfe wird und sich manchmal für den Geldbriefträger hält."

*

Hackebeils haben heute Hasen.

Der Hase ist vorzüglich.

Hackebeil lobt ihn über den grünen Klee.

„Wer hat ihn zubereitet?"

Frau Hackebeil: „Die vorletzte Köchin hat ihn abgezogen, die letzte Köchin hat ihn gespickt und die neue Köchin hat ihn gebraten."

Gelübt

„Sie wollen meine Tochter zur Frau? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß sie ein sehr zartes Wesen besitzt!"

„Das macht nichts. Ich war ja lange Jahre Packer in einer Glaswarenfabrik!"

(„Jugend.")

Schwerer Beruf

Auf dem Polizeirevier.

Wachtmeister zum Arrestanten: „Was sind Sie?"

„Ehemann!"

„Ich meine, was Sie für einen Stand haben?"

„Einen schweren Stand, Herr Wachtmeister! Meine Frau macht mir gehörig zu schaffen!"

Sie hat's!

„Wir haben uns daran gewöhnt", sagte die Lehrerin, „zwei Begriffe sprachlich miteinander zu verbinden. Wir sagen zum Beispiel: Leben und Tod, Gold und Silber, Sommer und Winter usw. Wer kann mir noch solche zusammengehörenden Worte nennen?"

Die kleine Inge meldet sich.

„Also, Inge! Nämlich?"

„Spinat mit Ei", erklärte Inge.

(„Fliegende Blätter.")

*

Paul und Pauline schlafen.

Plötzlich brüllt Paul im Schlaf:

„Hilfe! Hilfe!"

Pauline fährt aus den Kissen.

Ruft ein Paul:

„Was soll das? Was schreist du?"

Paul erwacht:

„Mir träumte, Bruno Bauer ist ins Wasser gefallen —"

„Wer?"

„Bruno Bauer."

„Welcher Bruno Bauer?"

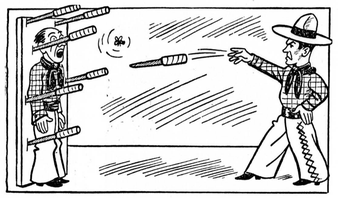
Brummt Paul:

„Du kennst ihn nicht — ich habe ihn eben erst im Traum kennengelernt."

Zirkusluft

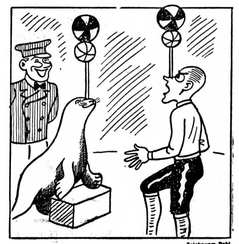
Die Löwenbändigerin sieht eine Maus — — —

Der Schlangenmensch „Da fällt mir ein, ich wollte mir doch die Schuhe besohlen lassen!"



Ein Aengstlicher! „Bob, jag' doch mal die Wespe weg, die macht mich ganz nervös."

Die besorgte Partnerin! „Ich glaube, der bekommt Grippe, er hat einen ganz heißen Kopf."



Der Jongleur: „Das ist doch eine Frechheit, Herr Kolege, Ihr Biest macht alle meine Tricks nach."

Höflichkeit

Anzengruber wurde, als er noch Redakteur eines Witzblattes war, oft von einem jungen Mann in der Redaktion belästigt.

Anzengruber lobte stets die Arbeit des jungen Schreibers, obgleich er sie nicht verwenden konnte.

Einmal sagte der junge Mann zu ihm:

„Ich weiß, Sie dachten ganz anders von mir. Ich bin Gedankenleser."

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich wollte Sie nicht verletzen."

Nur immer vorsichtig!

Unser Vereinsmitglied Obermaier hielt eine Ansprache, die etwas länger ausfiel, weil er fast bis auf die Erschaffung der Welt in seiner Darlegung zurückging. Dabei erhitzte sich Herr Obermaier über Gebühr, und um sich Erleichterung zu verschaffen, zog er kurzerhand den Rock aus und legte ihn neben sich auf einen Stuhl.

Nach Schluß des Referats kam der Vorstand und sprach dem Redner seine Anerkennung aus. „Aber", fügte er bei, „daß Sie den Rock ausgezogen haben, war doch zu ungenier... Haben Sie denn nicht gewußt, daß auch Fremde anwesend sind?"

„Freilich hab ich's gewußt", darauf Herr Obermaier, „aber ich hab auch meinen Rock keinen Augenblick aus den Augen gelassen."

(„Fliegende Blätter.")

*

Ida ist eine sehr ängstliche und vorsichtige Dame.

Auf Reisen glaubt Ida stets, im falschen Zug zu sitzen.

Deswegen fragt sie, wen sie immer findet:

„Ist das der richtige Zug?"

Der Schaffner ist freundlich:

„Wohin denn, meine Dame?"

„Nach Zittau."

„Ja."

„Der Zug fährt bestimmt nach Zittau?"

„Gewiß!"

„Wissen Sie das genau?"

„Ich fahre doch schon seit fünf Jahren", sagt der Schaffner.

Ida reißt entsetzt die Augen auf:

„Was? Seit fünf Jahren? Und da sind Sie immer noch nicht in Zittau angekommen?"

*

Der Festredner beginnt:

„Ich sehe vor mir viele glänzende Gesichter —"

In diesem Augenblick kommen zweihundertdreiundvierzig Puderdöschen aus den Taschen.

Carnegies 100 Dollar

Carnegie, der zu den reichsten Leuten dieses Planeten gehört, machte einst eine Reise im Kaukasus. Carnegie betrat hierbei die Kirche und setzte sich bescheiden auf einer Bank nieder. Als dann die Kollekte eingesammelt wurde, legte er hundert Dollar, einen großen, neuen Schein, in den Teller des Küsters.

Nach einer Weile hörte er den Popen: „Liebe Gemeinde! Die Kollekte hat ergeben einen Rubel und acht Kopeken. Und wenn die Banknote, die der alte Mann da in den Hut gelegt hat, echt ist, so sind es noch hundert Dollar mehr. Liebe Gemeinde, laßt uns beten, daß die Banknote echt ist."

Asthma ist heilbar

oder wenigstens weitgehend zu bessern, wenn es gelingt, die Empfindlichkeit der Atmungsschleimhaut gegen die asthmauslösenden Reize und die Krampfbereitschaft des vegetativen Nervensystems dauernd herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Silphoskalin". Es ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. — Kein Linderungsmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirkstoffe-Kombination zur ursächlichen Bekämpfung von Heuasthma und Anfälligkeit der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis bei Jung und Alt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original „Silphoskalin", Packung mit 90 Tabletten RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Hübler, Konstanz, kostenlos u. unverbindlich Zusendung der interes. illustrierten Aufklärungsschrift S305 v. Dr. phil. nat. Straub.

Es war ein kapitaler Bock ...

nur einen Fehler hatte er: er äste ständig auf der Grenze, bald hinüber, bald herüber. Jung und Fiedler, zwei eifrige Jäger, saßen sich täglich auf ihren Hochsitzen argwöhnisch gegenüber und warteten auf das Ende der Schonzeit. Das ist gewöhnlich der 31. Mai. Am 25. steht der Bock zunächst bei Fiedler. „Wenn man jetzt schießen dürfte", denkt der. Dann sieht er durchs Glas, wie der Bock zu Jung hinüberwechselt. Und dann — ja, dann kracht ein Schuß, der Bock sinkt ins Blatt getroffen zusammen. Wie der Blitz ist Fiedler bei dem Tier, Jung auch. Fiedler schimpft wie ein Rohrspatz, es sei noch Schonzeit, aber Jung holt seine Zeitung aus der Tasche und liest vor: „Die Jagd auf den roten Bock wird heuer schon am 25. Mai eröffnet." So geschehen vor ein paar Jahren. Auch hier zeigt sich's:

Wer Zeitung liest, kommt schnell zum Schuß!

Deutsche Marken-
Nähmaschinen
ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.—
Ritter, Paderborn, Markt 8
Besichtigung erbeten

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre portofrei zugehen.

Welches gut kath. Fräulein, das geschäftstüchtig und gesund ist, hat Interesse, mit einem 32-j. Tischlermeist., der in Thüringen wohnt und über Geschäft u. Werkstatt verfügt, den Geschäftsbetrieb durch vorhandene Kapitalsmöglichk. in Kreis Minde zu vervollkommnen. Bei gegenseit. Zuneigung baldige

Heirat

Anspräche sowie Anfragen m. Bild und Lebensbeschr. sind zu richt. unt. Nr. 7/139 „Der 7. Tag", Paderborn.

Ordentl. Mädel, 24 J., sucht auf diesem Wege anständigen kath. Mann kennen zu lernen zwecks

Heirat

Im Geschäft und Küche erfahr. Nur ernstgem. Zuschr. u. Nr. 7/141 „Der 7. Tag", Paderb.

Ja. Dame, 24 J., erwerbsl., Musikerin u. Bern., möchte m. bess. Herrn zw.

Heirat

in Verbind. treten. Diskr. Ehrensache! Off. m. Bild u. näh. Ang. u. Nr. 7/145 „Der 7. Tag", Padd.

Wo der Mann fehlt

sucht früh. Kaufmann und Wirt, Mitte 50, kathol., völlig alleinstehend und ferngelegen, pass. Wirkungskr., auch in ländlicher Gegend, nur geg. Kost u. Wohnung. Ang. u. Nr. 7/140 „Der 7. Tag", Paderborn.

Graue Haare

sind in 8 Tagen natürlich durch „Nico-ventin". Pf. portofrei (Nachnahme 30 Pf. mehr)
90 Pf.
O. Blocherer
Augsburg 8/29

Gebildt. Fräulein m. 45 J., gut. Aeuß., sucht

Stellung

in kleinem, kranenlosem Haushalt. Offert. unt. 7/143 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Anzeigen
im „7. Tag" haben groß. Erfolg.

Kieler Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider und Mäntel. Gratisabsmuff. Angebot u. Preisliste. — Alter, Körpergröße (Scheitel, b. kl. Jungen), Kinder od. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offizierstuche, Tuchstoffe, Kragen, Kammgarne f. Anzüge, Damenmänt., Kostüme, Kleider 3—4 monatl. Ratenzahlungen. Marine-Versandhaus Bernh. Peiller, Kiel 84

Muster frei! Teppiche, Matratz. Gardinen, Läufer Polsterrohstoffe Zahlungserleichterung Teppich-Frick, Essen 29

STRICK-MASCHINEN für Hausgebrauch mit **WAREN-ABNAHME** lief. seit ca. 30 Jahr. **GUSTAV NISSEN & CO.**, Hamburg 8 J. Wagen Gratis-Auskunft schreibe man noch heute!

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.
Willy Mantouffel. Gänsemästerei, Neutrebbin 92c (Oderbr.).
Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Für 29.-
Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf-Rücktrittbremse. Original Stricker mit Aufbautung, komplett RM. 36.—. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Kaffee direkt aus der Bremer Rösterei 9 Pfd. (= 4½ kg) franko Nachn. Rm. 4.40 **Rösserer & Co.** Bremen 50b Postfach 441

Stottern Wirklich Bldn. Prosp. fr. Fachinstitut. Hanckel, Berlin-Ch., Uhlandstr. 22

Heiratsgesuche
finden im *7. Tag* weiteste Verbreitung

Erfolge bei
NERVEN-LEIDEN
Gehstörungen, Folgezuständen von Schlaganfällen, Neurasthenie, Rheuma und Gelenkleiden durch die
PYRMOOR-KUR
Prospekt kostenlos durch B.A. Lautenschläger, München 442 Münzstraße 9

Rheinisches Technikum
Höhere technische Lehranstalt **Bingen**
Ingenieur-Ausbildung
Prospekte anfordern kostenlos

Hastreiter's Kräuter-Drageés
gift- und jodfrei, unschädlich, ...
Kropf/Basedow
Preis: 1 Org.-Pckg. Mk. 3.45
Kur: 5 „ „ „ 16.75
Bei Bestellung angeben als Kropf oder Basedow
Friedrich Hastreiter
Germering bei München.

Anzeigen-preise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfälisches Volksbl. Paderborn. Hannover 153...

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oltergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7 Tag": II. Vj. 36: 33 787. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1...